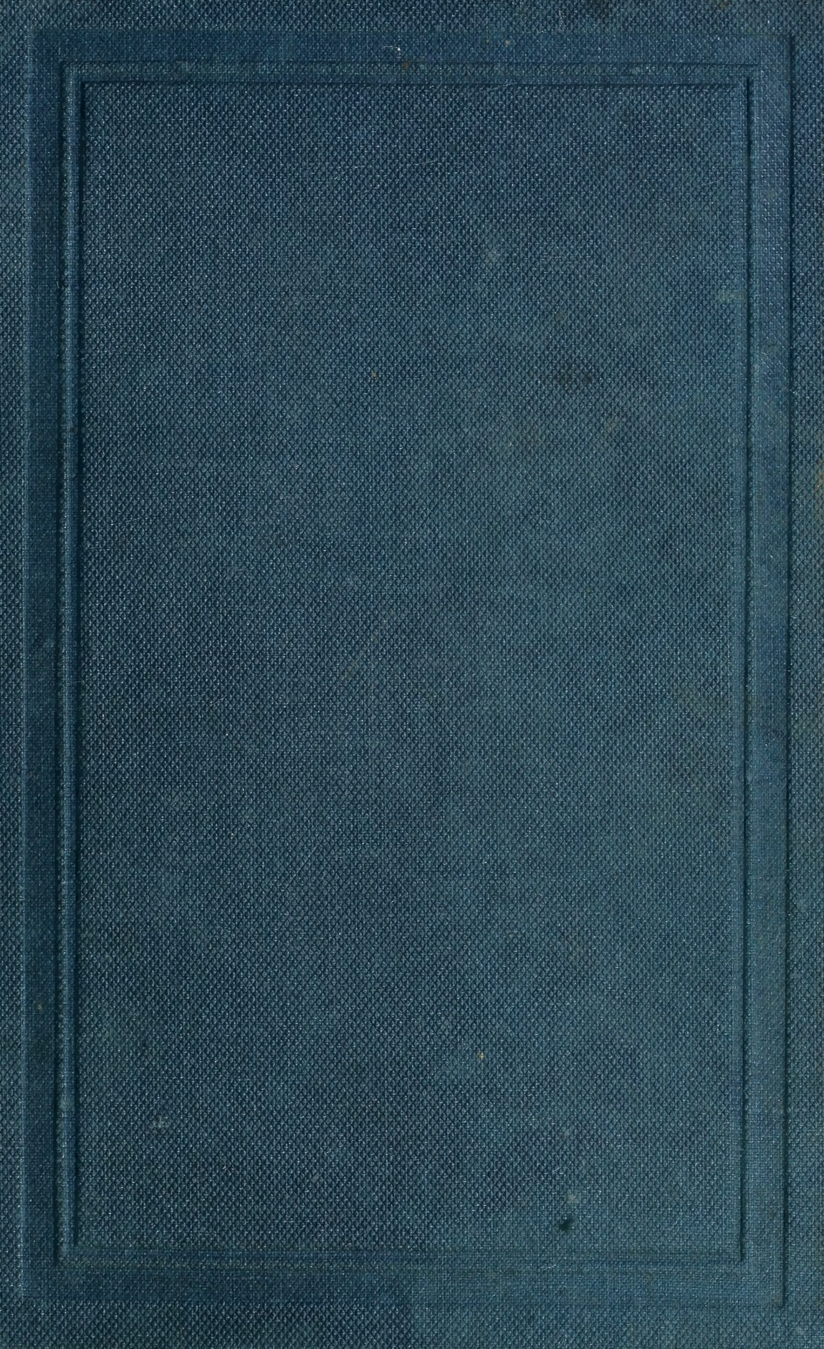
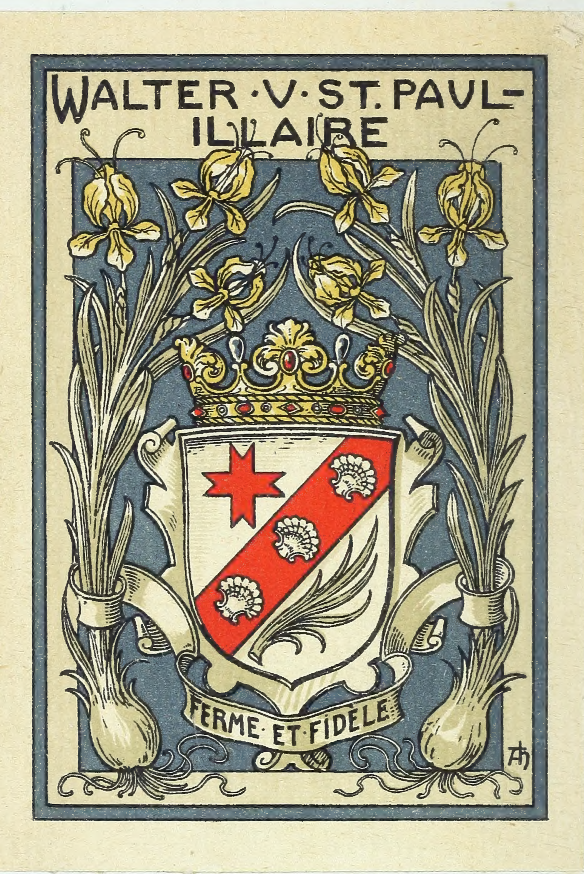
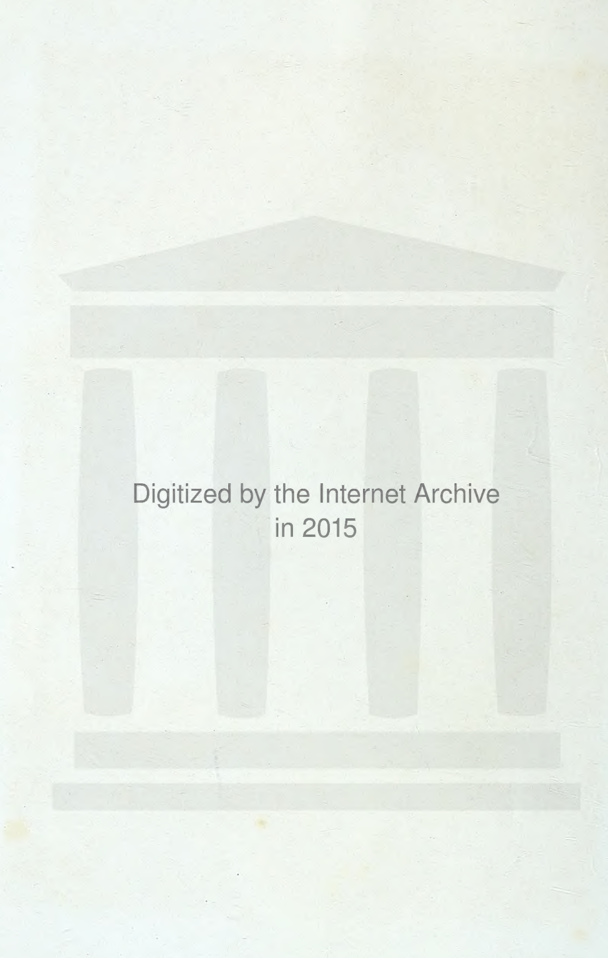



WALTER · V · ST. PAUL-
ILLAIRE
FERME · ET · FIDELE



Schlichte Geschichten

von

George Hesekiel.

Erster Band.

Berlin, 1863.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes.

Der Kanzler von Küstrin.

I.

Eine eigenthümlich bewegte Zeit war's, da Markgraf Johann oder Hans, wie er meist genannt wurde, auf seinem festen Schlosse zu Küstrin saß, und als ein wirklicher Landesherr gebot in der Neumark, im Lande Sternberg, über das Herzogthum Crossen und die Lausitzischen Besitzungen des großen Hauses Churbrandenburg; es war schon eigenthümlich, daß die Neue Mark einem anderen Herrn gehorchte, als die Chur- und anderen Marken, und diese Trennung hat in manchem ehrlichen Brandenburger die Verwirrung auf den höchsten Grad gesteigert. Denn Verwirrung, ja, Verwirrung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, ist das hervorspringende Merkmal jener Zeit, die für Alle, welche nicht forschen und suchen in der Vergangenheit der Väter, in dem Glanze des Namens der Reformationszeit strahlt.

Gewiß soll an den Ehren der Reformation hier nicht gemäkelt werden, es steht aber historisch fest, daß der Glanz, der von Wittenberg ausstrahlte, daß die Flammen, welche die Reformatoren entzündeten, daß dieser Glanz zunächst die Augen von Tausenden und aber Tausenden blendete, so daß sie dem rechten Weg nicht zu folgen vermochten, daß diese gewaltige Flamme für's Erste die Schatten nur tiefer und schrecklicher erscheinen ließ.

Wie bei dem Gewitter traten die segensreichen Folgen der Reformation erst hervor, als die Wetter dahin gebraust, die Regenströme zu Thal geflossen und die Wolken abgezogen waren.

Die Reformation griff so gewaltig ein in das Leben, namentlich des norddeutschen Volkes und beherrschte dergestalt alle Verhältnisse des Daseins, daß kaum Eins derselben unberührt blieb. Die Ansichten, Vorstellungen und Meinungen der Zeitgenossen über die höchsten Angelegenheiten des Lebens wandelten sich so vollständig, daß all' die Verwandelungen des äußeren Lebens unbedeutend dagegen erschienen; und doch trat auch in diesem gerade zu jener Zeit ein Umschwung ein, wie er schwerlich zum zweiten Male sich in der Weltgeschichte ereignen wird. Es machten sich nämlich zu jener Zeit in den brandenburgischen Marken

und in den angrenzenden Ländern die Folgen der Entdeckung von Amerika und des Seewegs nach Ostindien fühlbar; die Menschen lernten und zwar ziemlich plötzlich eine Menge von Producten und Genüssen kennen, welche nach und nach zu einer völligen Umgestaltung ihres Lebens führten.

Selbst das Auge des Forschers, der geübt darin ist, sich die theuren Kunden der Vorzeit zu einem Bilde des Lebens der Väter zurecht zu legen, blickt staunend auf diese Verwirrung, in welcher auf den ersten Blick Alles schwankend, Alles unsicher, nichts mehr fest und bestimmt erscheint.

Hier wird muthvoll in heiliger Ueberzeugung die Päpstliche Herrschaft über die Gewissen zurückgewiesen und dicht neben den edelsten Glaubenshelden stehen die Diener des crassesten Teufelglaubens; neben den Predigern der Sitte die Verkünder der wildesten Unzucht, hinter Fürsten, die das Schwert der Gerechtigkeit ruhmreich hoch halten, erheben Hexen- und Tortur-Richter ihre blutigen Hände. Mit der Verwirrung auf den höchsten geistigen Gebieten geht die Verwirrung in andern Lebenskreisen Hand in Hand. Auflehnung und Unterdrückung herrschten im Großen, wie im Kleinen, die alten Lebensformen brachen auseinander, und die neuen

hatten noch keinen Halt gewonnen, das war die Signatur jener Zeit. Es ist darum unendlich schwer, die Persönlichkeiten, Verhältnisse und Ereignisse jener Zeit auch nur annähernd richtig darzustellen, zumal da in jenen Tagen eine Hauptquelle für die Kenntniß vergangener Zeiten nur noch spärlich fließt und bald fast ganz versiegt, die Urkunden hören nämlich auf und die neuere Form der Mittheilung durch die Druckerpresse liegt noch in der Wiege.

Endlich erschwert noch ein Umstand wesentlich die richtige Anschauung jener Zeit. Seit die Kunden durch die Druckerpresse allgemeiner geworden, sind fast alle politischen und socialen Verhältnisse in einer bestimmten, geschlossenen, meist auch durch Gesetze geregelten Gestalt aufgetreten, das aber hat uns nothwendig beirren müssen, und wir glauben an solche festbestimmte und geschlossene Formen auch in der Zeit vor der Reformation. Das ist indessen falsch, denn in der Gesellschaft vor der Reformation waren alle Unterschiede und Formen, die nachher fest standen, noch flüssig, sie waren lebendig, sie sonderten noch nicht, sondern sie verknüpften und vermittelten; mit einem Wort: Brauch und Sitte waren in der alten Gesellschaft mächtiger als das Gesetz. Es liegt aber

auf der Hand, daß die Verhältnisse einer solchen Gesellschaft ganz anders beurtheilt werden müssen, wie diejenigen eines Lebens, in welchem Brauch und Sitte ganz untergeordnet neben dem allmächtigen Gesetz erscheinen.

So gab es vor der Reformation, zum Beispiel, auch Standesunterschiede, sie waren aber flüssig; wo war der Unterschied zwischen deutschen Reichsfürsten und andern Reichsunmittelbaren? Der Titel machte ihn nicht, sondern der Titel folgte oft viel später erst der größeren Macht. Wo war der Unterschied zwischen dem Adel, dem reichsfreien, dem landsässigen und dem Patriciat? Es gab Familien, die in verschiedenen Zweigen zuweilen zu verschiedenen, oft aber auch zu ganz derselben Zeit, alle drei Kategorieen repräsentirten. Wie viele Geschlechter giebt es nicht, bei denen man nachweisen kann, daß sie wechselsweise adelige Grundherren und dann wieder bürgerliche Gewerbtreibende waren! Zu geschweigen von dem Stand der Geistlichkeit und der Gelehrten, in welchem alle Stände zusammenflossen, von dem aber auch wieder Elemente nach allen Seiten hin ausströmten.

In der Zeit nun, da Markgraf Hans in Küstrin residirte, war die alte Gesellschaft gesprengt und eine

neue war in der Bildung; wir aber haben vielleicht zu lange bei dieser Auseinandersetzung verweilt, die uns für das Verständniß unserer Erzählung nothwendig dünkte. Wir mußten unsere Leser vorher von den Gründen in Kenntniß setzen, warum in jenen Zeiten gerade Dinge möglich waren, die freilich kurz vorher kaum, kurz nachher aber geradezu ganz unmöglich gewesen wären. Den Entdeckungen des Schießpulvers, der Buchdruckerpresse, des Seewegs nach Ostindien, Amerikas und endlich der Reformation war die alte Gesellschaft erlegen, eine neue rang gewaltig nach Gestaltung, trübe Gährung und Verwirrung überall, und auch in den Brandenburgischen Marken; das ist die Zeit, in welcher sich unsere Erzählung bewegt.

II.

Ein häßlicher, naßkalter Februar-Morgen, — es schneite stark und regnete dazwischen, der Sturm heulte um die Wälle von Küstrin, die in feuchtem

Nebeldämmer wie begraben lagen; die Straße, die von Frankfurt in hundert Krümmungen über Dämme aller Art und nicht weniger als siebenunddreißig Brücken herlief, war mit ihren tief ausgefahrenen Gleisen schwer zu passiren und würde jedem Reiter, der auch nur einen Rest von Mitleid mit sich selbst oder seinem Pferde spürte, die höchste Vorsicht geboten haben. Dennoch sehen wir auf dieser Straße einen jungen Gesellen daher kommen, der sein Roß mit Ruf und Spornstoß treibt, als wenn das Thier mehr als vier Beine zu brechen, und er selbst mehr als ein Genick einzusetzen hätte.

Freilich ist's auch ein tüchtiges Thier, was der junge Gesell da zwischen seinen kräftigen Schenkeln hat; eins von den breitbrüstigen, starkknochigen Pferden mit schwerem Tritt, aber von unvergleichlicher Kraft und Ausdauer, wie man sie in den Zeiten vorzüglich liebte und suchte, wo ein Streitroß einen schwer gepanzerten Reiter tragen mußte. Das Pferd des jungen Gesellen auf der Frankfurt-Küstriner Landstraße ist von eisengrauer Farbe es zeigt auf dem schwierigen Terrain eine große Gewandtheit und nimmt sichtlich seine ganze Kraft zusammen. Bei jedem Zuruf spitzt es verständig die Ohren, bei jedem Sporn-

stoß läßt es ein unwilliges Schnaufen hören, als wolle es sagen: „was plagst Du mich und Dich, Du weißt ja, daß ich ohnehin thue, was ich irgend vermag!“

Der junge Gesell scheint auch ein Verständniß zu haben für das Gefühl des Thieres, denn er klopft ihm von Zeit zu Zeit auf den Hals und sagt ihm kurze Schmeichelworte, bis ihn die Ungeduld, die Hast oder die Angst dann wieder packen und zu erneuetem Antreiben reizen.

Wir kennen das Roß, betrachten wir nun auch den Reiter! Wir nannten ihn einen jungen Gesellen mit Recht, denn er ist etwa zwanzig Jahr alt, zu Markgraf Hansens Zeit aber hießen Männer von dreißig Jahren, welche jetzt oft schon Greise sind, noch junge Gesellen, und waren es auch. Unser junger Gesell ist ein ziemlich hübscher Bursche, ja man hätte ihn schön nennen können, wenn seine dunkeln, feurigen Augen nicht gar zu klein gewesen wären; sonst war sein Gesicht fein und fast mädchenhaft zart; der weiche Bart sproßte ihm dicht und reich auf der üppig aufgeworfenen Lippe, und in langen Locken floß des Haares feine, dunkle Fülle nieder auf die Schultern und ringelte sich unter der Pelzkappe hervor, die Haut und

Nacken schützte. Der junge Gesell ist nichts Gemeines, denn seine Pelzkappe ist von feinem Sammet und mit Gold gestickt, der Pelz aber ist ein kostbar Rauchwerk. Von der weitern Bekleidung vermögen wir in diesem Augenblick nichts zu sagen, denn sie ist völlig von dem langen, weitfaltigen, gelbgrauen Reitermantel bedeckt, der bis über die Sporen herabfällt, indessen läßt auch das zierliche Geschirr des Rosses auf hohen Stand oder Reichthum schließen. Beide waren schon damals nicht immer beisammen.

Sehnsüchtige Blicke wirft der Reiter auf die Wälle und Thürme von Küstrin, welche endlich in einigermaßen bestimmteren Formen vor ihm auftauchen, aber ihn auch zu erneutem Antreiben seines eisengrauen Rosses reizen. Er blickt aber nicht nur vor sich, er blickt auch hinter sich; fürchtet er Verfolger? Oder weiß er vielleicht die Verfolgung dicht auf seiner Spur? Zu sehen ist nichts, Regen und Schnee machen jeden weitern Rückblick auf die Straße unmöglich.

Der Reiter hatte jetzt den Kopf des langen Damms erreicht, auf welchem die Landstraße hinlief; rechter Hand hatte er den von allen märkischen Städten unzertrennlichen Kietz, d. h. eine von Fischern wendischer Abkunft, die damals und auch später noch so halb und halb

als Makel galt, bewohnte Vorstadt, welche gerade an der Stelle lag, wo die fischreiche Warthe und die Oder ihre Wasser vereinigen. Vor sich am andern Ufer der Oder erblickte unser jugendlicher Reitersmann die Veste Küstrin, die gewaltige, jungfräuliche Festung, welche Markgraf Hans seine „liebe Tochter" zu nennen pflegte. Grade aus die Mühlen-Pforte mit den Schiffmühlen davor, dann über die Wälle emporragend das stattlich bethürmte und begiebelte Residenzschloß, endlich den sogenannten Cavalier, eins der stärksten Werke der Vertheidigung.

Die Wogen der Oder rauschten hoch auf und trieben stark mit gewaltigen Eisschollen; der Reiter erreichte jetzt an dem Flusse hinreitend einen Abschnitt und tiefen Graben, über welchem eine Zugbrücke niederlag, welche von zwei Reisigen, deren Gesichter, grimmiger fast wie ihre Speere, unter den Blechkappen her dem Kommenden entgegenstarrten, obgleich der gar nichts von ihnen zu fürchten hatte, nicht einmal einen Aufenthalt. Vielmehr nahmen die grimmen Wächter ihre Speere mit einer Art von Achtung auf die Schulter und Einer von ihnen rief: „Ihr werdet erwartet, Herr Wenzel!"

Herr Wenzel, wir wissen jetzt wenigstens den Vor-

namen unseres Reisenden, nickte dem Wächter der Brücke freundlich zu, ritt über die Bretter und durch einen gewölbten Wallgang, bis er im Innern des Werks vor einem Wachthaus hielt, an dessen Thür ein Mann von reiferen Jahren schon, offenbar ein Diener, stand, welcher ihn erwartet zu haben schien.

„Der gestrenge Herr Kanzler," sprach der Alte hervortretend und mit großer Unterwürfigkeit grüßend, „haben mich geschickt, um Euch zu empfangen, auf daß nirgend ein Aufenthalt!"

„Hat mich mein Herr Vater früher erwartet, Balke?" fragte der Reiter, während der Diener neben ihm herging.

„Nicht eine Stunde früher, Herr Wenzel," entgegnete der Diener, „der Herr Kanzler sagte, daß ich's hörte: wenn er Frankfurt gestern Abend erreicht hat, so ist sein Roß so müde, daß er heute nicht vor eilf Uhr eintreffen kann. Ihr wißt, daß der Herr Vater immer ganz genau Alles vorhersagen, und es hat wirklich noch nicht eilf geschlagen auf der großen Kirche!"

Der Reiter nickte und sprang vom Pferde mit einer Zierlichkeit und einer Leichtigkeit, die dem alten Dienstmann ein Lächeln der Billigung entlockten. Er

wollte die Zügel des eisengrauen Rosses nehmen, Herr Wenzel aber, der zweite Sohn des markgräflichen Rathes und Kanzlers, Herrn Franz Neumann, welchen mächtigen Mann man insgemein den Kanzler von Küstrin nannte, litt es nicht, sondern wies ihn lächelnd zurück und führte sein treues Roß allein über die lange Oderbrücke, auf welcher mehrere Beamte und Officiere auf- und abgingen, wahrscheinlich um Maßregeln gegen das immer gefährlicher werdende Eistreiben des Stroms zu treffen.

Jenseits der Brücke stieg Herr Wenzel Neumann wieder auf und ritt weiter; er befand sich hier in einem zweiten Festungswerk, zwischen dem Cavalier und der nach dem Gorin zu belegenen Bastion. Der Reiter passirte nun noch mehrere Werke und Brücken ohne Aufenthalt, denn der vor ihm herschreitende Diener hatte das Passirwort, und gelangte so endlich durch das Langedammsthor bei der Roßmühle in die eigentliche Stadt Küstrin. An dem markgräflichen Garten hinreitend und an dem sogenannten Speckhause vorüber kamen die Beiden vor dem markgräflichen Schlosse an und hielten vor einer Nebenpforte, welche den berühmten Zeughäusern von Küstrin gegenüberlag.

Hier erst überließ Herr Wenzel Neumann dem

alten Diener sein Roß, nachdem er demselben fast zärtlich den Hals geklopft und ihm einige Liebkosungen zugerufen hatte, die das kluge Thier mit zurückgelegten Ohren und einem verständigen Schnauben dahinnahm.

Leichtfüßig klirrte der junge Mann über die steinernen Stufen einer Wendeltreppe hinauf, warf oben in einem weiten, ziemlich öden Vorgemach den schweren Reitermantel und die Pelzkappe auf eine lange Holzbank und öffnete die nächste Thür.

Wir sehen jetzt, daß der junge Herr sehr reich gekleidet ist, wenn auch die Kleidung sichtlich gelitten hat auf der Winterreise unlieblichem Pfad.

Wenzel Neumann schreitet durch das Gemach mit hastigem Schritt, kaum nickt er dem langen, hagern Manne zu, der dort hinter einem Tisch sitzt, und sich grüßend erhebt bei seinem Eintritt, er klopft an die innere Thür und tritt, nachdem er sich also angemeldet, sofort ein.

In diesem mehr behaglich als kostbar oder gar prunkend eingerichteten Gemach stand ein stattlicher Herr von etwa fünfzig Jahren, sein Gesicht ähnelte dem des jungen Menschen, wie der Sommer dem Frühling ähnelt, auch ihm waren die klugen, feurig blickenden, aber kleinen Augen eigen. Das war Herr Franz

Neumann, der Kanzler von Küstrin, des Markgrafen Hans rechte Hand, wie man zu sagen pflegte, des Markgrafen Hans Lenker und Leiter aber, wie man hätte sagen sollen.

Des Kanzlers von Küstrin schlanke Gestalt war noch ungebeugt, Feinheit und Klugheit sprachen sich unverkennbar aus in seinem noch immer schönen Gesicht, dennoch sah er eigentlich mehr aus wie ein Kriegsmann, als wie ein Gelehrter und Rechtsmann; am allerwenigsten sah er aus wie der Rector der Schule zu Crossen, der er doch gewesen, bevor er Schreiber, Rath und Kanzler des Markgrafen wurde. Auf seiner Stirn thronten Stolz und Trutz, in seinen Augen blitzte kriegerisches Feuer, um seine Lippen lagerte Feinheit und, wenn man will, auch arge List; man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er ein Mann war für jene gährende Zeit, welche der Männer mit starkem Willen und mit eisernen Fäusten bedurfte.

Der Kanzler von Küstrin trat seinem zweiten Sohne, das war Herr Wenzel, einen Schritt rasch entgegen, dann blieb er stehen und sprach lächelnd und die Hand ausstreckend: „Willkommen mein lieber Sohn, Du bist gekommen gerade zu der Stunde, so ich Dich erwartete, und das ist mir lieb, denn nun weiß ich,

daß Alles nach meinen Wünschen gegangen ist und daß Dein lieb eisengrau Rößlein keinen Schaden genommen hat!“

Der junge Mensch hatte seines Vaters Hand ehrfurchtsvoll an die Lippen gedrückt, jetzt zog er unter seinem Wamms einen Brief hervor und sprach: „Es ist so, wie Ihr sagt, Vater, da ist der Brief des Herrn Commendators, aber ich begreife doch nicht, wie Ihr's vorher gewußt haben könnt, lieber Vater, und mein gutes Rößlein, Eisengrau genannt, wird doch an diesen Ritt denken.“

Der Kanzler von Küstrin lauschte mit wohlwollender Miene der Rede seines Sohnes, er hörte sie, aber seine Gedanken waren doch wo anders, er hielt das Schreiben, das ihm der Sohn gebracht, in der Hand, er wog das leichte Blatt, als habe es eine Last, sein Auge ruhte fest darauf, aber nicht mit Neugierde, er wußte, was dieser Brief enthielt, sondern mit Haß, ja, mit grimmigem Haß und mit boshaftem Triumph zugleich. Der Mund lächelte der Rede des Sohnes und das Auge glühete in Grimm und Groll. Das dauerte aber nur einen Augenblick, der Kanzler legte den Brief, der mit einem Seidenfaden umschlungen und mit einem großen Siegel beschlossen war, neben

sich auf den mit Pergamenten und Papieren, Büchern und andern Dingen beladenen Tisch, schlug die Arme auf der Brust kreuzweis zusammen, wie er gern that und sprach freundlich: „Mein lieber Sohn, hättest Du den Brief des Commendators nicht gehabt, so würdest Du, in der Meinung, daß es nöthig sei, mich sobald als möglich von dem Fehlschlagen dieser wichtigen Sache in Kenntniß zu setzen, Dich über die Maßen beeilt haben, dann wärest Du früher hier gewesen und hättest Dein Rößlein Eisengrau zu Schanden geritten; so aber ist's besser, nicht?"

Er strich liebkosend mit der flachen Hand über des Jünglings blühendes Angesicht, dann setzte er hinzu: „Uebrigens danke ich Dir herzlich für Deinen Eifer und werde auch nicht unterlassen, dem durchlauchtigen Herrn Markgrafen zu sagen, daß Du Dich klug und wacker benommen bei dieser Deiner ersten bedeutenden Sendung!"

Der Kanzler ließ sich nieder an seinem Tisch und fuhr fort: „Komm, mein Sohn, setze Dich zu mir und laß mich noch Einiges wissen von Deiner Fahrt, ich muß gleich hinüber zum gnädigsten Herrn, danach magst Du ausruhen und Dir gütlich thun!"

„Auf dem Hinritt," meldete Wenzel, einen Sessel

neben dem des Vaters einnehmend, „ging bis Frankfurt Alles glatt, zwischen Frankfurt und Fürstenwalde aber wollte mich bedünken, als ob mir Jemand folge; ich sah drei Mal einen Reiter auf einem Schimmel hinter mir, und zwar auch auf einem Pfade, den ich zwar genau genug kannte, den aber schwerlich ein Fremder reitet; Ihr erinnert Euch des Pfades am Elsenbruch dicht bei Berkenbrück, Vater, Ihr habt ihn mir selbst gezeigt vor zwei Jahren, als wir in Fürstenwalde waren?“

Der Kanzler nickte.

„Ich hatte indessen keine Zeit,“ fuhr Wenzel fort, „genauer zu untersuchen, ob der Reiter auf dem Schimmel mich verfolge, oder ob er mir nur folge, weil er bemerkt, daß ich des Weges kundig; ich kam in Fürstenwalde bei Anbruch der Dämmerung an, stellte mein Roß im Massow'schen Wappen ein und ging sofort zu dem Kaufmann. Eine Viertelstunde vor mir war Herr Berthold von Berlin eingetroffen; er erzählte mir viel von den Schwierigkeiten, die er ganz zuletzt noch gefunden, ich hörte aus seiner Rede aber deutlich heraus, daß er nur schwatzte, damit ich eine recht hohe Meinung von seiner Schlauheit be-

kommen und ihn recht herausstreichen sollte gegen Euch. Die Hauptsache war, daß er die Einwilligung der Balley zum Austausch hatte, weil die Comthure in Berlin nicht die erwartete Unterstützung gefunden. Herr Sigismund von der Marwitz und Herr Joachim von Arnim sollten, seiner Rede nach, sich am meisten gegen den Austausch bemüht haben, und selbst Herr Melchior von Barfuß hat Bedenklichkeiten gehabt!"

„Auch der von Barfuß," sprach der Kanzler von Küstrin in offenbarem Hohne vor sich hin, „es ist ganz unbegreiflich, daß diese geistlichen Ritter, die so klug sonst sind, gar nicht begreifen wollen, was zu dieser Zeit ihr wahrer Vortheil ist!"

„Nun, Herr Vater," rief Wenzel lebhaft, „ich verstehe sehr gut, daß das, was geschieht, im Vortheil des gnädigsten Herrn, unsers durchlauchtigsten Markgrafen ist, auch sehe ich wohl, daß die Johanniter nicht anders können, als nachgeben; denn Ihr setzt ihnen ja Daumschrauben an, aber wie es zu ihrem Vortheil dienen soll, daß sie immer geben und immer wieder hergeben müssen, bald durch einen Kauf, wo ihnen der Herr Markgraf die Kaufsumme schuldig bleibt, bald durch einen Tausch, wo ihnen das Eingetauschte nur schlimme Verwickelungen, aber keinen Ge-

winn eintragen kann, das begreife ich nicht und finde die Bedenken der Ritter ganz in der Ordnung!"

„Ja, mein lieber Sohn," sprach der Kanzler mit überlegenem Lächeln, „es giebt etliche Dinge, welche leicht, etliche aber, welche schwer zu begreifen sind. Ei, sage mir doch, wer ist es denn, welcher dem durchlauchtigsten Herrn Markgrafen immer wieder den Rath giebt, sich in seinen Geldnöthen an den Johanniter-Orden zu halten?"

„Ich denke, das seid Ihr, Vater?" sagte Wenzel offenherzig.

„Richtig," nickte der Kanzler und fuhr ernst fort, „die Johanniter denken's auch, daß ich's bin. Du und die Johanniter, Ihr habt vielleicht nicht unrecht, und doch haben mich diese geistlichen Herren zu ihrem Ordensbruder gemacht und mich in ihre Gemeinschaft aufgenommen. Weißt Du nicht, daß ich Commendator von Schievelbein bin?"

„Ich weiß es, Vater," versetzte der Jüngling rasch, „Ihr hättet das nicht annehmen sollen, verzeiht!"

„Warum nicht, mein Sohn?" fragte der Kanzler ruhig.

„Es ist, es wird —" stotterte der junge Mann und schwieg endlich verlegen still.

„Mein Sohn," kam ihm der Kanzler mit freundlichem Ernst zu Hülfe, „ich weiß, was Du sagen willst, Du mußt aber nicht sagen: das ist hinterlistig oder unehrenhaft, oder wie Du es sonst nennen willst, sondern Du mußt sagen: es scheint so. Ich will Dir aber mein Benehmen erklären, mein Sohn; ich bin der Gegner dieses Ordens, ich hasse diese Johanniter, ich hasse sie mit dem ganzen vollen Haß, dessen eine Mannesseele fähig ist, denn es waren Johanniter, die mich verletzt haben in meinem Innersten und in meinem Heiligsten, die mir die Jugend vergifteten, das ist Eins; für's Andere aber bin ich der Kanzler von Küstrin, ich bin meines durchlauchtigsten Herrn Markgrafen geschworener Diener, und muß dessen Bestes suchen. Wahrlich! ich habe diese Johanniter-Balley niemals geschont, wo sie dem Vortheil meines gnädigsten Herrn im Wege stand, und ich werde sie nicht schonen. Ich bin nicht zu den Johannitern gegangen und habe sie gebeten um das weiße Kreuz mit den acht Spitzen, welches sie in erheuchelter Demuth von Linnen auf dem hochmüthigen Sammet ihres Rockes, über dem noch hochmüthigeren Herzen tragen, sie sind damit zu mir gekommen, sie haben mich gebeten, ihr Kreuz anzunehmen, einer der Ihrigen zu werden; sie

haben mir dabei keine Bedingung gemacht, und ich habe nichts versprochen. Sie meinten aber in ihrer Schlauheit: nun haben wir den Neumann, nun ist er Einer der Unsrigen und wir werden in ihm einen kräftigen Vertheidiger gegen den Markgrafen Hans haben, der so gar argen Hunger auf unsere Comthureien und Tafelgüter hat. Ich bin nicht hinterlistig gewesen, wie Du siehst, mein Sohn, sondern die Johanniter waren's, sie wollten mich zu einem schlechten Diener meines gnädigen Herrn, des Markgrafen, machen, durch ihr Kreuz und ihren Ordens-Mantel; sie haben mir eine Grube gegraben und sind selbst hineingefallen!"

Der Kanzler rieb sich die Hände, er genoß seines Triumphes. Der Sohn sah seinen Vater nachdenklich an, der hatte, ihm gegenüber wenigstens, noch niemals so offen seinen Todhaß gegen den Johanniter-Orden bekannt; aber jene Zeit verstand sich noch weit besser als die unsrige auf einen gründlichen heißen Haß, und der Sohn, der seines Vaters Augen glühen sah, verstand den Haß gegen den Johanniter-Orden nicht nur, sondern er begann ihn beinahe zu theilen. So etwas steckt auf seltsame Weise an. Freilich hätte das offene Eingeständniß des Hasses den Sohn mißtrauisch machen

sollen gegen die ganze darauf folgende Argumentation, denn die Johanniter hatten den Kanzler keineswegs freiwillig in ihre Gemeinschaft aufgenommen, sondern er war ihnen, freilich in feiner Weise, aufgedrungen worden, aber Wenzel Neumann war ein junger Mann und fühlte schon die sengende Gluth des Hasses, die ihn aus seines Vaters Worten anwehete, er hörte kaum noch, was dieser weiter sagte; er hegte in dem Augenblicke nur noch den Wunsch, zu erfahren, warum sein Vater die Johanniter so grimmig hasse, weil er meinte, dann könne er diesen Haß um so besser theilen. Kühn wagte er eine Frage.

Der Kanzler von Küstrin betrachtete seinen Sohn eine ziemliche Weile mit scharf spähenden Blicken, der kluge Herr las in der Seele des jungen Menschen. „Die Neugier soll seinen Haß noch schärfen!“ sprach er für sich und tiefe Schatten umzogen sein Antlitz; dann sagte er ernst: „Du mußt erst schweigend dienen lernen, mein lieber Sohn, eines Tages, vielleicht bald, wir werden ja sehen, wirst Du erfahren, wodurch diese barmherzigen Ritterbrüder vom Spital zu Jerusalem meinen Todhaß auf sich geladen haben. Jetzt nicht, jetzt sollst Du es noch nicht erfahren. Du bist noch jung, die Jugend soll sich freuen, sie soll lachen, es

lacht sich aber schlecht, wenn man ein solches Geheimniß auf der Seele mit sich herumträgt. Genug, mein Sohn, fahre fort in Deinem Bericht, meine Zeit ist gemessen, ich muß zum gnädigsten Herrn!"

Der junge Mann antwortete nicht gleich, er hielt sein Haupt gesenkt und blickte sinnend vor sich nieder, der Kanzler schaute etwas befremdet hinüber zu ihm. Der kluge Kanzler wußte nicht, daß er durch kein Wort, sondern lediglich durch den Ton seiner Stimme, das Mißtrauen geweckt in dem Herzen seines Sohnes. Wenzel schaute endlich auf und fragte halb unwillig mit sich selbst, halb trotzig: „Darf ich noch ein Wort zuvor mit Euch sprechen, Vater?"

„Rede, mein Sohn," versetzte der Kanzler mild und lehnte sich, die Arme auf der Brust kreuzend, zurück in seinen Sessel.

„Verzeiht, Vater," begann der junge Mann, „vielleicht ist's Euch nicht ganz recht, ich muß es aber sagen!"

„Sprich nur, sprich nur, ich bin gewohnt, auch nicht angenehme Dinge zu hören!" lautete die freundliche Antwort.

„Vater," fuhr der junge Mann fort, „ich darf, ich kann Euch nicht länger dienen gegen die Balley

der Johanniter, wenn Ihr mir nicht zuvor sagt, aus welchem Grunde Ihr einen solchen Haß auf die Johanniter geworfen, denn ich bin ein Freund dieser Ritter, sie sind gastfrei gegen mich gewesen und gegen Einen von ihnen, der jetzt leider todt ist, hege ich Gefühle der tiefsten Dankbarkeit, im Ganzen aber ist ihr Orden doch ein großes Werk. Ich muß selbst entscheiden können, ob ich es mit meiner Ehre vereinbar halte, mit Euch gegen die Balley und die Johanniter zu kämpfen!"

„Du bist noch zu jung, mein Sohn, um mein Geheimniß tragen zu können!" erwiderte der Kanzler mit kalter Ruhe, aber vollkommen freundlich.

„Ihr denkt also," fuhr Wenzel hastig heraus, „daß ich fortfahren werde, Euch zu unterstützen, Vater, in einem Werk, welches mir bedenklich dünkt, mit blindem Gehorsam?"

„Ich denke so, mein Sohn; ich weiß, daß Du es thun wirst!" antwortete der Kanzler mit vollendeter Ruhe und seinem Sohne gerade in's Gesicht schauend.

„Ja, Ihr wißt es," versetzte Wenzel bitter, „Ihr wißt es, weil Ihr wißt, daß ich niemals die Wege meines Bruders Franz wandeln werde, daß ich Euch

niemals ungehorsam sein kann; aber, Vater, gestattet mir, um meine Seele zu beruhigen, gestattet mir, daß ich meinen Gehorsam in dieser Angelegenheit an eine Bedingung knüpfe!“

„Der Sohn knüpft den Gehorsam gegen das Gebot des Vaters an eine Bedingung!“ sagte der Kanzler lächelnd, „fürwahr, das ist die neue Zeit!“

„Nicht der Sohn stellt dem Vater die Bedingung, sondern Wenzel Neumann dem Kanzler von Küstrin!“ rief der junge Mann.

„Der Unterschied ist fein, lieber Wenzel,“ sprach der Kanzler, „aber Du bedarfst Deines distinguo hier gar nicht, ich bin nicht gegen Deine Forderung, ich sah in ihr auch nur den Geist der neuen Zeit, deren Diener und Hammer ich bin, ich muß mich im Gegentheil freuen, die Stimme der neuen Zeit aus Dir sprechen zu hören; also sei getrost, mein Sohn, ich, Franz Neumann, als Kanzler und Vater nehme Deine Bedingung an, sie ist angenommen im Voraus, jetzt nenne sie!“

Der junge Mann stutzte über die Zuversicht, mit welcher sein Vater sprach; etwas kleinlaut erwiderte er: „Ihr erklärtet mich für zu jung, es muß also doch ein Tag kommen, an welchem ich alt genug sein

werde, das Geheimniß zu vernehmen, nennt mir den Tag, bestimmt mir den Termin, ich will nicht murren und bis dahin Euer stummer Helfershelfer, oder vielmehr Euer willenloses Werkzeug gegen den Johanniter-Orden sein, das ist meine Bedingung!"

„Gut," versetzte der Kanzler nach kurzem Besinnen, „ich will Dir einen Termin setzen, Du sollst das Geheimniß, das Geheimniß des Hasses und der Schande, das sollst Du erfahren an dem Tage, an welchem ich in der Kirche zu Sonnenburg als Herrenmeister der Balley Brandenburg, als Gebietiger des Johanniter-Ordens in Sachsen, Mark, Pommern und Wendland installirt werde."

Der Sohn sprang hastig empor und warf einen fragenden Blick auf seinen Vater; dieser lächelte.

„Das ist ja aber unmöglich, mein Vater!" stammelte Wenzel in steigender Verwirrung.

„In der neuen Zeit ist nichts unmöglich für Neumann!" antwortete der Kanzler stolz.

„Wir sind nicht von Adel!" warf der Sohn schüchtern ein.

„Desto besser," sprach der Kanzler mit hohem Bewußtsein, ich bin ein Mann der neuen Zeit, ich bin ein „homo novus" und heiße darum sehr passend

Neumann — aber," setzte er leichter hinzu: „trage Du darum keine Sorge, hat mich der Mangel eines adligen Stammbaues ausgeschlossen von dem Orden? Bin ich nicht jetzt eben so gut ein Johanniter-Ritter wie der Marwitz oder der Burgsdorf, oder der Wedell, oder der Arnim, oder wie sonst Einer aus den alten Adelssippen dieses Landes? Bin ich nicht Commendator von Schievelbein und Landvoigt in der Neumark? Die neue Zeit hat mir die Pforten des Ordens geöffnet, und an ihrer Hand werde ich auch den Stuhl des Herrenmeisters besteigen!"

„Und Ihr wollt Euch wirklich auf den Herrscherplatz setzen in dem Orden, gegen den Ihr Todhaß hegt, Vater?"

Dem armen jungen Manne schwindelte.

„Sie werden den Todfeind selbst zu ihrem Gebietiger machen!" bestätigte Franz Neumann mit unheimlichem Lächeln.

„Nein, Ihr täuscht Euch," rief Wenzel noch ein Mal, „sie können keinen, der nicht von Adel, zu ihrem Herrenmeister wählen, es ist gegen ihr Gesetz, gegen Brauch, gegen Alles."

„Sie haben mich zum Ritter an- und aufgenommen," lautete die kühle Antwort des Kanzlers

von Küstrin, „das war ebenso gegen ihren Brauch und gegen ihr Gesetz, und überhaupt was gilt ein alter Brauch, was gilt ein altes Gesetz in dieser neuen Zeit? Ist es nicht ebenso und noch mehr gegen Gelübde, Brauch und Regel des Johanniter-Ordens, daß die Ritter verheirathet sind? Sind aber nicht trotzdem die Commendatoren Herr Melchior von Barfuß und Herr Andreas von Schlieben seit Jahren beweibt? Hat nicht der Commendator zu Mirow, Herr Siegismund von der Marwitz, von dem Generalcapitel zu Speier Briefe gebracht, nach denen auch die verheiratheten Commendatoren im Genuß Alles dessen bleiben, was sie vom Orden haben? Glaubst Du, mein Sohn, daß der Johanniter-Meister in Deutschland, der Fürst von Heitersheim, dem Kanzler von Küstrin die Bestätigung der Wahl versagen wird? Es ist eine neue Zeit gekommen, mein Sohn, ich glaube schon, daß sie Etlichen, daß sie Vielen nicht gefällt, aber mir gefällt sie, denn ich bin ein homo novus und Du bist des Neumann's Sohn!“

Der Kanzler war aufgestanden, er hielt seinem Sohne die Hand hin, der legte zögernd die Seine hinein, aber er erwiederte den Druck, denn er hatte noch nie so gewaltig die Bedeutung seines Vaters

gefühlt, des Mannes, der sich einen Hammer der Neuzeit nannte.

„Du wirst mir am Abend mehr erzählen von Deiner Fahrt, ich muß jetzt zu meinem gnädigen Herrn!“ schloß der Kanzler die Unterredung, legte eine goldene Halskette an, von der ein großer Ehrenpfennig prangend auf seine Brust niederhing, nahm den kurzen schwarzen Mantel um und setzte das Barett auf, um welches ebenfalls eine goldene Kette geschlungen war. In einen Beutel von schwarzem Sammet, der auch das Staatssiegel enthielt, steckte er verschiedene Briefschaften, hing den Beutel mit den goldenen Schnüren an seinen linken Arm und ging, von seinem Sohn begleitet, hinaus.

Zunächst schloß sich ihm draußen im Vorgemach der „Letztschreiber“ an, das heißt der Vornehmste der Schreiber, der die Schriftstücke zuletzt bekam und sie dem Kanzler vorlegte. War der Kanzler nach unserer Ausdrucksweise der markgräfliche Minister, so war der Letztschreiber sein vortragender Geheimerath. Der Sammetbeutel mit Goldschnüren war das Minister-Portefeuille unserer Tage.

In der Vorhalle standen jetzt drei Diener, von denen Einer dem Kanzler vorausging, die beiden An-

dern aber hinter dem Letztschreiber her traten. Der Letztschreiber hielt sich etwas zurück, aber doch dicht an den Kanzler, der mit ihm von Geschäften sprach.

„Auf Wiedersehen beim Abendessen, mein Sohn!“ sagte Franz Neumann, als er die Treppe hinaufstieg, während sich der junge Mann, der hier zurück blieb, tief verneigte.

Das war Franz Neumann, der Heros der neuen Zeit!

III.

Wenzel Neumann begab sich jetzt, mit raschen Schritten einen langen Gang durcheilend und eine steile Treppe emporsteigend, in das einfache Gemach, welches er in der Wohnung seines Vaters inne hatte, in der Kanzlei, wie man diesen Theil des Küstriner Schlosses damals nannte.

Der junge Mann fühlte das Bedürfniß, allein zu sein, ihn schwindelte fast, er hatte zu viel gehört,

was ihm völlig neu war; freilich war er Franz Neumann's Sohn, es lebte in ihm dieselbe Energie, vielleicht auch dieselbe List und Schlauheit, aber Wenzel Neumann war lange nicht in dem Grade ein Kind der neuen Zeit, wie es sein Vater wünschen und vielleicht auch glauben mochte; er war ein noch weicher, schwankender Charakter; es war auch kein rechter Ehrgeiz in dem jungen Manne, oder wenn ein solcher in ihm war, so ging er für jetzt noch andere Bahnen und hatte sich andere Ziele gesteckt.

In dem Gemach da Oben hing ein schön auf Pergament gemaltes Wappen in bunten Farben, an der Wand; das Wappen zeigte einen silbernen Schrägbalken im grünen Feld, der mit drei grünen Läublein hinter einander belegt war. Auch der offene Flug auf denselben war mit dem silbern Balken und den grünen Läublein darauf bezeichnet. Das war das Neumann'sche Wappen und auf beiden Seiten neben demselben waren schöne ritterliche Waffen zu Schutz und Trutz aufgehängt.

Wenzel warf nur einen Blick auf diesen ritterlichen Wandschmuck, aber sein Auge nahm augenblicklich einen höheren Glanz an, sein Gesicht leuchtete; nein, er war kein Mann der neuen Zeit, dieser Neu-

mann! Wer mit solchen Blicken an Wappen und Waffen konnte hängen, der liebte auch die Zeit, zu der diese Rüststücke gehörten, — ein Solcher aber konnte nur ein widerwillig Werkzeug sein in der Hand dessen, der sich den Hammer der neuen Zeit nannte.

„Mein Vater mag es Fabel und Narrethei nennen, ich weiß es, daß ich zu den märkischen Neumännern gehöre, auch wenn ich's nicht erweisen kann; Paul Neumann war fürstlicher Hofmeister zu Soldin und Johann Neumann Dom-Capitular daselbst, das sind Männer adeligen Standes gewesen; ich begreife meinen Vater wohl, er haßt den Adel, weil er nicht erweisen kann, daß er von Adel ist, daran erkenn ich's erst recht; wären wir wirklich von geringer Abkunft, so wäre auch der Groll und der Haß gegen den Adel nicht in meinem Vater und nicht diese Liebe und Verehrung für das Ritterthum in meiner Seele. Mein Oheim und Taufpathe, Wenzel Neumann, des Sachsenherzogs zu Meißen Kanzler, hat einen Adelsbrief vom Kaiser genommen, mein Vater könnte einen gleichen Brief erhalten, er nimmt ihn nicht, er lacht darüber, vielleicht nur, weil das Gefühl seiner adeligen Herkunft in ihm noch stärker ist, wie in seinem Bruder, wie in mir; ich würde den kaiserlichen Adelsbrief nehmen!"

Eine tiefe Röthe überzog das hübsche Gesicht des jungen Mannes; es war eine Verlegenheit in ihm, die er mit fast mädchenhafter Geschämigkeit vor sich selbst zu verbergen trachtete. Er trat an das Fenster, blickte durch die kleinen Scheiben hinaus über den mächtig angeschwollenen Oderstrom und verfolgte mit den Augen den Weg da drüben, auf welchem er wenige Stunden zuvor von Frankfurt hergekommen.

„Dieser Ritt lastet mir auf der Seele,“ sprach er plötzlich ganz laut, „ich bin der Träger des Unrechts gewesen. Die Landvoigtei ist ein schlechter Ersatz für den Orden; er hat nachgeben müssen, und ich, der ich diesen Orden liebe und verehre, der ich des seligen Ritters von Burgsdorf Schüler war, ich habe mich zu den Drängern der Balley gesellt! Markgraf Hans will ein großer Fürst sein, seine Mittel reichen dazu nicht aus, in Brandenburg kann nur Einer ein großer Fürst sein, der ist der Churfürst, und es ist Thorheit und Verderb, daß Markgraf Hans in gleicher Höhe mit ihm reiten will. Das hat mir der selige Herr von Burgsdorf oft genug gesagt, und der Ritter war weise, er hatte Recht. Markgraf Hans aber hat's angefangen und wie er's begonnen, so will er's auch weiter treiben, und mein Vater muß

die Mittel schaffen, welche sein armes Fürstenthum nicht bietet. Freilich findet er Mittel, wenn auch immer nur geringe auf Ein Mal, in den Gütern der Balley, die ihm nachgeben muß, weil sie ihm nicht Widerstand leisten kann, weil sie ihn zum Vormund genommen hat in ihrer Rathlosigkeit, denn sie ist selbst abgewichen von ihren Stiftungszwecken. Das gab auch der selige Ritter von Burgsdorf zu, aber man zerstört nicht eine so herrliche Stiftung, wenn sie abweicht vom Ziel, sondern man führt sie zurück, man bessert sie, man reformirt sie. Ich habe jedes Wort gemerkt, was der von Burgsdorf darüber gesprochen, Markgraf Hans hegt auch keine Abneigung gegen die Balley, sie ist ja so lange der Stolz der Hohenzollern gewesen, und er ist ein Hohenzoller. Sein Geschlecht hat diese Balley immer geliebt, schon lange bevor es ein Herrschergeschlecht in den Marken wurde. Hat nicht der hochberühmte Kriegsheld Graf Friedrich von Zollern, damals Comthur des Ordens zu Villingen, den großen Freibrief der Balley von Sanct Barnabastag 1382, den sogenannten Heimbach'schen Vergleich, hauptsächlich bewirkt? Hat nicht Churfürst Friedrich der Balley ihren Hauptsitz in Sonnenburg verliehen und dadurch Einheit in die

Thätigkeit gebracht? Haben nicht alle seine Nachfolger an Chur- und Markgrafthum die Johanniter begünstigt, weil sie eine stets gerüstete Miliz zur Hut der Ostgrenzen waren, eine Miliz der Marken für die Markgrafen gegen die Polen? Wahrlich! Markgraf Hans dächte nicht daran, die Balley fort und fort zu schädigen an ihrem Besitz und sie wehrlos zu machen, wenn er nicht unablässig dazu getrieben würde! Mein Vater treibt den Markgrafen, das hat mir mein seliger Freund der Ritter von Burgsdorf, nie gesagt, aber ich ahnte es seit einiger Zeit schon, und seit heute weiß ich's. Meinen Vater treibt Todhaß gegen den Johanniter-Orden, ich weiß nicht warum, er will mir's nicht sagen, und ich soll und muß diesem Haß dienen?"

Der junge Mann hielt einen Augenblick inne, in seinem Selbstgesgräche.

„Die neue Zeit, die neue Zeit!" fuhr er dann bitter fort, „Vater, Ihr wollt Euch entschuldigen mit der neuen Zeit, freilich der Orden ist gegen die neue Zeit, aber das Fürstenthum ist auch gegen die neue Zeit, Alles was steht, ist gegen die neue Zeit! Doch nein, mein Vater ist nicht der Mann der feigen Entschuldigung, er hat seinen Todhaß gegen die Balley,

gegen diese edle Stiftung der Väter, einbekannt, die neue Zeit dient nur seinem Haß und sein Haß dient der neuen Zeit. Zwei furchtbare Verbündete gegen den Orden! Und sein Haß ist furchtbar, ich fühlte mich glühend angeweht von diesem Haß, er ergriff mich selbst einen Augenblick, ich verstehe solchen Haß, ich beklage ihn, weil er gegen die Balley, die ich liebe, gerichtet ist, aber ich kann ihn nicht verwerfen, es ist mir nur schmerzlich und beschämend zugleich, daß mein Vater seinen Haß in den Ordensmantel der Balley selbst gehüllt hat, daß er das achtspitzige Kreuz über seinem Groll aufpflanzt, und daß er den Herrenmeisterstuhl besteigen will, nur um dem Herrenmeisterthume den Todesstoß zu versetzen. Das ist nicht ritterlich, das ist die neue Zeit, die neue Zeit, vor der mir ekelt? Und ich, ich soll ihm dienen, bis zu dem Augenblicke, da er sein Ziel erreicht hat?"

Mit trostloser Miene lehnte der Jüngling an dem Fensterpfeiler und tief, auf die Brust herab sank sein Haupt, so stand er eine ziemliche Weile, dann richtete er sich mit raschem Ruck empor und trotzig sprach er und fast drohend vor sich hin: „Der Kanzler von Küstrin ist ein Mann der neuen Zeit, mein Bruder Franz auch, er lehnte sich tapfer auf gegen die Be-

fehle des Vaters, er trennte sich in hellem Zorn und ging davon. „Er wird schon wiederkommen!“ sprach der Vater lächelnd, als sein ältester Sohn ging. Er ist aber nicht wieder gekommen und wird auch nicht wieder kommen. Einen Sohn hast Du verspielt, Kanzler von Küstrin, und ein zweiter steht auf dem Spiel!“

Es war eine Fülle von finsterem Trotz in dem jugendlichen Antlitz, als Wenzel Neumann diese Neumann diese Worte sprach.

Offenbar waren die Söhne dem Vater zu ähnlich in fester Trotzigkeit, wenn sie auch dessen glatte Formen nicht hatten; der Kanzler befand sich in Gefahr, auch den zweiten Sohn zu verlieren, wenn er nicht darauf verzichtete, ihn als sein Werkzeug zu betrachten und zu gebrauchen.

Noch stand der trotzige Jüngling mit flammenden Augen und geballten Fäusten, da ließ sich ein seltsames Geräusch an der Thür vernehmen; es wurde daran gekratzt. Wenzel blickte sich erstaunt um und wollte eben nach der Thür gehen, da öffnete sich diese plötzlich und ein riesenhafter großer Hund mit zottigem Fell sprang mit einem gewaltigen Satze herein, richtete sich hoch auf, warf seine mächtigen Tatzen auf

die Schultern Wenzels, und leckte ihm in stürmischer Freude das Gesicht. Wenzel aber schlang seine beiden Arme um den gewaltigen Hund, ganz wie man einen alten Freund umarmt, und rief mit freudiger Stimme: „Cornaro, mein alter lieber Cornaro, bist Du da mein gutes Thier?“

Der Hund stieß ein Freudengeheul aus und tanzte in tollen Sprüngen um den jungen Mann herum, der sichtlich eben so erfreut über dies Wiedersehen war, wie der Hund selbst.

„Ist Alles wohl und gesund?“ fragte Wenzel, als wenn der Hund ein Mensch wäre.

Der Hund schüttelte freudig sein mächtiges Behänge und stieß mit funkelnden Augen ein kurzes Gebell aus, was eine sehr kräftige Bejahung war.

„Da sagen die Menschen nun, daß die Hunde nicht ebenso klug wären wie die Menschen,“ sprach Balke, der alte Diener, der auf der Schwelle stand, „ich sage, die Hunde sind klüger als die Menschen, wenigstens Etliche darunter, denn auch bei den Hunden sind die Gaben nicht gleich vertheilt.“

„Cornaro ist klüger, wie manches Menschenkind!“ erwiderte Wenzel Neumann mit großer Bestimmtheit und legte die Hand liebkosend auf den schön geform-

ten Kopf des Thieres, welches diese Liebkosung auch ganz gut verstand, denn es blickte voll Verständniß auf zu dem Sprechenden und bewegte mit einer Art von Würde die prächtige Fahne.

„Ich wollte eben heraufkommen, um Euch beim Ankleiden zu helfen," erzählte Balke mit der Vertraulichkeit eines alten Dieners weiter, „denn ich dachte, daß Ihr ausgehen würdet, da schnob der Cornaro hinter mir her und war wie's Wetter an Eurer Thür. Woher hat er nur gewußt, daß Ihr heimgekehrt?"

Auf einen Wink des jungen Herrn öffnete der Diener den spitzgewölbten Deckel einer Kleiderlade, die von schwerem Eichenholz und mit zierlichem Schnitzwerk bedeckt, in einer Ecke stand. Wenzel Neumann kleidete sich mit Balke's Hülfe ziemlich rasch an, und Cornaro, der sich nieder und seine Vorderpfoten über's Kreuz gelegt hatte, verfolgte mit klugen Blicken jede Bewegung des jungen Mannes, blinzelte zuweilen, als gefalle ihm etwas nicht, und gab dann wieder durch leises Neigen des Hauptes seine Billigung zu erkennen. In bester Laune zeigte ihm Wenzel ein schönes Wamms von braunem Sammt und fragte den geschmackvollen Hund, ob er das anziehen solle, oder ein anderes — Cornaro nickte; er fand also,

daß braun dem jungen Herrn wohl zu Gesichte stehe.

Und der Hund Cornaro hatte Recht; die in drei Reihen übereinandergefältelte Halskrause hob sich stattlich ab auf dem braunen Wamms mit der einfachen Reihe goldener Knöpfe, und das weitbauschende schwarze Beinkleid mit straffen rosenfarbenen Puffen paßte ganz ausgezeichnet dazu. Der enganliegende Strumpf zeigte ein schöngeformtes Bein. Die Tracht wurde durch einen kurzen, starren Mantel von braunem Sammet mit steilem und steifem Kragen und einen hohen, nach oben schmaler werdenden Hut fast ohne Krempe vollständig und verrieth den mächtigen Einfluß der spanischen Tracht, deren Knappheit, Starrheit und Steifheit damals noch im Kampfe lag mit der Ungeheuerlichkeit, Maaßlosigkeit und Pludrigkeit der deutschen Moden jener Zeit.

Wenzel Neumann hing einen Degen ein, der zu Hieb und Stoß gleich tauglich war, zupfte die Handkrausen zurecht und ergriff die Handschuhe, er war fertig zum Ausgehen, und ein hübscher Junge war er gewiß, daß dachte nicht nur er selbst, wie seine selbstgefällige Miene verrieth, als er einen letzten Blick in den Spiegel warf, den ihm Balke vorhielt,

das dachte auch Cornaro, der sich jetzt leise erhob, sich auf allen Vieren streckte und mit seinem Freunde das Gemach verließ.

Nicht springend, bald voraneilend, bald zurückkehrend, wie andere Hunde zu thun pflegen, setzte sich Cornaro in Bewegung, er ging ruhig neben Wenzel Neumann her, wie ein Freund neben dem Andern herzuschreiten pflegt. Ja, wer aufmerksam beobachtete, der konnte bemerken, daß Cornaro eine Art von Gönner-Miene angenommen hatte, Cornaro war sich offenbar bewußt, daß er den Sohn des Kanzlers von Küstrin in seine Protection genommen.

So schritten die beiden Freunde den Corridor hinab und Balke sah ihnen nach, so lange er sie sehen konnte, dann trat er in das Gemach, um Alles wieder in Ordnung zu bringen. Wenzel und Cornaro aber kamen über Treppen und Höfe endlich zu einer Pforte, welche auf den hübschen Platz führte, auf dem die sogenannte große Kirche stand, und erreichten mit raschen Schritten durch eine kleine enge Gasse den Marktplatz der Stadt Küstrin, der zwar noch nicht völlig gepflastert war, aber doch manches gute Haus in seinem Bereich zeigte. Der Markt war ziemlich belebt, Landleute mit gelben, an den Aermeln aufge-

schnittenen Jacken, engem braunen Beinkleid und blauen Strümpfen; Bürgersleute in Pluderhosen; Mädchen in gelben Schnürmiedern, rothen ärmellosen Kleidern und blauen Schürzen; Frauen mit weiten bis auf die Hüften fallendem Faltenkragen und großen Gürteltaschen; Schiffer und Fischer in weiten Jacken und mit rothen langen und weiten Beinkleidern, ziemlich so wie man sie jetzt trägt, Mägde endlich mit Schulterpuffen und Körben am Arm, daraus bestand die Versammlung auf dem Markt, durch welche Wenzel Neumann mit seinem Cornaro schritt, um zu einem Hause an der andern Seite des Marktes zu gelangen.

Dieses Haus war auch nur von Fachwerk, wie die meisten Häuser Küstrin's, es zeigte sich aber doch stattlicher und war offenbar vorzüglich gut im Stande. Wie ziemlich alle Häuser im Mittelalter war es nicht gebaut, wie man heut zu Tage Häuser baut, nach einem im Voraus festgestellten Riß oder Plane, auf den dann Mode und andere Einflüsse wirken, sondern es war entstanden und gewachsen aus einem kleinen Kern heraus, je nachdem die Bedürfnisse des Besitzers Erweiterungen und Vergrößerungen erheischten. Regelmäßigkeit, Symmetrie und dergleichen kamen dabei freilich zu kurz, kein Haus sah aus wie das andere,

jedes hatte seinen individuellen Charakter, sein besonderes Gesicht, und darin liegt der Reiz, den die alten Städte vor den neuen voraus haben.

Das Haus, in welches Wenzel und Cornaro eintreten, ist ein ziemlich umfangreiches, man kann ihm genau ansehen, daß der Besitzer da und dort anbaute, als seine Familie wuchs; daß er dort die Kemmenate für den Schwiegersohn aufsetzte und hier den Ausbau anlegte, um eine Schwester unterzubringen, welche als betrübte Wittwe mit ihrem Kindlein in das Vaterhaus zurückkehrte. Ja, wer die rechten Augen hat, der kann an einem solchen Hause von außen schon die Geschichte der Familie sehen. Ueber dem Thürbogen ist das Wappen der Stadt Küstrin zu sehen, der gespaltene Schild, im vordern Felde mit dem halben brandenburgischen Adler, in dem hintern Felde mit dem rothen Fisch.

Das Haus ist also ein Eigenthum der Stadt Küstrin? So ist es, sie hat es gekauft vor zwanzig Jahren etwa, als der letzte Sprößling der Familie, die es über hundert Jahre besessen, starb und die Erben in Berlin den Besitz zu Geld machten. Die Stadt aber hatte das Haus dem gestrengen Ritter Curt Burgsdorff zum Nießbrauch überlassen, weil der=

selbige der Hauptmann der Stadt war, und die bürgerlichen Wachtmannschaften unter seinem Befehl hatte, welche gewisse Theile der Festung zu besetzen hatten, während andere Werke von den markgräflichen Trabanten, Wappnern und Söldnern versehen wurden.

Ein Paar Leute, welche auf den Bänken im Flurgang lagen, stierten den Eintretenden an und rührten sich nicht, obgleich sie an dessen Kleidung den höhern Stand erkennen mußten, überdem auch des Kanzlers Sohn gewiß persönlich kannten, aber Unbotmäßigkeit, gröbliche Vernachlässigung der Sitte, geflissentliche Ungezogenheit und dergleichen mehr gehören immer zu den Zeichen einer gährenden, einer neuen Zeit.

Wenzel Neumann stieg, vielleicht ohne die Unart zu bemerken, weil sie schon gewöhnlich war, eine Treppe hinauf, wo er eine ältliche Dienerin auf dem Vorplatze mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt fand.

„Ei, Herr Wenzel Neumann!“ rief die stattliche Magd freundlich, „seid willkommen, Herr, tretet ein, ich will sogleich mein Fräulein von Eurer Ankunft unterrichten!“ Sie öffnete mit diesen Worten hastig eine Thür, achtete kaum auf die Worte des jungen Mannes und eilte davon.

Cornaro legte sich ruhig auf einen warmen Platz

neben den großen Ofen und schien sich weiter nicht um seinen Freund zu kümmern, der in sichtlicher Aufregung in der Nähe der Thür stehen blieb.

Offenbar war der junge Mann in der Wohnung reicher Leute; die Tische und Stühle zeigten die zierlichsten Formen, wie sie damals wohl in den reichen Städten des Südens häufiger, in den Marken aber sehr selten vorkamen, und alle Geschirre und Gegenstände, die man sah, zeugten von feinem Geschmack. Man sah da Leuchter und Lichtscheeren von Silber in den edelsten Formen; Trinkhörner mit Wappenschilden und mythologischen Scenen geziert; Becher schon in der architektonischen Form der Renaissance, nicht ängstlich gearbeitet, sondern vollkommen sicher und frei ausgeführt; wunderschöne Venetianer-Gläser und etliche von jenen herrlichen altdeutschen Steinkrügen, welche auf dunkelblauem Grunde farbige Darstellungen in halberhabener Arbeit zeigen. Diese Krüge, meist Rheinische oder Nürnberger Arbeit, waren damals noch, wie alle Kunstsachen der Art, in den Marken viel seltener, als man im Allgemeinen wohl denkt.

Von hohem Werthe war auch das Schachspiel, dessen Brett eine eingelegte Tischplatte bildete, jede Figur stellte eine besondere bestimmte Person dar, eine

Partei hatte Personen aus der heiligen, die andere aus der Profangeschichte. Den größesten Reichthum aber verrieth eine Sammlung von überaus schön eingebundenen Büchern, welche einen besonderen Tisch einnahm. Nicht alle deutschen Fürsten konnten sich damals einer solchen Bibliothek rühmen. Da sah man Buchdeckel von geschnitzten Elfenbeinplatten mit Reliefdarstellungen geziert, die sich auf den Inhalt bezogen, und mit vergoldetem Kupfer eingefaßt; da lagen die Bände von glattem Leder mit den kunstreichen Bronzebeschlägen und endlich die mit großen Platten gepreßten Pergamenteinbände, die wir noch heute bewundern, aber nicht mehr nachahmen.

Wenzel Neumann verlor nach einigen Augenblicken die Aufregung, die ihn ergriffen hatte, er schaute sich um mit einem frohen Blick, er fühlte sich hier in seiner eigentlichen Heimath; es war ja das Zimmer des alten Johanniter-Ritters Hans Conrad von Burgsdorff, der hier bei seinem Brudersssohn, dem Stadthauptmann, seine letzten Lebensjahre zugebracht und der Lehrer und väterliche Freund des jungen Mannes gewesen war bis an seinen seligen Tod, der vor einiger Zeit erst erfolgt war. Der Ritter von Burgsdorff war ein gelehrter Herr gewesen, Einer von den staats-

klugen Kriegern jener Zeit, der für den Kaiser auf allen Schlachtfeldern Europa's gefochten hatte und für ihn in zahllosen Unterhandlungen thätig gewesen war. Hans Conrad von Burgsdorff hatte Dichtkunst und Wissenschaft geliebt, wie sein Kaiser, der edle Maximilian. Da er aber ein Greis wurde und hochbetagt, da sein Kaiser todt, da kam er wieder zur alten Heimath, wo seine Wiege gestanden, in die Neumark und nahm seinen Altsitz ein in dem Hause seines Brudersohns, des Stadthauptmanns von Küstrin. Auch da noch wurde sein bewährter Rath dem Markgrafen Hans oft nützlich, und als er mit dem Kanzler von Küstrin, dem Franz Neumann, Bekanntschaft machte, faßte er eine Zuneigung zu dessen Sohn Wenzel, dem er ein Lehrer wurde.

Der alte Johanniter hatte aber nicht nur einen Schüler, sondern auch eine Schülerin, das war seines Brudersohnes einzige Tochter, Fräulein Joachime Tugendreich von Burgsdorff.

Sie ist die junge Dame, welche eben über die Schwelle tritt und dem ihr lebhaft entgegeneilenden Wenzel eine Hand darreicht, die dieser, sich tief verneigend, an seine Lippen drückt.

„Seid mir willkommen, Wenzel Neumann," sprach

die Dame mit sonorer Altstimme, „und doppelt willkommen um dieses zierlichen Handkusses willen; ich sehe ja daran, daß Ihr nicht umsonst unseres lieben seligen Meisters Erzählungen und Lehren von der feinen Sitte an den burgundischen und spanischen Höfen vernommen und daß Ihr gesonnen seid, die feine Sitte auch hier zu Ehren zu bringen!"

Die freundliche, aber eigentlich doch kühle und zurückhaltende Sprache des Fräuleins paßte vollkommen zu ihrer hohen stolzen Gestalt. Joachime Tugendreich von Burgsdorff war wirklich ein wenig größer als der Neumann und erschien viel größer, weil sie stark und voll in Gliedern und Formen auftrat und das Haupt hoch aufgerichtet trug. Das steife, starre, dunkle spanische Seidenkleid mit Aermelpuffen lag überall glatt an, und die steife Krause verhüllte nicht nur den Hals vollständig, sondern ging auch im Nacken bis an die Hälfte des Hinterkopfes hinauf. Diese verhüllende Tracht war die Reaction der Mode gegen die kurz zuvor an die Schamlosigkeit streifende Enthüllung des Busens. Der Blick der hellen braunen Augen war übrigens keineswegs stolz, sondern freundlich, wenn auch etwas kühl, der Mund war lieblich geformt, die Nase fast ideal schön, das ganze Ant=

litz trotz der starken Fülle der Wangen geistig bedeutend.

„Ich habe eine rechte Sehnsucht nach Euch gespürt, edle Joachima!“ sprach Wenzel nach einigem Besinnen.

„Ich glaub's Euch, Wenzel Neumann,“ erwiderte die Jungfrau ruhig, „auch mir wollte es nicht halb so lieb hier bedünken in diesem Gemach, als ich Euch mehrere Tage nach einander nicht hier fand; wir sind's in all' diesen Jahren so gewohnt gewesen, uns täglich zu sehen, daß die Abtrennung Keinem von uns munden will. Wir werden uns aber doch daran gewöhnen müssen; erst ist unser lieber, alter Meister, mein Großoheim, gegangen, auch Euch ruft das Leben hinweg, und wie lange kann's dauern, daß auch ich diese mir so lieb gewordene Stätte meiden muß?“

Wenzel Neumann schaute auf und blickte mit sichtlicher Bangigkeit der Jungfrau in's Gesicht.

„Was habt Ihr, Wenzel?“ fragte Joachime, von diesem Ausdruck überrascht.

„Ihr wolltet diesen Ort meiden?“ fragte der junge Mann beklommen wieder.

„Es ist ja das Schicksal der Töchter, das Vaterhaus zu meiden,“ erwiderte Joachime lächelnd, „und

ich hätte Gelegenheit gehabt, recht bald zu gehen, denn vorgestern erst hat mein Herr Vater die Werbung eines Schlesischen von Adel, der meiner Hand eifrig begehrte, abweisen müssen!"

Des jungen Neumann Gesicht strahlte und in seiner Freude sagte er hastig: „Und warum, theure Joachima, warum hat Euer gestrenger Herr Vater die Werbung abgewiesen?"

„Ich kann's Euch wohl sagen, Wenzel Neumann," antwortete die Jungfrau nach kurzem Nachdenken, „mein Herr Vater mußte die Werbung abweisen, weil er meine Hand schon vor drei Jahren einem andern Edelmann zugesagt und also mich versprochen hat. Doch redet davon nicht weiter, es ist noch ein Geheimniß, welches ich allenfalls einem lieben Genossen, wie Euch, mittheilen darf, was aber aus verschiedenen Gründen noch nicht in die Mäuler der Leute kommen soll."

Wenzel Neumann war todtenbleich geworden, aber er beherrschte muthig den grenzenlosen Schmerz, der ihn bei dieser Kunde ergriffen, und sprach, auf den Hund deutend: „Cornaro hat mich heut zuerst begrüßt!"

Die Stimme des jungen Mannes zitterte, aber

Joachime bemerkte es nicht, sondern entgegnete: „Cornaro liebt Euch mehr als mich, das habe ich schon seit dem Tode meines lieben Großoheims erfahren, darum soll Cornaro auch mit Euch gehen, wenn wir scheiden müssen. Das liebe Thier wird Euch an den Oheim erinnern, Wenzel Neumann, und auch an mich, also an zwei Freunde zugleich.“

Der junge Mann hatte jetzt den Muth und die Kraft nicht mehr, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen und mit stockender Stimme fragte er: „Ist denn dieses Scheiden, ist Eure Vermählung so nahe schon?“

Wäre nicht das Fräulein von Burgsdorff in diesem Augenblick gerade durch ein Geräusch auf dem Platze an das Fenster gelockt worden, so hätte sie die Verwirrung bemerken müssen, in welcher sich ihr Studiengenosse und Jugendfreund befand, so aber antwortete sie sehr einfach, indem sie sich kaum umwendete: „Der Tag ist noch nicht festgesetzt, jedenfalls aber ist die Hochzeit noch in diesem Frühling und zwar bei meiner Großmutter draußen.“

Der Sohn des Kanzlers hatte Zeit gehabt, sich zu fassen, äußerlich wenigstens, denn in seinem Herzen brannte ein namenloser Schmerz, ja er fühlte Groll

in sich gähren gegen die Geliebte seiner Jugend, weil sie so ruhig und kalt von ihrer Vermählung sprach, die ihm so tiefes Wehe bereitete. Da ward wiederum der Sohn der neueren Zeit in ihm mächtig; er vergaß ganz, daß die Burgsdorffe ihre Töchter vermählten, ohne sie zu fragen, wie's seit undenklichen Zeiten Sitte gewesen, und daß Joachime Tugendreich keinen Gedanken hatte, daß das anders sein könne, denn sie war trotz ihrer ungewöhnlichen Kenntnisse ganz ein Kind der alten Zeit, die sie liebte. Sie sprach also ruhig von der Vermählung, welche ihr Vater bestimmt, sie sprach zu einem Freunde, mit dem sie vertraut geworden im Laufe der Jahre unter mannichfachen Studien, sie hatte keine Ahnung von der Leidenschaft des jungen Mannes für sie, und würde, falls sie dieselbe gekannt hätte, kaum Erbarmen mit derselben gehabt haben. Der Gehorsam gegen das Gebot des Vaters würde ihr immer und überall höher gestanden haben, als die Wünsche des Jugendfreundes, selbst wenn sie dieselben getheilt hätte. Das begriff der arme junge Mensch auch sofort, und sich männlich beherrschend fragte er weiter: „Darf ich den Namen Eures zukünftigen Gemahls wissen, edle Joachima? Kenne ich ihn?“

„Ihr kennt meinen zukünftigen Herrn,“ entgegnete das Fräulein von Burgsdorff freundlich, „er war ja im Herbst hier, es ist Herr Wenzel, der Freiherr von Hrzan-Harras!“

„Also nach dem Böhmerland werdet Ihr ziehen?“ rief der Sohn des Kanzlers, „Ihr werdet die Gemahlin dieses großen und reichen böhmischen Landherrn?“

Joachima nickte.

„Ei, das ist eine große, eine glänzende Heirath!“ fuhr Wenzel Neumann fort, der bei diesem für ihn so schmerzlichen Gegenstande mit der Hartnäckigkeit beharrte, mit welcher ein Verwundeter die brennende Wunde berührt, um nur eine Abwechselung in den Schmerz zu bringen, selbst wenn er ihn dadurch steigert. Doch mochte in seiner Rede ein Ton sein, welcher der Jungfrau auffiel, sie irrte sich aber vollkommen in der Bedeutung; denn sie glaubte, ihr Jugendfreund finde diese Heirath zu glänzend für sie, und mit hohem Stolze sprach sie: „Mein Vater konnte mir nur einen würdigen Gemahl wählen, das Geschlecht derer von Hrzan-Harras ist nicht edler als das der Burgsdorffe.“

„Ei, aber die Hrzan-Harras sind Freiherren,“

versetzte Wenzel Neumann dagegen, der in seinem Schmerz eine Lust daran fand, das Fräulein ein wenig zu kränken und es damit zugleich auf eine falsche Fährte zu leiten. „Ei, sie sind Freiherren und Herr Wenzel ist einer der reichsten Landherren in Böhmen.“

„Der freiherrliche Titel und der größere Reichthum geben kein edleres Blut!“ versetzte Joachime hastig, und eine leichte Röthe färbte ihre Wangen, sie wurde unwillig und Wenzel Neumann sah's mit Vergnügen; er lächelte ungläubig.

„Aller Adel ist gleich hoch,“ rief das Fräulein, „was er auch für Titel führen möge, der selige Oheim hat Euch das oft genug erwiesen!“

„Auch die Fürsten des Reichs?“ fragte der junge Mann, der in seinem Schmerz hartnäckig, wenn nicht boshaft wurde.

„Die Fürsten des Reichs gehen voran,“ replicirte Joachima nun wirklich zornig, „aber sie stehen auf keiner höheren Stufe, als der Edelmann ohne Titel; auch der Churfürst ist durch seine Geburt nichts anderes als der erste Edelmann in der Mark Brandenburg.“

„Doch nicht so ganz!“ widersprach Wenzel mit offenbarem Hohn. Joachima Tugendreich trat ihm

einen Schritt näher und blitzte ihn an aus ihren hellen braunen Augen; er erwiderte keck diesen Blick.

„Ihr wollt mich beleidigen!“ sprach das Fräulein leise und langsam, aber vollkommen verständlich, indem sie ihre kleinen spitzen Zähne zeigte und ihre rosigen Nasenlöcher sich weit öffneten; niemals war sie dem armen Wenzel so schön vorgekommen wie in diesem Augenblick. „Ihr wollt mich beleidigen, Wenzel Neumann,“ wiederholte sie etwas lauter, „nehmt Euch in Acht!“

„Wollt Ihr mich zu fürchten machen, edle Joachima?“ rief Wenzel lachend, „und wie kommt Ihr auf den Gedanken, daß ich Euch beleidigen wolle?“

Die Jungfrau schwieg einen Augenblick, ihr Antlitz brannte, ihre Augen sprüheten Blitze, das Lachen Wenzels empörte sie im höchsten Grade, sie verstand ihren Gegner nicht und das raubte ihr die Haltung völlig; sie ließ sich hinreißen und sprach verächtlich: „Nein, ich irrte mich, Ihr könnt nicht die Absicht gehabt haben, mich zu beleidigen, Ihr seid nicht von Adel und versteht auch nichts von Adel, das hatte ich vergessen!“

Wenzel Neumann stand wie eine Bildsäule, er hatte diesen Schlag mit Bestimmtheit erwartet, er

hatte ihn provocirt, aber nun, da er ihn empfing, traf er ihn doch über alle Erwartung tief.

Joachima Tugendreich verließ das Gemach, ohne auch nur einen Blick noch auf den jungen Mann zu werfen; sie ließ die Thür hinter sich offen.

Als sich Wenzel Neumann besann, sah er nur Cornaro, den schwarzen Hund vor sich, der ihn bald mit bedenklicher, offenbar mißbilligender Miene anschaute, bald sich nach der offenen Thür umblickte, durch welche das Fräulein gegangen war. Keiner von Beiden hatte bemerkt, daß sich der Hund beim Beginn des Streites leise erhoben hatte und ruhig zu ihnen getreten war.

„Gott sei Dank, es ist vorüber,“ sprach der junge Mann für sich und zerdrückte eine Thräne im Auge, „sie hat keine Ahnung davon, daß ich sie liebe, ich habe gesiegt!“

Keinen Blick warf des Kanzlers Sohn hinter sich in die Räume, in denen er so viele frohe und schöne Stunden seiner Jugend zugebracht, auf die verschiedenen Gegenstände, an denen seine liebsten Erinnerungen hafteten; mit festem Schritt ging er hinaus, aber neben ihm her ging der getreue Cornaro. Wenzel achtete des Hundes nicht, er freute sich, daß ihn auf

Vorplatz und Treppe Niemand anredete, und unten im Flurgang stierten ihm dieselben stumpfen Gesichter frech entgegen, die er beim Kommen gar nicht bemerkt, die ihm aber jetzt widerwärtig waren. Mit den glänzendsten Hoffnungen ausgestattet, ein Liebesglück im sehnenden Herzen, war er leichten Schrittes gekommen, mit schwerem Tritt ging er davon, denn er war mit Schmerz und Groll überhart beladen.

IV.

Etliche Jahre sind verflossen seit Wenzel Neumann also schied von der Geliebten seiner Jugend. Der junge Mann war völlig verändert seit jener Abschiedsstunde, der Kanzler von Küstrin konnte zufrieden sein mit dem Sohne, welcher ernst, diensteifrig und ehrgeizig, sich ganz als ein Mann der Neuzeit, als ein Sohn Franz Neumanns zeigte. An demselben Tage gerade, an welchem Fräulein Joachima Tugendreich auf einem Lebusiischen Rittersitze der Burgsdorffe die Freifrau von Hrzan-Harras wurde, hatte der Kanzler

seinen Sohn zu einem der geheimen Schreiber des Markgrafen Hans ernannt. In diesen Jahren hatte der Hammer der Neuzeit, hatte Franz Neumann sein finsteres Werk gegen die Balley rastlos fortgesetzt, und der Sohn war des Vaters rechte Hand gewesen.

Durch das berühmte Abkommen vom Dienstag nach Michaelis 1544, das Hauptwerk des Kanzlers von Küstrin, hatte die Balley fast alle politische Selbstständigkeit verloren, sie war unter die Vormundschaft des Markgrafen Hans und seines Kanzlers gerathen, welche ihre Macht ohne viele Umstände zu ihrem Besten benutzten und dem Herrenmeister kaum noch einen Schatten der früheren Bedeutung ließen. Das war dem Herrenmeister Joachim von Arnim unerträglich gewesen, schon nach Jahresfrist hatte er abgedankt, und durch des Kanzlers Einfluß war Thomas Runge, ein ehrlicher und tapferer Pommer aus einem alten, aber nicht mächtigen Adelsgeschlecht, zum Herrenmeister gewählt worden. Erst unter der Regierung dieses Herrenmeisters hatte der Kanzler, der sich an der Spitze der markgräflichen Truppen auf mehreren Kriegszügen zu dem Ruhme des Staatsmannes auch den Kranz des Kriegers erworben hatte und Commendator von Schievelbein geworden war, den ehr-

geizigen Plan gefaßt, Herrenmeister von Sonnenburg zu werden, einen Plan, den wir ihn vor seinem Sohne im Beginne dieser Erzählung offen bekennen hörten. Der Kanzler von Küstrin hatte ein feines Spiel gespielt, er hatte seinen Herrn, den Markgrafen Hans, für diesen Plan gewonnen, indem er dem ehrgeizigen, machtdurstigen und vergrößerungslustigen Fürsten die Vortheile zeigte, die ihm ohne Widerstand von Seiten des Ordens zufallen müßten, wenn sein Kanzler auf dem Stuhle des Meisters säße, zu gleicher Zeit aber hatte er den Johannitern, namentlich den Commendatoren, in kleinen Dingen eine solche Gefälligkeit, Freundlichkeit und selbst Freundschaft bewiesen, daß sein Einfluß täglich wuchs bei ihnen und kaum Einer, der vielleicht schärfer blickte, den Feind des Ordens in ihm sah. Man gewöhnte sich daran, das Andringen auf Abtretungen oder Vertauschungen von Ordensgütern, was eigentlich ein unaufhörliches war, dem Markgrafen Hans, die milde Form, in der es geschah, die kleinen Vortheile, die den Einzelnen zufielen bei dem Verlust, den die Gemeinschaft erlitt, dem Kanzler zuzuschreiben. Uebrigens leistete der Orden kaum noch Widerstand, nur einmal hatte er, aber vergeblich, wie wir schon wissen, Hülfe beim

Churfürsten in Berlin gesucht. Gewiß hätte der Kanzler von Küstrin schon früher den Herrenmeisterstuhl bestiegen, wenn Thomas Runge früher gestorben wäre. Denn als der alte Herr, der während seiner fast zwanzigjährigen Ordensregierung herzlich wenig gethan, aber desto mehr gelitten hatte, auf dem Meisterschlosse zu Sonnenburg am 8. März 1564 mit Tode abging, da sendete Markgraf Hans zu dem von der Ordensregierung ausgeschriebenen Capitel seinen Marschall Joachim von Seggenden, den Doctor beider Rechte Hieronymus Birkholz, endlich als Dritten seinen Kanzler und Rath Hyppolitus Hildesheim, welche in seinem Namen zwei Candidaten zur Herrenmeisterwürde vorschlugen, den Markgrafen Joachim Friedrich von Brandenburg nämlich, seinen Neffen und den Commendator Franz Neumann, seinen Kanzler. Die Commendatoren wiesen zunächst einen Abgesandten der Herzöge in Pommern, den Hauptmann Balthasar von Wolde, welcher im Namen seiner Herren den Kanzler Martin von Wedell zum Herrenmeister vorschlug, als nicht berechtigt zu solchem Vorschlage, ab, und wählten dann „nach hergebrachtem, altem Gebrauch, Gewohnheit und zufolge dem Stabiliment des ritterlichen Ordens, laut freier Wahl,

die Person, welche sie nützlich und tauglich erachteten."

Diese Person war der Kanzler von Küstrin, war Franz Neumann, der Todfeind des Ordens.

Die Commendatoren hatten offenbar gar keine Ahnung von der Bedeutung dieser Wahl. Das Ordensschifflein schwankte bedenklich auf den hochgehenden Wogen der Zeit, ringsum Verwirrung und Drohung, sie glaubten die rettende Hand, die ihnen der Markgraf in der Person seines Kanzlers bot, ergreifen zu müssen. Der Kanzler hatte sich ihnen Allen freundlich erzeigt.

Markgraf Hans bestätigte sofort die Herrenmeisterwahl, die feierliche Installation erfolgte, und der Groß-Prior von Deutschland, der Johanniter-Meister Georg Bombast von Hohenheim, beiläufig bemerkt ein Bruder des berühmten Arztes und Thaumaturgen Theophrast Aureolus Bombast von Hohenheim, der sich Paracelsus nannte, confirmirte die Herrenmeisterwahl der Balley gegen die herkömmliche Zahlung von zweihundert Thalern.

Neumann und Neuzeit hatten's gewonnen, der nichtadelige Sohn nichtadeliger Aeltern saß auf einem der vornehmsten Adelssitze Deutschlands, war Haupt

eines Ritterordens, der in der Würde fürstengleiche Herrenmeister der Balley Brandenburg. Man hatte einem Ritterorden ein Haupt gegeben, ohne auch nur nach dem Geburtsstande desselben zu fragen.

Neumann und Neuzeit und hinter ihnen Markgraf Hans hatten's erreicht über die alte Zeit, über den Adel und über den ritterlichen Orden, und dennoch hatten sie in der Wahrheit nichts, oder nur wenig erreicht; sie hatten einen Kampf begonnen mit drei Mächten der Erhaltung, sie hatten über dieselben einen Sieg erfochten und durften sich dessen rühmen, aber sie hatten dieselben nicht besiegt — der Adel hat sich darnach doch wieder befestigt, die ritterliche Balley blüht noch heute, und nach Franz Neumann hat nie wieder ein Nichtadeliger auf dem Stuhl des Herrenmeisters gesessen. Die damals so siegreich daherstürmende Neuzeit hat nur die Form zu wandeln vermocht, dem Wesen konnte sie wenig anhaben.

Für den Markgrafen Hans und für Franz Neumann kam rasch die Enttäuschung.

Wir finden den Herrenmeister von Brandenburg auf dem schönen Ordensschlosse zu Sonnenburg, wir erkennen in ihm den Mann kaum noch, den wir wenige Jahre zuvor noch im Küstriner Schlosse, so herrschend und

stolz im Wesen, so männlich schön noch in der äußeren Erscheinung fanden, hier liegt ein alter Mann mit gebeugtem Nacken, ein Greis mit grauem Haar und tiefgefurchtem Antlitz in dem hohen Sessel. Das schwarze Sammetkleid, obwohl überall ausgestopft, ist ihm zu weit, und in den dunkeln Augen glüht Unmuth, Unwille und ohnmächtiger Zorn fieberhaft.

Der Herrenmeister hatte seine Strafe gefunden in dem Orden, an dem er gefrevelt; der Ehrgeiz mit dem er gesündigt, war ihm zur Geissel geworden, der Haß, der seine Waffe geschärft, hatte diese gegen ihn selbst gekehrt.

Der Kanzler von Küstrin, der Diener des Markgrafen Hans, hatte den Herrenmeisterstuhl kaum bestiegen, als eine Aenderung in seinen Gefühlen, in seinen Ansichten, in seiner Denkweise eintrat, eine Aenderung, gegen welche er sich anfänglich sträubte, die aber trotzdem von Tage zu Tage mehr Macht über ihn gewann. Er fühlte sich nach und nach immer heftiger gegen die Pläne eingenommen, die er allein seinem Herrn, dem Markgrafen, gegen den Orden eingeflößt; immer schmerzlicher drückte ihn die Ohnmacht des Ordens gegenüber der Macht des Markgrafen; er grämte sich bitter über das, was er dem Orden

ehedem angethan, er hätte gern wie ein regierender Fürst als Ordenshaupt geherrscht und sah sich nun doch in einer demüthigen Vasallenstellung; sein früherer Ehrgeiz hatte die Fesseln geschmiedet, gegen die sein Ehrgeiz jetzt knirschte und sich bäumte. Dazu kamen des Markgrafen immer dringendere Mahnungen; Markgraf Hans wollte jetzt die Pläne verwirklicht sehen, die sein ehemaliger Kanzler entworfen, zu deren Ausführung er ihn zum Herrenmeisterstuhl hatte emporsteigen lassen, und Markgraf Hans war ein unerbittlicher Mahner, ein unermüdlicher Erinnerer. Der Markgraf sollte zunächst die schönen Besitzungen des Ordens in der Niederlausitz Schenckendorf und Friedland haben; das war vorlängst zwischen den Beiden abgeredet worden, und der Herrenmeister sollte seine Commendatoren bewegen, in diese Abtretung, gegen ein scheinbares Aequivalent, zu willigen. Der Herrenmeister aber hatte seinen Sinn geändert; er wollte den Besitz des Ordens wenn irgend möglich vergrößern, wenigstens aber erhalten, er wollte seine Macht stärken, nicht verringern, er wollte nicht in der Abhängigkeit des Markgrafen bleiben, sondern sich ihr entziehen. Der neue Ehrgeiz des Herrenmeisters setzte sich gegen die Ausführung der Pläne, welche der frü-

here Ehrgeiz des Kanzlers von Küstrin gegen den Orden geschmiedet.

An sich schon war die Stellung des Herrenmeisters eine höchst schwierige, denn die Güter des Ordens lagen in verschiedenen Ländern, deren Fürsten sämmtlich lüstern auf dieselben blickten; es war die Zeit, die neue Zeit, die geistliche Güter als herrenloses Gut oft genug zu betrachten pflegte; für Franz Neumann, der an dem Markgrafen Hans einen schlimmen Lehnsherren durch seine eigene Schuld hatte, war die Stellung doppelt schwierig, dennoch faßte er den kecken Plan, diese verschiedenen beutelustigen Fürsten, Einen durch den Andern, in Schach zu halten und sich so zu salviren.

Neumann's Pläne, die wohl überlegt waren und auch durch gewandte Unterhändler unterstützt wurden, kamen aber nicht vorwärts, denn sein gefährlichster Gegner, sein früherer Herr, Markgraf Hans, war ihm zu nahe und schöpfte zu bald Verdacht, und der Orden, der ihm selbst in seiner damaligen Verfassung noch eine mächtige Hülfe hätte bieten können, zeigte sich plötzlich von einem tiefen Mißtrauen gegen den Meister erfüllt. Die Verhandlungen Neumann's mit den verschiedenen Höfen waren den Rittern bekannt

geworden, da sie aber Ziel und Zweck derselben nicht kannten, so fürchteten sie, daß der frühere Fürstendiener, der ehemalige Kanzler des Markgrafen Hans, alle Güter des Ordens an die Fürsten bringen wolle. Also sah sich denn der Herrenmeister rings von Feinden umgeben, gegen deren Macht er vergeblich rang und umsonst alle Mittel seiner Erfahrung und seines verschlagenen Geistes anstrengte.

Nicht muthlos, sondern gereizt im Gefühl seiner Schwäche und verdrießlich über den langsamen Gang der Verhandlungen, lag der Herrenmeister in seinem Stuhl; er hörte den Vortrag eines schlanken jungen Mannes, der an einem Nebentisch mit Papieren saß und über den Inhalt verschiedener Schreiben berichtete; es waren keine Dinge von besonderem Belang, der Herrenmeister hörte kaum darauf hin. Der junge Mann, der geheime Secretair Christoph von Döberitz, welchem Franz Neumann seine jüngste Tochter zur Gemahlin gegeben, erhub sich endlich und fragte ehrerbietig, ob der Herr Vater noch etwas zu befehlen habe.

„Schickt mir meinen Sohn Wenzel!“ befahl Franz Neumann unwirsch, und winkte kurz mit der Hand zum Abschied.

Wenzel Neumann war am Tage vorher erst, nach langer Abwesenheit, von Prag zurückgekehrt, wohin er bald nach der Herrenmeisterwahl seines Vaters in dessen Aufträgen gereist.

Wir sehen zum andern Mal den Sohn in das Gemach des Vaters treten, dieses Mal in das fürstliche Wohngemach des hochwürdigsten Herrenmeisters von Sonnenburg; fanden wir vorher den Vater stark verändert und unverhältnißmäßig gealtert in den wenigen Jahren, so ist es bei dem Sohne in noch weit größerem Maaße der Fall. Es ist die Veränderung so groß, daß sie selbst dem Vater, dem Herrenmeister so auffällt, daß er eine ziemliche Weile wehmüthig auf den Sohn blickt, der, noch lange nicht dreißig Jahr alt, fast wie ein Greis aussieht.

Wenzel Neumann trägt sich ganz schwarz, und sein gelblich bleiches Antlitz, die tiefgefurchte, bis hoch hinauf kahle Stirn, die welken Wangen, die gebeugte Haltung der zum Erschrecken abgemagerten Gestalt würden auf eine Krankheit schließen lassen, wenn nicht um den Mund ein kräftig energischer Zug sich bemerkbar gemacht, in den kleinen dunklen Augen nicht ein Feuer gelodert hätte, welches jeden Gedanken an Krankheit verscheuchte. Wenzel Neumann war nicht

krank, er war nur alt geworden, gealtert unter Arbeiten, Studien, Anstrengungen, zu denen ein rastloser Ehrgeiz ihn unaufhörlich gestachelt; ein Ehrgeiz, der keine Linderung und Läuterung in einem erhabenen Ziel fand, der ihn unerbittlich, weil er ganz selbstisch war, vorwärts trieb und ihm nimmer Rast zum Ruhen, kaum zum Nachdenken gönnte.

Seit der junge Mann an jenem Morgen in Küstrin seine Liebe zu Joachima Tugendreich von Burgsdorff in Trümmer brechen sah, hatte kein Lächeln seine starren Züge wieder belebt; es war aber nicht der Schmerz um die verlorene Jugendliebe, der ihm die eigene Jugend vernichtete und ihn in maaßlose Bahnen trieb, den hätte seine kräftig angelegte Natur überwunden, es war der Stachel, den Joachima's Abschiedsworte in seinem damals noch schwankenden Wesen zurückließen, der ihn nicht mehr zu Freude und Liebe, zu Ruhe und Frieden kommen ließ. Wir wissen, daß sich Wenzel Neumann für einen Edelmann hielt, oder doch gern gehalten hätte, denn er vermochte den Zusammenhang seiner Familie mit den Neumännern in Soldin nicht zu erweisen, auch war der adlige Geburtsstand jener Soldiner keineswegs über allem Zweifel, aber er durfte wenigstens einen solchen Zu-

sammenhang annehmen, und in keinem Falle würde der Kaiser ihm einen Adelsbrief verweigert haben, zumal da einen solchen schon sein Oheim und Pathe, Wenzel Neumann, des Herzogs zu Sachsen in Meißen Kanzler, erhalten. Der junge Mann schwankte zwischen der alten und neuen Zeit, als er an jenem Morgen aus dem Küstriner Schlosse ging; hätte seine Liebe bei der edlen Joachima Tugendreich Erwiderung gefunden, so würden ihm die Burgsdorffe schwerlich die Hand des Fräuleins abgeschlagen und bei dem Sohne des mächtigen Kanzlers von Küstrin über den Briefadel hinweggesehen haben; als Wenzel Neumann in das Schloß zurückkehrte, schwankte er nicht mehr, er war entschlossen der neuen Zeit zu dienen, er haßte den Adel, wie ihn Alle hassen, denen der historische Sinn fehlt, weil er ihm nicht angehörte und ihm sich nun nicht mehr anschließen wollte; er haßte den Orden, die alte Zeit, weil Beide des Adels bisher ausschließlich gewesen; also wurde aus ihm seines Vaters rechte Hand und ein geheimer Schreiber des Markgrafen Hans. Er erreichte viel, aber das reizte nur zu mehr und zum weiter — plus et ultra —. Solcher Ehrgeiz ist wie die Wollust, sie kennen Beide

kein Ziel und treibens bis zum Wahnsinn und bis zur Vernichtung. —

„Du siehst übel aus, mein Sohn Wenzel!“ sprach Franz Neumann mit milder Stimme, während sich der Sohn auf seines Vaters einladende Handbewegung neben ihm niederließ.

„Laßt's Euch nicht kümmern, Vater, antwortete der mit rauher Stimme, „ich bin nicht krank, aber acht Monate unverdrossener Mühe, die ich in Prag verschwendet, können mein gelbes Gesicht nicht rosenfarben malen!“

„Du hast das Deine in Prag redlich gethan, mein Sohn!“ tröstete der Herrenmeister.

„Das ist's eben, was mich verdrießt,“ rief Wenzel zornig, „ich habe das Meinige gethan, ich bin weder ein Dummkopf, noch ein Bärenhäuter gewesen, und doch nichts erreicht, verdammt!“

„Du hast nicht den Zweck Deiner Sendung erreicht, aber fruchtlos ist sie trotzdem nicht gewesen!“ bemerkte Franz Neumann.

„Ihr seid heute gewaltig gütig, mein Herr Vater!“ unterbrach Wenzel höhnisch lachend, „laßt das, süßer Brei für die Kinder, für die großen wie für

die kleinen Kinder! ich bin kein Kind mehr und bedarf des süßen Brei's nicht!"

„Und doch," fuhr der kluge Alte ruhig fort, „beharre ich dabei, Deine Nachrichten für bedeutend und wichtig zu halten; ist es nichts werth, daß wir jetzt ganz genau wissen, wie der Kaiser und sein Oberstburggraf gesinnt!"

Wenzel lachte grimmig.

„Der Kaiser hat nicht Lust," sprach der Herrenmeister weiter, „in ein klein brandenburgisch Wespennestlein zu fassen und die Lausitzischen Güter der Balley gegen die Begehrlichkeit des Markgrafen in Schutz zu nehmen, eigentlich kann ich ihm das auch gar nicht verdenken —"

„Der Oberstburggraf," unterbrach Wenzel schneidend, „hat aber die beste Lust, die niederlausitzischen Besitzungen der Balley für sich zu nehmen und eigentlich kann ich ihm das auch gar nicht verdenken!

Der Sohn verhöhnte den Vater; das war ganz die neue Zeit!

Franz Neumann fühlte den Stich wohl, aber mit der ihm eigenen Selbstbeherrschung redete er weiter: „Das Spiel ist so übel nicht, der Kaiser will dasselbe, was der Markgraf will, Keiner gönnt es dem Andern,

durch den Neid der beiden Mächtigen werden die Besitzungen der Balley erhalten, denn Keiner wird sie in die Hand des Andern fallen lassen!"

„Der Balley erhalten?" fragte Wenzel sich aufrichtend und heftete einen großen fragenden Blick auf seinen Vater. „Als ich nach Prag ging, hatte ich einen anderen Auftrag, oder habe ich mich geirrt? Habt Ihr mir nicht Auftrag gegeben, beim Oberstburggrafen-Amt, als der obersten Lehnsbehörde, dahin zu wirken, daß Euch die niederlausitzischen Aemter der Balley als ein böhmisches Lehen erblich für Eure Familie zu Theil würden? Haben wir nicht vorläufig, allerdings nur auf dem Papiere —" Wenzel lachte höhnisch, „das gesegnete Besitzthum dieser Balley des ritterlichen Sanct Johanniter-Ordens sehr passend vertheilt? Hatten wir nicht jedem Fürsten sein Beutestücklein hingeworfen, um ihm den Mund zu stopfen? Kam es uns nicht blos darauf an, die Herren in Prag dazu zu bewegen, daß sie den böhmischen Leuen seine mächtige Tatze ausstrecken ließen, um uns arme Neumänner in unserm kleinen Beuteantheil zu schützen, den uns freilich Markgraf Hans nicht lange lassen würde, ohne Protektion vom Hause Oesterreich. Sagt mir, Herr Vater, was soll das bedeuten? ich habe

ein Recht danach zu fragen, denn es ist mein Erbe, hört Ihr, mein Erbe, welches Ihr jetzt wegschenkt, oder, wie Ihr Euch so überaus angenehm ausdrückt, der Balley erhalten wollt!"

Franz Neumann rang nach Fassung während der Rede seines Sohnes, deren Ton ihm fast noch verletzender dünkte, als die Worte. Der Mann der Neuzeit, der sich so lange er Kanzler von Küstrin gewesen, so stolz den Hammer der Neuzeit genannt, fühlte jetzt daß diese neue Zeit ihm feindlich entgegentrat, und daß sein eigener Sohn ihren Hammer über seinem Haupte schwang. Der Herrenmeister von Sonnenburg war nicht mehr der Kanzler von Küstrin, es lebte aber noch immer ein mächtiger Geist in dem gebrochenen Körper, und sich rasch aufrichtend sprach er:

„Sohn Wenzel, Du glaubest ein sehr feiner Kopf und ein sehr schlauer Gesell zu sein, weil Du dem früheren Kanzler von Küstrin einige Künste abgelernt, Du bist aber im Ganzen doch immer noch ein unerfahren Kind. Du hast ganz wacker gesprochen, und es ist ganz wahr, was Du von unsern Plänen sprichst, aber Du redest von den Plänen von damals, Du vergissest, daß Du fast dreiviertel Jahre fern von

hier gewesen. Die Pläne von damals habe ich aufgegeben, verstehst Du?"

„O ja, ich verstehe Euch schon, mein Herr Vater," spottete der Sohn, „es ist nicht so schwer, Euch zu verstehen. Gut, Ihr habt die Pläne aufgegeben, zu deren Verwirklichung ich Euch dienen sollte; hört, edler Vater, hört dagegen, ich habe jene Pläne nicht aufgegeben, und Ihr werdet die Güte haben, mich bei der Verwirklichung derselben zu unterstützen, hört Ihr, mein hochwürdigster Herrenmeister?"

„Was erlaubst Du Dir?" stammelte Franz Neumann empört, „welche Sprache ist das, die Du mit mir redest?"

„Die Sprache der neuen Zeit, Herr Vater, die Ihr mich sprechen gelehrt habt!"

Der Sohn sagte das mit so kalten Tone, daß der Vater erschrak, erschrak vor seinem eigenen Kinde, er sagte nichts; Wenzel aber fuhr fort: „Dem Herrn Vater behagt das weiche Polster des Herrenmeisterstuhls, er fühlt sich wie eine Art von Fürstlein und sträubt sich wie der Zaunkönig in den Fängen des Adlers gegen die Griffe des Markgrafen Hans; der Herr Vater ist jetzt gewaltig unwirsch gegen einen gewissen Franz Neumann, den früheren Kanzler von

Küstrin, der dem Markgrafen Hans die Griffe gelehrt hat nach den Gütern und Rechten der Ordens-Balley. Ei ja, ich kann's mir denken, der Herr Vater möchte ein glänzender Fürst sein, die Annalen des Johanniter-Ordens sollten zu erzählen haben von den herrlichen Thaten des Herrenmeisters, der auf den alten stumpfen Thomas Runge folgte, der ein Wiederhersteller der Balley war, ein Held der Religion! Nicht wahr, mein Herr Vater, so stelltet Ihr Euch das vor und schwelgtet im Voraus in Eurem Nachwelts-Ruhme? Ich aber, ich, Euer Sohn Wenzel Neumann, leide es nicht, daß Ihr Euch zum Gegenstand des Gespöttes für die Mit- und des Erbarmens für die Nachwelt macht! Vater, Ihr habt zu groß angefangen, Ihr dürft nicht so erbärmlich enden! Geht Ihr auf diesem Wege fort, den Ihr in meiner Abwesenheit leider betreten, so wird in den Annalen des Johanniter-Ordens einst weiter nichts stehen als: Der nicht adlige Emporkömmling Franz Neumann wurde durch den Markgrafen Hans von Küstrin, dessen Kanzler er war, dem Orden aufgedrungen, er wurde durch allerlei Ränke und böse List auf den Stuhl des Herrenmeisters erhoben, wofür er dem Markgrafen, seinem Herrn, die Abtretung reichlicher Ordensgüter versprochen; da

er aber nachher sein Wort brach, allerlei schlechte Ausflüchte machte, sich in ein Netz verwirrte, das er nicht zu übersehen vermochte, da jagte ihn der Markgraf fort, oder steckte ihn in's Gefängniß, oder ließ ihm den Kopf abhauen; — Ihr habt die Wahl, Vater! Exil, Gefängniß, Tod durch Henkers Hand, wählet, wählet, lieber Herr Vater, der Schmach und Schande bei Mit- und Nachwelt seid Ihr überdem sicher!" —

Der alte Mann rang die Hände, seine Augen schossen Blitze auf den Sohn, der Zorn machte ihn sprachlos; aber es war nicht allein Zorn, es war auch Furcht in seiner Seele, der Vater fürchtete sich vor dem Sohne. Das war die neue Zeit. —

„Arzenei schmeckt oft bitter," sprach Wenzel Neumann mit empörender Kälte weiter, „aber sie macht gesund. Ihr seid krank geworden während meiner Abwesenheit, Vater, nun komme ich als ein treuliebender Sohn und bringe Euch die Arzenei, welche Euch gesund macht. Hört, Vater, ich will Euch nun auch noch sagen, was die Annalen des Johanniter-Ordens von Euch sagen, wenn Ihr bei den Plänen verharrt, über die wir einig waren, als ich nach Prag ging. — „Der letzte Herrenmeister der Balley Brandenburg,"

so wird's in den Annalen heißen, „war Franz Neumann, der berühmte Kanzler von Küstrin, er war der Führer der neuen Ideen, von Haß gegen das Alte erfüllt, schwang er den Hammer gewaltig, und wie Alles, was alt und verdorben war, zerschlug er auch die Balley Brandenburg. Die Ordensgüter, auf denen die Ritter bis dahin nichtsthuerisch gepraßt, sie wurden die Quelle des Wohlstandes für Tausende, darum ist der Name des letzten Herrenmeisters bis in die späteste Zeit hinaus gesegnet!" — Wie gefällt Euch solcher Spruch? he? Das klingt anders; daß die Ordensgüter daneben auch eine Quelle des Wohlstandes für Euch und Euren lieben Sohn und sonstige Verwandtschaft wurden, dessen wird dabei nicht weiter gedacht!"

Der einst so feste und scharfe Kanzler von Küstrin war wirklich unglaublich alt und schwach geworden, er hörte die Worte seines Sohnes nicht ohne Theilnahme an, sie machten Eindruck auf ihn; die alten Stichwörter, die er selbst so oft als Kanzler gegeben, weckten die alten Empfindungen in ihm; er war wie ein altes Schlachtroß, daß schon längst den Gnadenhafer frißt, aber doch die Nüstern aufbläst und die Ohren spitzt, wenn es von fern den Klang der Trom-

pete vernimmt, bei deren Schall es einst den Krieger in die Schlacht trug. Wenzel Neumann bemerkte den Eindruck wohl, den seine Worte auf den Herrenmeister machten, er erschrak darüber und seufzte, wahrlich nicht aus Liebe zu seinem Vater, denn er liebte nur sich, sondern, weil sie ihm den hohen Grad der Schwäche des Mannes enthüllten, den er als ein kräftiges Werkzeug zu seinen Plänen benutzen wollte, ohne den er eigentlich völlig machtlos war. Einen Augenblick überlegte dieser liebenswürdige Sohn, dann richtete er sich auf und sprach milder als bisher:

„Verzeiht, Vater, wenn ich ein zu scharfes Wort gesprochen, ich kann mich nicht gleich in Eure neuen Pläne finden; wenn man Monate lang für Andere thätig gewesen und sich in anderer Richtung rastlos gemüht hat, ist's zu schwer, mit einem Male einem Stoß nach einer neuen Richtung nachzugeben; wir wollen heut nicht weiter davon reden, ich will mir's in der Stille überlegen und Euch dann morgen oder übermorgen meine Gedanken sagen, mit Eurer Genehmhaltung, Vater!"

„So mag's sein, Sohn Wenzel!" sprach der Herrenmeister halb ängstlich, denn sein Sohn hatte ihm mehr Scheu eingeflößt, als ihm selbst bewußt

war, halb aber erfreut und geschmeichelt, daß dieser Sohn, den er fürchtete, sich ihm so unterthänig zeigte.

„Für heute hätte ich noch eine Bitte an den Herrn Vater!“ sprach der Geheimschreiber.

„Laß hören!“ entgegnete der Alte, fest entschlossen diese Bitte zu erfüllen, denn er fühlte das Bedürfniß diesen Sohn auf seiner Seite zu haben.

„Ich heische die Erfüllung eines alten Versprechens!“ entgegnete Wenzel ernsthaft.

„Was meinst Du für ein Versprechen?“ fragte der Herrenmeister.

„Ihr müßt Euch erinnern,“ begann der Sohn, jedes Wort berechnend, „daß Ihr mich einst genöthigt habt, Euren Plänen überhaupt, insbesondere aber Euren Plänen auf den Herrenmeistersitz, den Ihr jetzt einnehmt, zu dienen; damals weigerte ich mich, weil ich nicht gern Pläne unterstütze, von denen ich nicht viel weiß, und damals wußte ich von Euren Plänen gar nichts, Vater; Ihr aber sagtet mir, daß außer den Ideen der Neuzeit, als deren Führer Ihr Euch bekanntet, Euch auch ein tiefer Haß, ein Todhaß gegen den Johanniter-Orden beseele; die Geschichte dieses Hasses nun habt Ihr mir versprochen

für meine Dienste. Die Dienste habe ich Euch geleistet, Ihr sitzt auf dem Stuhl des Herrenmeisters der Balley, ich komme und heische meine Belohnung, die Geschichte Eures Hasses gegen den Orden, dessen Gebietiger Ihr heute seid!" —

Wenzel Neumann hatte seine Rede ganz meisterhaft berechnet, er wollte den Herrenmeister zu den früheren Plänen des Kanzlers von Küstrin zurückführen, er konnte zu diesem Zweck nichts Besseres thun, als den alten eingeschlummerten Haß gegen den Orden wieder erwecken in der Seele seines Vaters, und dazu gab es wiederum kein besseres Mittel, als ihn selbst die Geschichte seines Hasses erzählen zu lassen. Wenzel wußte sehr gut, daß keine Rede aufstachelnder und aufreizender wirkt, als das eigene Wort, er beobachtete seinen Vater scharf.

Der alte Neumann stützte seinen Kopf in die hohle Hand und blickte eine Weile stumm vor sich nieder.

„Ihr habt meine Bitte vernommen, Vater?" fragte der liebreiche Sohn.

„Schweig, Knabe," fuhr der Alte mit Donnerstimme auf, „schweig, es ist kein Ding, das sich leicht hört, was Du verlangst, es ist aber noch entsetzlicher,

es zu erzählen! Du hast's aber gewollt, ich hab' es versprochen, so höre denn den Mann, der Dir seinen Jammer und seine Schande, die Scham und den Schmerz seines ganzen Lebens enthüllen soll! Fluch über die Schurken, Fluch über die Ball—"

Der Herrenmeister von Sonnenburg stockte, er brach mitten im Worte ab, selbst Franz Neumann konnte die Balley nicht verfluchen, deren Meister er war.

Der Kanzler von Küstrin hatte oft genug die Balley verflucht, auch noch, da er schon Commendator von Schievelbein war. Es ist aber mit dem Herrenmeisterthum und seinem Eide ein eigen Ding. Dachte Franz Neumann an seinen Herrenmeister-Eid?

„Es ist doch ein schönes Gefühl," sagte Wenzel eisig kalt, „so der Herr dessen zu sein, was man so tief haßt, nicht wahr, Vater? Ihr seid ja nun Meister dieser von Euch so bitter gehaßten Balley?"

Der Herrenmeister sah ihn mit wildem Blick an.

„Erzählt Eure Geschichte, Vater!" sprach Wenzel fast befehlend.

„Ich will nicht!" rief der Alte plötzlich zusammenschaudernd.

„Ihr müßt, vorwärts!" befahl der Sohn.

„Ich muß, Knabe!“ schrie der Vater.

„Ihr müßt, macht fort!“ zischte Wenzel Neumann den Alten an und sah so abscheulich dazu aus, daß der Vater vor dem Antlitz seines Sohnes zurückbebte.

„Ich kann mein Versprechen nicht halten!“ sprach er leise mit beinahe flehender Stimme.

„Ihr habt so viele Versprechen gebrochen, mein Vater,“ hub der Sohn mit teuflischem Hohne an, „die Ihr halten konntet, aber nicht halten wolltet, daß es Euch wirklich recht gut thun wird, wenn Ihr mal ein Versprechen haltet, was Ihr, Eurer Ansicht nach, nicht halten könnt; sprecht, ich warte auf Eure Geschichte!“

Der Mann sah seinen Sohn scheu und ängstlich an; sprach ein Dämon aus ihm? Was war aus dem Wenzel Neumann, den wir in Küstrin fanden, in so wenigen Jahren geworden? —

Der Herrenmeister stöhnte, indessen er gehorchte und begann seine Erzählung. Aber seine Stimme hatte einen ganz andern Klang, als kurz zuvor noch, sie klang schmerzlich bewegt und doch so scharf zugleich, daß sie selbst dem liebevollen Sohne an's harte Herz griff und ihn milder stimmte. Wenzel versuchte es, seinem Vater in's Auge zu schauen, das aber war

unmöglich, der Alte blickte in sich hinein, hinein in seine Vergangenheit.

Franz Neumann erzählte und sprach: „Vor mir steht ein Haus mit rothem Balkenwerk und gesenktem Giebel und einem Storchnest auf dem Dach; eine mächtige Linde erhebt ihre Prachtkrone dahinter und streckt einen Riesenzweig, wie einen weichen, grünbekleideten Arm, schützend darüber hin. Das ist das Haus, in welchem ich geboren wurde, geboren und erzogen; da ist das Fenster mit grünem Weinlaub dicht verhängt, unter welchem der alte Schreibtisch stand, über den sich meines Vaters prächtiges graues Haupt beim Schreiben neigte; es war ein stolzes Haupt. Der kaiserliche notarius publicus juratus Neumann neigte sein Haupt nicht leicht vor einem Menschen, gekniet hat er nur vor Gott, nicht einmal vor der kaiserlichen Hoheit des großen Maximilian, als ihm dieser die goldene Gnadenkette umhing. Mein Vater aber hatte ein weiches Herz neben dem stolzen Kopf; mit den grauen Locken konnte er lustig sein wie ein Kind; wenn er unter uns Knaben trat, war der Jubel laut. Er war nicht nur unser trefflicher Lehrer, sondern auch unser unübertrefflicher Spielgefährte. Der Mann mit dem stolzen, grauen Haupte

hatte ein weiches Herz, unsere Mutter hatte er frühe verloren, Jahre lang war der Platz an seiner Seite leer gewesen, da brachte er uns eines Tages eine junge Stiefmutter in's Haus, ich war ein Knabe von kaum eilf Jahren. Der Mann mit dem weichen Herzen liebte die junge Stiefmutter mit dem zarten blühenden Angesicht; es gab nichts Lieblicheres und Reineres als meine Stiefmutter.

Ich habe viel schöne Weiber gesehen an allerlei Höfen, nie habe ich wieder Eine gesehen, die so schön war, wie meine Stiefmutter. Sie war ein Kind und doch eine Frau, das war entzückend und sie liebte den stolzen Graukopf und liebte uns und spielte mit uns wie ein Kind. Ich sehe ihre schlanke Gestalt durch die Bäume des Gartens flüchten, wenn sie sich mit uns jagte, ich sehe sie durch den Hollunderbusch auf die Brustwehr der Stadtmauer, die den Garten an der einen Seite begrenzte, klettern, wenn sie sich vor uns verstecken wollte.

Und wie glückselig sah sie aus, wenn sie dem Manne, dessen Weib dieses Kind war, entgegenflog mit hochgerötheten Wangen! O! mein Herz hüpft noch heute, wenn ich meiner schönen Stiefmutter gedenke! Ich war ihr Liebling, sie zog mich vor, ich

merkte es wohl, obwohl sie's versteckte, denn sie hatte meinen Bruder auch lieb und mochte ihm nicht wehe thun, aber er war ihr nicht munter genug, nicht wild und laut, denn also mochte sie Knaben gern. Und ich vergalt ihr diese Neigung; wie oft träumte ich damals glückselig von großen Gefahren, aus denen ich meine Stiefmutter rettete, während ich selbst zu Grunde ging, aber fröhlich starb, weil sie um mich weinte. Wie oft habe ich sie im Traume auf meinen Armen aus dem brennenden und zusammenstürzenden Hause getragen! ach! und als der Brand wirklich ausbrach und als das Haus der Glückseligkeit zusammenbrach, da habe ich nicht vermocht, sie davon zu tragen und zu retten! Mit Freuden hätte ich mir damals den Kopf abschlagen lassen für mein jung Mütterlein, so gewaltig liebte ich's mit meinem jungen Herzen! — Zwei Sommer waren also vergangen in eitel Freude im alten Hause unter der Linde, und meine Liebe für mein lieb jung Mütterlein war mit mir groß gewachsen, denn nun war ich dreizehnjährig. Da fielen die Blätter im Herbst und mit ihnen fielen Jugend und Glück. Da zogen die Störche ab, die auf unserm Dache nisteten, und mit ihnen zog der Segen fort, die Stürme kamen, die Regenschauer und

die finstern Tage, und mit ihnen kamen Unheil, Verderben und Verdammniß. Jung Mütterlein änderte sich, ihr Antlitz verlor die entzückende, thaufrische Reinheit, ihre Heiterkeit schwand, ihre Augen füllten sich zuweilen mit Thränen, und wir wußten nicht warum; dann wieder hatte sie Blicke, die wir nicht verstanden, die mir aber unheimlich dünkten. Ihre Laune wechselte, wie das Wetter im Aprilmond, gegen mich blieb sie lieb und gut, ja, sie war zuweilen auch zärtlicher als sonst. Der Vater bemerkte davon nichts. Mit Geschäften zur Zeit mehr als sonst noch beladen, sah er die junge Frau nur wenig am Tage, und da nahm sie sich zusammen, ich aber, ich liebte sie, ich sah Alles, und es war ein schmerzlicher, banger, angstvoller Winter, den ich verlebte. Ich sah Alles, Alles, und als es wieder Frühling wurde, da sah ich noch mehr. Die lauen Winde kamen, sie wehten um das alte Haus, aber sie brachten nur die Blumen und die grünen Blätter, die Frühlingsluft brachten sie nicht wieder in's Haus; die Störche kehrten zurück und bezogen ihr altes Nest, aber den alten Segen hatten sie uns nicht zurückgebracht. Ich sah Alles und ich sah mehr, ich sah, daß meine geliebte, meine vergötterte Mutter einen andern Mann liebte, daß

das Weib meines Vaters sich einem andern Manne in Liebe hingab. Da wurde meine Jugend zum Tode vergiftet, ich rang und weinte und kämpfte. Ich war erwachsen genug, um zu wissen, was ich zu thun hatte, aber ich vermochte es nicht, dem stolzen Graukopf, meinem Vater die Nachricht von der Untreue seines Weibes wie einen Dolch in das weiche Herz zu stoßen, ich vermochte noch viel weniger, mein armes liebes Mütterlein als Ehebrecherin anzuklagen. Das war eine entsetzliche Zeit für den jungen Knaben, aber es wurde entsetzlicher noch von Tage zu Tage. Meine Mutter erkannte bald, daß ich der Herr ihres Geheimnisses, aber sie erkannte auch mit des Weibes Schlauheit, daß sie von mir keinen Verrath zu fürchten hatte. Durch Thränen, durch zärtliche Liebkosungen fesselte sie mich ganz, und so wurde der dreizehnjährige Knabe der Verbündete der schuldigen Mutter gegen den betrogenen Vater. — Welch' eine Zeit! Welche Gefühle in der jungen Seele! Damals wurde ich hart und gewissenlos, damals lernte ich hassen, ich lernte den Haß an dem Manne, der meine Mutter unglücklich machte, denn sie war nicht glücklich, an dem Manne, der meinen Vater betrog, der mich um meine Jugend brachte und mein Herz verderbte, ich

lernte den Haß an diesem Manne, und doch durfte ich ihn nicht auslassen, ich mußte ihn hinunterwürgen und verbergen! Der Mann aber, an dem ich den Haß lernte, war ein Johanniterritter. Er trug das achtspitzige Kreuz, welches sich mit mehr als acht Spitzen in meine Seele und in mein Leben gebohrt hat! — "

„Ich habe," begann der Alte nach kurzer Pause wieder, „die Johanniter gehaßt, ihre Balley befehdet, mein Leben lang unaufhörlich und unerbittlich, dieselbe Balley, deren Meister ich nun bin. Doch meine Geschichte ist noch nicht aus; meine unglückliche Mutter vermochte das Schuldbewußtsein nicht zu tragen, sie sank auf's Krankenlager, der Tod kam zu ihr, um sie zu erlösen, und sie war noch nicht zwanzig Jahre alt. In der Nacht vor ihrem Scheiden ließ sie meinen Vater zu sich rufen, sie legte ihm ihre Beichte ab, sie empfing seine Vergebung, denn er hatte ein weiches Herz, der stolze Graukopf, und dann ist sie am Morgen still verschieden. Ich habe an ihrer Leiche gesessen, so lange sie über der Erde stand, wechselsweise bewegt von unendlichem Schmerz um die Verblichene und von grimmigem Haß gegen den Verderber. Mein Vater erhub seitdem sein Haupt nie wieder stolz und hoch wie vor-

her, ich sah ihn oft an dem Tisch unter dem Weinrebenfenster sitzen, er hatte sein graues Haupt in beide Hände gelegt und weinte leise. Er war ein anderer Mann geworden, gegen mich zumal war er kalt und zurückhaltend; ahnete er, daß ich ein Mitwisser seiner Schmach und seines Unglücks? Sah er in mir den Mitschuldigen? Er brachte mich aus dem Hause in eine gelehrte Schule, das war eine Erleichterung für mich, denn ich vermochte meine Augen nicht mehr aufzuschlagen in meines Vaters Gegenwart. Der Johanniter hatte mich auch um die Liebe meines Vaters gebracht, ich habe das theure, graue Haupt nicht wieder gesehen, meines Bruders Hand hat ihm die Augen geschlossen. Da hast Du die Geschichte meines Hasses gegen den Johanniter-Orden, Sohn Wenzel!" —

Der Johanniter-Meister lehnte sich zurück in seinen Sessel und sah mit nassen Augen hinüber zu seinem Sohn.

Der saß eine Weile schweigend und blickte starr vor sich nieder, Schweißtropfen perlten auf seiner kahlen Stirn, plötzlich erhub er sich und stand aufrecht vor seinem Vater: „Verzeiht, Herr Vater!" sprach er mit zuckenden Lippen und man konnte seinem Antlitz ansehen, welche mächtige Bewegung in seiner Seele

war, „verzeiht, Herr Vater, wenn ich Euch zuvor durch Worte gekränkt habe; ich denke, daß wir jetzt einig sein werden, auch ich habe eine Geschichte zu erzählen, eine Geschichte meines Hasses; Euch hat ein Johanniter um Jugend und Unschuld bestohlen, um die Liebe Eures Vaters betrogen, das helle Bild Eurer Mutter besudelt, ich bin fast in gleicher Lage; mich hat nicht ein Johanniter-Ritter, wohl aber der Geist, der in diesem Orden weht, der Geist des Ritterthums und des Adels, der Geist der alten Zeit, um das Weib gebracht, das ich liebte, und aus ihrem Munde sprach jener Geist Worte zu mir, Worte der Verachtung, welche ewig in meinem Herzen brennen werden. Gebt mir die Hand, Vater, wir legen sie vereint an das Werk der Rache!"

„Ich weiß, ich weiß," versetzte der Herrenmeister, seinem Sohne die Hand reichend, „Du hast die Burgsdorffin geliebt, das große, weiße Mädchen, die Tochter des Hauptmanns in Küstrin, die später nach Böhmen heirathete!"

„Ich habe die Freifrau von Hrzan-Harras wiedergesehen in Prag," fuhr Wenzel finster fort, „sie ist strahlend, glücklich, die Mutter einer blühenden Fami-

lie, sie ist schöner noch als sonst, und ich bin vor den Jahren ein Greis geworden, Rache!" —

„Rache!" wiederholte der Herrenmeister. Sein Sohn hatte ihn wieder denken gelehrt, wie einst der Kanzler von Küstrin dachte.

„Sie ist schön, reich, glücklich, geliebt," fuhr Wenzel grimmig fort, „diese Freifrau Joachime Tugendreich, ich habe nichts, bin alt, häßlich und ungeliebt, und doch hat sie mir meinen letzten Freund noch genommen!"

„Was willst Du sagen, Sohn Wenzel?" fragte der Alte.

„Mein Hund Cornaro," versetzte der arme Mann bitter, — „der einzige Freund, den ich hatte, ist mir in Prag fortgelaufen, man hat ihn im Pallast der Freifrau gesehen, er kam nicht wieder!"

Es war nicht schwer zu erkennen, daß der Verlust des schwarzen Cornaro dem Wenzel Neumann eine tiefe Wunde geschlagen, eine tiefere vielleicht, als er Andern und sich selbst bekennen mochte.

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach des Herrenmeisters auf dem Schlosse zu Sonnenburg, die beiden Neumänner hatten ihre Pläne gemeinschaftlich geschmiedet, und man hörte nur die Feder des Wenzel Neu-

mann leise knirschen, der einen Brief schrieb, den eine halbe Stunde später ein Reitender nach Küstrin brachte. Markgraf Hans erkannte in diesem Briefe seinen alten Kanzler wieder, — der Brief konnte der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg theuer zu stehen kommen.

V.

Wenzel Neumann hatte allerdings seinen Vater wieder in die alten Pläne verstrickt und ihn geschickt genug genöthigt, in die alten Bahnen einzulenken, aber wie schon gesagt, der Herrenmeister von Sonnenburg war nicht mehr der Kanzler von Küstrin, er hatte nicht mehr die alte Sicherheit; die verwickelte Lage der Dinge vermochte er nicht mehr klar zu überschauen, und was er allenfalls erreichte, das verlor er augenblicklich, sobald er allein stand und nicht von seinem Sohne geleitet wurde. Wenzel aber hatte sich nach Prag begeben müssen, denn dort allein konnte der Theilungsplan, der ihm Schenkendorf und Friedland bringen sollte, verwirklicht werden. Unterdessen aber

war Markgraf Hans bereits in hellem Zorn gegen Franz Neumann; der energische Fürst mußte Verrätherei hinter diesen ewigen Schwankungen und diesem hartnäckigen Ausweichen sehen, die Commendatoren des Ordens selbst aber kamen hinter die Verhandlungen, die Neumann insgeheim mit Felix Lobkowitz, dem kaiserlichen Landes-Hauptmann in Nieder-Lausitz führte, und endlich erhaschte man einen Befehl Neumanns, durch welchen kaiserliche Besatzung für das ritterliche Haus zu Friedland gefordert wurde, „um solches im Namen römisch-kaiserlicher Majestät, als Markgrafen der Nieder-Lausitz und dem Orden zu Gute, bis auf weitern Bescheid in Verwahrung zu halten,“ — damit waren des Markgrafen Pläne auf diese Länder enthüllt. Denn nur gegen ihn konnte der Schutz gefordert werden. Dieses Schreiben schickte der Commendator von Lagow, Andreas von Schlieben, an den Markgrafen Hans in Küstrin, und zugleich wurde der Markgraf als Protector der Balley um Hülfe gegen den Herrenmeister angerufen, der Schenkendorf und Friedland dem Kaiser zugespielt. Der Markgraf, der viele Ursache hatte, seinem ehemaligen Kanzler zu zürnen, hatte jetzt auch Vorwand einzugreifen nnd ließ den Herrenmeister von seinem Marschall Johann von

Seyffertitz, dem Küstriner Commandanten Casper von Otterstädt und dem Rath Sigismund von Schlichting zu Rampitz verhaften und als Gefangenen nach Sonnenburg bringen. Es gelang dem Herrenmeister aber, wahrscheinlich mit Hülfe seines Schwiegersohnes, des Geheimschreibers Christoph von Döberitz, den Markgraf Hans unedel genug dafür in Peitz enthaupten ließ, schon in der nächsten Nacht zu flüchten. Der schon altersschwache Greis entkam über Drossen und Schwiebus glücklich nach Böhmen, wo ihn der Kaiser in einer längern Audienz empfing, ihm aber nur unbestimmte Versprechungen gab und sich zu nichts verpflichtete. Wahrscheinlich fielen die Erwerbungen, welche Oesterreich an Ordensgütern etwa hätte machen können, nicht schwer genug in's Gewicht, man trug Bedenken, sich deswegen mit dem Brandenburgischen Hause zu überwerfen, doch schützte der Kaiser Neumann's Person gegen den Markgrafen, der ihm durchaus den peinlichen Proceß machen wollte, und ließ ihn ungestört in Prag wohnen. —

Noch nicht ein volles Jahr war verflossen seit der Flucht des Herrenmeisters der Balley Brandenburg aus dem Ordensschlosse zu Sonnenburg, wo er in seiner eigenen Residenz ein Gefangener des Markgrafen

war; wir finden den einst so mächtigen und gefürchteten Mann wieder in einem beinahe ärmlichen Gemach des Hauses zum Bock auf der Sebastians-Gasse in der Prager Altstadt. Der Greis liegt krank zu Bett, und die Wittwe Christine Bistowa, bei welcher Franz Neumann wohnt, öffnet das Fenster, um die warme Sommerluft herein zu lassen in das Krankenzimmer, dessen Fenster nach dem engen Hofe schauen, denn der gewaltige Kanzler von Küstrin, der Herrenmeister, dem so viele schöne Schlösser auf den Gütern der Balley offen standen, er wohnt in einem Hintergebäude.

Franz Neumann hält die Augen geschlossen, er scheint zu schlummern, sein Gesicht ist bleich und verfallen, seine Nase ist auffallend spitz geworden, mitleidig blickt die Wittwe Bistowa, ein gutmüthiges hussitisches Weib, auf den schlafenden Greis, von dem man ihr erzählt hat, daß er ein flüchtiger Fürst, das Haupt einer mächtigen Ritterschaft. Sie mischt einen Labetrunk und setzt sich still nieder an das Lager des unglücklichen alten Mannes.

Plötzlich begann ein leises Klingen dicht an der Wand, an welcher das Bett Franz Neumann's stand,

die alte Frau horchte hoch auf und senkte dann lauschend ihr Haupt wieder; das Klingen gestaltete sich zu bestimmten Tönen, die endlich zu einem mächtigen Gesang anschwollen und von Orgelschall gehoben und getragen gewaltig wie Wogen dahin brausten.

„Ich hatte es vergessen," nickte Christine Bistowa, „es ist heut Sanct Bartholomäus-Tag, der große Lobkowitz läßt wie alljährlich den Trauergottesdienst in der alten Kapelle halten für seine Vettern, die Hassensteiner, die vor dreißig Jahren am Sanct Bartholomäus-Tag von des Königs Leuten auf der Kleinseite erschlagen wurden."

Die Kapelle mußte Wand an Wand mit dem Gemach des Herrenmeisters sein, denn man vernahm ganz deutlich selbst die Einzelstimmen, welche den von der Orgel begleiteten Gesang unterbrachen, man hörte selbst das Läuten des Glöckchens. Auch der Kranke empfand offenbar den Einfluß der Musik, wenn er sie vielleicht auch nicht eigentlich hörte; der Ausdruck des Gesichts wurde milder, freundlicher, — da setzten plötzlich helle Stimmen drüben klar und scharf ein und sangen das uralte carmen poenitentium also:

Honores, opus, praedia
Et sceptra transeunt momento;
Venustas formae, media
Sunt saepe nobis nocumento:
Mundana quid sunt omnia
Quam fumus, umbra, somnia?

Ach! Ehre, Reichthum, Herrlichkeit
Vergehn, das Scepter fällt in Scherben,
Ein schöner Leib und Ueppigkeit
Sie dienen oft nur zum Verderben.
Und mehr ist alles Ird'sche kaum
Als Rauch und Schatten, flücht'ger Traum.

Dem Kranken kehrte auf einen Augenblick wohl die Besinnung wieder, er öffnete seine Augen und starrte eine kleine Weile vor sich hin, doch die Lider sanken sogleich nieder und die Lippen sprachen ganz leise: „ich habe Dich gesehen, mein lieb jung Mütterlein! ich habe Dich gesehen, mein edler Vater! Ich habe den lieblichen Lockenkopf neben dem stolzen Graukopf gesehen, ich will zu Euch kommen; ich kann nicht, ich bin alt und habe keine Kraft mehr, ich habe Kinder, ich habe Söhne und Töchter, und keins kommt, dem Vater zu helfen! Kommt Ihr denn, Johanniter, helft mir, helft Eurem Meister! Ihr kommt nicht, freilich, ich habe Euch betrogen, ich habe mich in Eure Reihen

gedrängt und habe Euch listig gezwungen, mich auf Euren Meisterstuhl zu setzen, das wird Keinem mehr gelingen. Hilf Du mir, Markgraf Johann von Brandenburg, ich habe Dir lange gedient, hilf Du mir hinüber zu meinem jung Mütterlein und meinem grauen Vater! Auch Du willst nicht, Du sagst, ich hätte Dich betrogen, ich hätte nicht Dir, sondern immer nur mir selbst gedient! Du hast Recht, ich habe immer nur an mich, an meine Rache und an meinen Vortheil gedacht!“ —

Unaufhörlich sprach der Sterbende vor sich hin und die abgemagerten Finger spielten auf der Decke, aber die Züge des Gesichts veränderten sich nicht bei diesen Selbstanklagen, sie behielten den mildern Ausdruck, den sie angenommen unter dem Einfluß der Gesänge in der anstoßenden Kapelle. Das alte Weib, welches an dem Bett saß und zuweilen die Lippen des Sterbenden anfeuchtete, hörte die leisen Worte kaum und verstand sie noch weniger.

Da wurde die Thür des Gemachs vorsichtig und langsam geöffnet, zwei Frauengestalten traten ein; die Erste hatte einen großen schwarzen Hund zur Seite, die Zweite war in dichte Trauergewande verhüllt und führte ein kleines Mägdlein an der Hand, welches

ebenfalls in Trauer gekleidet war. Die Erste war Joachime Tugendreich von Burgsdorff, die Freifrau von Hrzan-Harras mit dem alten Hund Cornaro, das todesblasse schlanke Weib in Trauer mit dem Kinde war Franz Neumann's jüngste Tochter, die Wittwe des unglücklichen Christoph von Döberitz, den der zornige Markgraf Hans hatte erbarmungslos enthaupten lassen, weil er die Flucht des Herrenmeisters, seines Schwiegervaters, begünstigt.

Der stolze Neumann, der Kanzler von Küstrin, der Hammer der Neuzeit, er wußte nicht, daß er schon lange von den Wohlthaten lebte, welche ihm eine Tochter jenes neumärkischen Adels spendete, den er so hart geplagt und verfolgt hatte in den Tagen seiner Macht. Die Freifrau hatte sich des kranken und verlassenen Greises angenommen, sein Name hatte sie an die liebe neumärkische Heimath, an die gute Stadt Küstrin, an ihr Vaterhaus und auch an Wenzel Neumann, den Genossen und Gespielen ihrer Jugend erinnert, von dem sie einst in Unfrieden geschieden. Sie hatte nichts von Wenzel Neumann's Anwesenheit in Prag gewußt, als plötzlich der schwarze Cornaro bei ihr erschien und sich zu ihr hielt, ohne sie zu verlassen. Damals hatte sie nach Wenzel forschen lassen, seine

Wohnung aber erst erfahren, als er bereits wieder abgereist war. Sie wußte wohl, daß der Franz Neumann feindlich gewesen gegen ihr Geschlecht in der Heimath, aber sie gedachte dessen nicht, sondern ließ ihn pflegen, und als sie erkannte, daß sein Tod nahe, da sendete sie einen Boten nach Küstrin an die Kinder des flüchtigen unglücklichen Mannes, auf daß doch Eins käme, um ihm beizustehen in seiner letzten Stunde und ihm die Augen zu schließen. So war denn die bleiche Wittwe des grausam hingerichteten Christoph von Döberitz mit dessen kleiner Waise gekommen. Die beiden andern Töchter oder deren Männer hatten es nicht gewagt aus Furcht vor dem Zorn des Markgrafen Hans. Sie hätten es wagen dürfen, denn Markgraf Hans konnte sich von Zorn hinreißen lassen, aber er war doch ein edler Herr. Der älteste Sohn, Franz Neumann, war todt, die Söhne, die in seinem Erbe saßen, waren noch zu jung; von dem zweiten Sohne, von Wenzel Neumann, wußte Niemand etwas, er war verschwunden, als sein Vater flüchtig nach Prag kam, er war verschwunden und blieb verschollen, Niemand hat jemals wieder etwas von ihm gesehen und gehört, er ist in der Fremde gestorben und verdorben.

Christine Bistowa erhob sich ehrfurchtsvoll und ging den Damen entgegen.

„Sein letztes Stündlein ist gekommen!“ sprach sie leise zu der Freifrau, welche neben ihr stehen blieb, während die Wittwe des Christoph von Döberitz mit ihrem kleinen Mädchen an dem Bette des Sterbenden niederkniete und die Hand ihres Vaters ergriff.

„Es ist Einer gekommen,“ flüsterte der Greis ohne die Augen zu öffnen, „es ist Jemand gekommen, der mir hinüber helfen will zu lieb jung Mütterlein und zu meinem Vater, Gott ist barmherzig, ja, ja, auch gegen die Unbarmherzigen, er hat mir Hülfe erweckt!“

„Vater,“ rief die junge Wittwe, „ich bin da, Anna, Eure Tochter Anna, ich will mit Euch beten, segnet Euer Kind, Vater, und Eure Enkelin!“

„Anna ist da,“ flüsterte der Sterbende, „Anna, meine jüngste Tochter, sie will mir helfen, sie hat mir Gott zur Hülfe erweckt! Barmherzigkeit für die Unbarmherzigen! Ihre Mutter ist gestorben in Verzweiflung und Kummer über meinen harten Sinn gegen ihren ältesten Sohn, ihr Mann ist von Henkershand gestorben, weil ich ihn nöthigte, mir zur Flucht zu helfen und nun kommt sie gerade, um mich hinüber

zu bringen zu meinem Vater und zu meinem Mütterlein.“

Der Greis sprach immer fort, aber er sprach immer leiser, nur der heilige Name Gottes und das Wort Barmherzigkeit war noch zuweilen verständlich. Die Wittwe hatte ihr Haupt niedergebeugt und die Hand des Vaters darauf gelegt, mit dem Arme hielt sie ihr leise weinendes Töchterchen umschlungen, sie betete eifrig. Tiefe, heilige Stille.

Der Trauergottesdienst in der Kapelle nebenan ging zu Ende, die Orgel begann wieder leise zu klingen und klare Stimmen erhoben sich sanft darüber, plötzlich aber brausten die Orgelklänge wie im Donnergang einher und jauchzende Stimmen sangen:

Fac me cruce custodiri
Morte Christi praemuniri
Confoveri gratia!
Quando corpus morietur
Fac, ut animae donetur
Paradisi gloria!

Gieb mir Christi Kreuz zur Stütze,
Daß mich Christi Tod beschütze,
Den uns Deine Gnade bot!
Und bricht einst der Leib zusammen,
Glüh' uns an aus Todesflammen
Paradiesisch Morgenroth! —

Die Wittwe nahm still des Vaters kalte Hand von ihrem Haupt und legte sie sanft in die andere, sie erhob sich und drückte ihm die Augen vollends zu, während reichliche Thränen ihr über das Antlitz flossen.

So starb Franz Neumann, der Herrenmeister der Balley Brandenburg, — das war das Ende des mächtigen Kanzlers von Küstrin, der sich einst den Hammer der neuen Zeit genannt! —

Der Freiherr von Hrzan=Harras sorgte für ein standesmäßiges Begräbniß; Franz Neumann ward in der ehrwürdigen Tein=Kirche auf dem großen Ring der Prager Altstadt begraben, Graf Martin von Hohenstein aber ward Herrenmeister der Balley Brandenburg an seiner Statt. —

Franz Neumann war lange vergessen und auch die edle Balley verfallen und vergangen im Laufe der Zeiten, da aber das Herrenmeisterthum durch eines milden Königs Stimme wiederum erweckt ist zu neuem Leben, neuer edler Thätigkeit, war's wohl vergönnt, auch an den Mann zu erinnern, der ein Feind war des Ordens, noch viel mehr aber ein Feind des Geistes, der den Orden allein beseelen soll, der aber doch das Ordenshaupt wurde durch des unerforschlichen Gottes Zulassung.

Nach fünf und zwanzig Jahren.



I.

In einem Landstrich an den westlichen Ardennen, den unsere Väter den „blutigen Grund“ nannten, weil um seinen Besitz von den verschiedensten Herren, Jahrhunderte hindurch, die blutigsten Kämpfe geführt worden waren, erhob sich auf einem ziemlich schwer zugänglichen Felsen noch im Jahre 1790 ein burgartiges Schloß mit allen Zeichen mittelalterlicher Wehrhaftigkeit.

Von diesem Schloß und der dazu gehörigen Herrschaft führten die Barone von Vernaclaux über ein halbes Jahrtausend schon den freiherrlichen Titel.

Ein seltsam Mischvolk bewohnt jenes alte Grenzland, liebenswürdig ist es nicht, interessant aber darf man es wohl nennen; es spricht für gewöhnlich ein entsetzliches Französisch, aber wenn es in Aufregung geräth, dann blättert der dünne, französische Firniß ab und

in einem Deutsch wird geklagt, gejubelt und geflucht, das nicht einen Pfifferling mehr werth ist als das Französisch, das man sonst spricht. Der Gottesdienst ist französisch, aber das Gebet ist noch heute deutsch, wo es sich überhaupt noch findet; französische Meisterlosigkeit, französische Frechheit in unschönstem Bunde mit deutscher Plumpheit, deutscher Starrköpfigkeit. Von den Deutschen rechts mißachtet als ein entarteter Zweig vom großen deutschen Baume, von den Franzosen links verachtet als ein schlechtes Pfropfreis, haßt das Grenzvolk Beide und setzt seinen Stolz darein, Beide zu täuschen und zu betrügen.

Der schlechten, der nivellirenden Richtung der Zeit, der so viele edle Opfer gefallen, hat dieses Mischvolk trefflich widerstanden; dem Schlechten ist's eben gelungen sich mit dem Schlechten abzufinden, äußerlich ist auch dort wohl Manches milder geworden, die Gegensätze haben sich wohl verflacht, hier und da, aber sie bestehen noch heut, und das häßliche Bild jener Grenzbevölkerung ist heute noch ähnlich, wenn auch die grellen Farben etwas verblaßt sein mögen.

Ja, die Farben sind verblaßt, das häßliche Bild ist aber nicht weniger häßlich, sondern nur etwas undeutlicher geworden. Unsere Zeit versöhnt überhaupt

keine Gegensätze mehr, aber sie verwischt sie äußerlich. Keine Versöhnung — nichts als „Replatrage, die Franzosen haben das klägliche Kunststück erfunden und also benannt, wir Deutschen können's nicht mal übersetzen.

Im Jahr 1790 war die ungesunde Replatrage noch nicht erfunden, die Gegensätze zeigten sich noch die Zähne in gesundem Haß, und wo sie sich die Hand reichten, wie auf dem blutigen Grunde um Schloß Vernaclaux, da thaten sie es mit krampfhaftem, schmerzendem Druck und widerwärtigem Grinsen.

Droben auf der Herrenburg war Alles französisch, mehr noch französisch als bei den Landleuten unten in den Dörfern; in Paris waren die Enkel derer erzogen, die einst Unmittelbare des heiligen Reichs deutscher Nation gewesen; aus den edeln Geschlechtern Frankreichs hatten sie sich ihre Gemahlinnen gewählt, unter dem französischen Lilienbanner hatten sie Kriegsruhm, vor dem Thron der Heinriche und Ludwige von Frankreich Ehren und Titel gesucht und gefunden; sie waren französisch geworden bis auf den Namen, die einst so gewaltigen deutschen Freiherren.

Bis auf den Namen — denn über dem Hauptportal der Herrenburg da prangte, in Stein gehauen

mit der Krone und einem fliegenden Mantel geziert, ein mächtiger Wappenschild, der zeigte im silbernen Felde zwei schwarze Bärenklauen in's Andreaskreuz gelegt; und die Legende darum in steifer Mönchsschrift geschrieben, war deutsch, sie lautete: „Fleuch nicht, Du Mantel Gottes, von der Bärenklau!“ Das war das Stoßgebet, mit dem die Freiherren von Bärenklau Jahrhunderte lang muthig in's Gefecht gegangen waren unter der Reichssturmfahne gegen die Wälschen. Aus den Reichsfreiherren von der Bärenklau hatten die Franzosen Seigneurs-barons de Vernaclaux gemacht, und der Größeste und Deutscheste gerade des edeln Geschlechts war der Erste gewesen, der den wälschen Namen getragen.

Der dreizehnte Freiherr von der Bärenklaue, Henricum ab Erica, Herrn Heinrich von der Haide nennen ihn die Chronisten, der schrie laut um Hülfe im deutschen Reich gegen die französische Vergewaltigung, aber er fand keine Hülfe, und des Reiches Erzkanzler im Königreich Arelat, der Kurfürst-Erzbischof von Trier, französischem Golde unterthan, spottete des Hülferufs, und Kurz-Mainz, Erzkanzler des Reichs in Germanien, heischte, wie zum Hohn, die Zahlung rückständiger Kammerzieler und Römermonate von des

Reichs hartbedrängten Vasallen. Da verzweifelten viele Fürsten, Grafen und Herren im burgundischen Kreise am Reich und huldigten dem Könige von Frankreich, der aber hatte den Sammthandschuh angezogen an der Hand, die er ihnen reichte zum Willkommen.

Der Sammthandschuh ist nun längst ausgezogen, aber in französischer Hand sind Franzosen geworden die von der Bärenklaue, und so viele andere edle deutsche Herren mit so viel theurem deutschen Land und wir dürfen ihnen nicht einmal einen Vorwurf drum machen, denn unbestritten noch in alle Zeiten wahr bleibt, was Henricus ab Erica zum Abschied an das Reich geschrieben: „Wir haben um Hülfe geschrieen und Ihr habt uns nicht erhört, wir haben die Reichstage erfüllt mit unsern Klagen, statt aller Hülfe hat man uns mit Reichsexecution bedroht, wegen nicht gezahlter Römermonate, die doch der ganze burgundische Kreis und nicht wir schuldig geblieben, da haben wir uns in die Hand des Königs in Frankreich begeben, denn wir vermochten nicht länger zu widerstehen, und der Feind ist milder mit uns verfahren, als die eigene Mutter, das Reich. Nicht haben wir verlassen das Reich, sondern das Reich hat uns verlassen in unserer größesten Noth. Ihr,

Herr Kurfürst von Trier, habt kein Recht uns zu schmähen, mit französischen Schildthalern bezahlt Ihr die Dirne, an deren weißen Brüsten Ihr Eure und des Reiches Schmach zu vergessen trachtet, mit des Königs in Frankreich Gelde habt Ihr, von Frankreich bezahlt dafür, die Reichstage taub gemacht gegen unsere Klagen, der Herr Kurfürst von Brandenburg allein hat vergebens seine Stimme erhoben für uns arme Edelleute, denn die Pfaffheit am Rhein, die keine Sorge für die Zukunft drückt, die nur den eigenen Vortheil sucht auf des Reiches Kosten, sie hat den burgundischen Kreis verschachert an den König in Frankreich, und Ihr habt den Unterhändler gemacht, Herr Kurfürst!"

Also schrieb deutsch Heinrich von der Haide, der dreizehnte Freiherr von der Bärenklaue; wenige Monate später aber hing der König in Frankreich, Heinrich IV., dem Seigneur-baron de Vernaclaux den Orden vom heiligen Geiste um den Hals und gab ihm das schöne Reiterregiment Royal Comtois.

Seitdem hatten die Barone von Vernaclaux in hohem Ansehen gestanden beim französischen Hofe und im französischen Kriegsheer bis auf den letzten des Geschlechts, den achtzehnten Freiherrn, der grollend

auf seiner Burg saß und den Königen in Frankreich nicht dienen mochte, weil über ihn der Geist seiner Väter, der alten Unmittelbaren des deutschen Reichs, gekommen. Sein Ahne Henricus ab Erica war sein Ideal und zum deutschen Reich zurückzukehren der Zweck seines Lebens. Zwar nannte er sich wieder einen Freiherrn von der Bärenklau, aber im Kampf gegen das Unmögliche verrannen seine Jahre, und inmitten fruchtloser Bestrebungen überraschte den alternden Herrn der Revolutionssturm. Seine Gemahlin war eine Französin, eine Talmont, eine Dame vom höchsten Adel der Niederbretagne; er hatte sich ihr vermählt und in jungen Jahren schon und auf des Vaters Befehl, er lebte mit ihr, verträglich und fremd; sie duldeten Beide einander, weil sie mußten; aus dieser Ehe war ihnen ein einziges Kind geblieben, eine Tochter, die war im Jahr 1790 eine Dame von zwanzig Jahren.

Eine Französin war Julie von Bernaclaux; die dunkeln Augen und das dunkle Haar, die kleine Hand und den kleinen Fuß hatte sie von der Mutter, die hohe Gestalt, vielleicht auch der weiße Teint, erinnerten entfernt an der Vorväter deutschen Stamm. Und

einen deutschen Gemahl hatte ihr des Vaters Fürsorge bestimmt, einen vornehmen Herrn aus dem Reich.

Des Vaters Fürsorge zeigte sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male thätig für die Tochter, bis dahin hatte er sich wenig um sein Kind bekümmert, jetzt aber leistete er das Außerordentliche, er wählte ihr einen Gemahl aus demselben reichsgräflichen Hause, aus dem die Mutter Heinrichs von der Haide entsprossen, die Mutter jenes ritterlichen Mannes, den der Freiherr von all' seinen Ahnen am meisten liebte, dem ähnlich zu werden er sich bemüht hatte, seit so vielen Jahren nun schon.

Es war im Winter des Jahres 1790—91, die Pariser Revolution nahm einen immer raschern und bedrohlichern Verlauf, und selbst im Ardenner Walde wurde der Rückschlag der Ereignisse in Paris bemerklich. Das Mischvolk des Grenzlandes war gar sehr empfänglich für die revolutionären Lehren, besonders soweit solche sich auf die Niederreißung der Schranken bezogen, die das Eigenthum sicherten. Die freiherrlichen Beamten, seine Jagdleute und Hegereiter besonders, stießen nach und nach auf immer keckern Widerstand, und ließen bald eingeschüchtert, weil selbst von der revolutionären Bewegung erfaßt, nach in der

Ausübung ihrer Amtspflichten. Der alte Freiherr bemerkte das wohl zum Theil, aber von Natur wenig habsüchtig und ziemlich gleichgültig, ging er ruhig seines Weges, streifte, die Büchse am Riemen, über die Halden, ein furchtloser Waidmann, und war zufrieden, wenn die Leute, die ihm seine Feldfrüchte und sein Holz stahlen, wenn die ihn ehrfurchtsvoll grüßten und fein artig den Hut abnahmen schon von Weitem; und das thaten die Leute mit großer Beflissenheit, sie haßten ihren Baron gar nicht, sie betrogen und bestahlen ihn lieber; sie wußten überdem, daß der alte Herr jede persönliche Beleidigung sofort auch persönlich rächen würde, und sie fürchteten sowohl die nie fehlende Kugel seines Gewehrs, als seinen nervigen Arm, der im Zorne den eisernen Ladstock mit einer ganz unermüdlichen Gewandtheit zu brauchen verstand.

So streifte der Baron nach wie vor über die Halden und durch die Berge, heiter in seiner Weise, denn jeder Tag konnte ihm den ersehnten deutschen Schwiegersohn bringen, und wenn er die schlimmen Kunden von Paris vernahm, so schüttelte er zwar den Kopf, aber sie flößten ihm wenig Furcht ein. Er wunderte sich nur, daß der König sich so viel gefallen lasse,

und dachte vielleicht nicht ohne Befriedigung daran, die Bedrängnisse des französischen Thrones zu seiner Rückkehr zum deutschen Reich zu benutzen.

Der alte Baron war ein sehr schwacher Politiker, aber er war sonst ein guter Gesell, der sich schließlich bei dem tröstlichen Gedanken beruhigte, daß auf alle Fälle das uralte Erbe derer von der Bärenklaue durch die Vermählung seiner Tochter wieder in den Besitz eines deutschen Edelmannes komme.

In dieser Zeit war es, als an einem kalten, hellen Tage und zwar in den Nachmittagsstunden, ein stattlicher junger Herr den steilen Pfad erstieg, der zum Herrenschloß hinaufführt. Mehr der steile Weg, als der Strahl der Nachmittagssonne hatten ihm warm gemacht, er trug den Mantel nachlässig über den linken Arm geworfen und zeigte in dem knappen reichgestickten und schwarz doublirten Jagdrock von grünem Sammt, den glattanliegenden Beinkleidern von weißem Leder und den hohen Stiefeln, die bis über das Knie heraufgezogen waren, eine Leibesbildung, in welcher neben vornehmer Eleganz auch große Kraft und Dauerbarkeit ihren Ausdruck gefunden. Dieser junge Mann, der nur mit einem Jagdmesser bewaffnet war, trug das Haar leicht gepudert unter

einer grünen barettartigen Sammetmütze und schaute mit seinen dunkeln, blauen Augen etwas träumerisch in die Winterlandschaft. Die Augen waren dunkel und schön, aber das Gesicht war doch eigentlich unbedeutend, rund und gesund — man sah's ihm an, daß noch keine bittere Erfahrung die Spitzen und Ecken geschärft hatte, noch war des Kummers Hand, die erst unmerklich fast, dann aber immer deutlicher in des Menschen Angesicht schreibt: Du bist mein eigen! diesem jugendlichen Haupte nicht genaht; der hohe, stattliche Wuchs aber ließ den jungen Herrn so viel älter erscheinen, als er war, daß man sich wunderte keinen ausdrucksvolleren Kopf auf dieser mächtigen Gestalt zu finden.

Graf Clemens Wenzel Hubertus Marquis von Oysterlo — er führte diesen Titel von einem niederländischen Lehen seines Hauses — der zweite Sohn des Reichsgrafen von Schönstein-Wildberg, der langerwartete, zukünftige Eidam des alten Freiherrn von der Bärenklau, trat raschen Schrittes in den großen Burghof von Gottmantelschloß und betrachtete mit sichtlichem Interesse den riesigen Wappenschild mit der deutschen Legende, dann schien er sich etwas zu wundern über die schweigende Einsamkeit, die ringsum

herrschte, stieg aber trotzdem mit voller Zuversicht auf's Gerathewohl im Portal die Treppe zur rechten Hand empor. Da er auf dem Korridor oben wiederum Niemand fand, so öffnete er ohne Weiteres eine Thür, hinter welcher er einen Hund heftig bellen hörte.

„Ist doch ein lebendiges Wesen in dem verzauberten Schloß meiner Prinzessin, das mich anmeldet!" sagte er lächelnd, als er in einen weiten Saal tretend einen kleinen gelben Hund bemerkte, der behend von seinem Stuhle auf einen Tisch sprang und von da aus den Fremden heftig anbellte.

„Wahrhaftig, eine ächte Donna Veritas!" rief der Graf erstaunt, indem er sich dem Löwenhündchen näherte und es von allen Seiten bewundernd betrachtete; „das ist ja ein Prachtexemplar, wie mag das hierher gekommen sein?"

„Man hat es der Frau Baronin aus Paris geschickt!" antwortete eine Stimme französisch.

Der Marquis drehte sich um, ein ältliches Frauenzimmer, der Kleidung nach eine begünstigte Dienerin etwa, stand vor ihm und fragte ernst und förmlich: „Wen habe ich die Ehre?"

„Man hat mich," antwortete der Marquis gut

gelaunt, „man hat mich der Frau Baronin aus Deutschland geschickt!" dann setzt er ernster hinzu: „Der Marquis von Oysterlo wünscht der Frau Baronin aufzuwarten, wenn es ihm in dieser Kleidung gestattet wird!"

„Wir sind auf dem Lande," antwortete die ältliche Person mit tiefem Knix, „belieben der Herr Marquis mir zu folgen!"

Sie durchschritten eine Reihe von Zimmern, die in französischem Geschmack reich decorirt waren, bis sich endlich die Thür eines Salons öffnete, der, obwohl es draußen noch ganz heller Tag, durch Kerzen glänzend erleuchtet und durch ein Kaminfeuer behaglich erwärmt war.

Das Gebell des voranlaufenden Löwenhündchens kündigte den Besuch an; denn in dem Augenblick, in welchem die Dienerin bei Seite trat, um den jungen Herrn vorbei zu lassen und mit lauter Stimme seinen Namen nannte, kam ihm, und zwar in sichtlicher Aufregung, eine prächtig gekleidete und hochfrisirte Dame, welche am Kamin gestanden, mit raschen Schritten entgegen.

„Ich danke Ihnen, Herr Marquis, ich danke Ihnen, daß Sie meine Bitte erfüllt haben und gleich zu mir

gekommen sind; Sie haben noch Niemanden gesprochen? Der Baron ist nicht im Schloß, meine Tochter in der Stadt, ich danke Ihnen!"

Der Marquis küßte die Hand der Dame, deren Antlitz noch Spuren ehemaliger großer Schönheit zeigte, wenn auch ihre einst gewiß sehr schlanke Figur jetzt bei vorgerücktem Alter unbehülflich stark geworden war, und sprach, indem er sie zu ihrem Sitze am Kamin zurückführte, in jener anmuthig scherzenden Weise, die ihm eigen zu sein schien: „Ich bin gewohnt, jedem Befehl einer Dame Gehorsam zu leisten, aber ich freue mich, meine gnädige Frau, daß ich im Stande gewesen bin, hier Ihrem ersten Befehl nachzukommen, obgleich ich denselben nicht kannte; schließen Sie daraus auf den Eifer, mit welchem ich Ihren Befehlen folgen werde, wenn ich dieselben kenne!"

„Nehmen Sie Platz," versetzte die Dame, unruhig sich bewegend und mit ihren großen, dunkeln Augen ihm forschend in's Gesicht blickend, „ich habe Ihnen meinen Jäger nach Arbalon entgegen geschickt, der sollte Sie dort erwarten; in einigen Zeilen bat ich Sie, in den Nachmittagsstunden auf Vernaclaux einzutreffen und mich zuerst mit Ihrem Besuche zu erfreuen!"

„Verzeihen Sie, Madame," erwiderte der Marquis mit einer neuen Verbeugung, „daß ich nicht selbst über Arbalon gegangen; mein Wagen und meine Leute werden heut gegen Abend dort eintreffen. Ich ging von Schamiaek über Haldern, um dort einen alten Lehrer zu begrüßen, und freue mich jetzt, daß ich nach Ihrem Befehl hier in den Nachmittagsstunden eingetroffen bin und nun Ihre weiteren Aufträge selbst empfangen kann!"

„Ich muß mich kurz fassen," rief die Dame, schwer Athem holend, „meine Tochter, der Baron, kann in jedem Augenblick zurückkehren; Herr Marquis, antworten Sie mir, aber antworten Sie mir aufrichtig, wenn Ihnen Ihr eigenes Lebensglück etwas werth ist, wenn Sie Ihre Zukunft nicht unheilbar vergiften wollen, lieben Sie meine Tochter Julie wirklich so, daß es kein Mittel giebt, Sie zu einer Auflösung des bestehenden Verlöbnisses zu bewegen?"

Der Marquis erhob sich überrascht von seinem Sitze, die Baronin faßte seine Hand und zog ihn wieder nieder; er sah sie mit einem halb irren Blicke an, dann flog ein Lächeln um seinen Mund und halb laut flüsterte er: „Welch' ein seltsamer Scherz!"

„Ich scherze nicht," fuhr die Dame immer un-

ruhiger werdend fort, „der Baron von Vernaclaux hat diese Verbindung mit dem Grafen von Schönstein verabredet. Sie haben Julie einmal gesehen; Sie haben sich dabei als ein vollendeter Cavalier benommen, das Erbe der Barone von Vernaclaux fällt an Sie als den Gemahl Juliens; Sie haben sich mit meiner Tochter verlobt und kommen jetzt hierher, um Hochzeit zu halten, es ist Alles in Ordnung, ich weiß es, nichts kann Sie hindern, aber Sie können noch zurücktreten, Sie können „nein" sagen statt „ja" und durch dieses eine Wort sich und Andern die Zukunft retten und vielleicht Verbrechen verhindern!"

Die letzten Worte sagte die Dame so leise, daß sie völlig unverständlich blieben.

„Sie sprechen in Räthseln!" entgegnete der Marquis, sein Unbehagen nicht verhehlend, während er mit forschenden Blicken an den Lippen der Dame hing, auf deren Antlitz Röthe und Blässe mehrmals rasch wechselten.

„Mein Gott, mein Gott!" stammelte die Baronin mit einem solchen Ausdruck der Verzweiflung, daß der junge Mann tief bewegt wurde und sich augenblicklich zusammennehmend fragte: „Darf ich reden, meine gnädige Frau?"

Die Dame nickte.

„Die Verbindung ist abgeschlossen," sprach der Marquis, „der Herr Baron von Vernaclaux hat sie eingeleitet und betrieben, eifriger als mir lieb war, denn ich liebe die Unabhängigkeit und bin noch jung; mein Vater, der Graf von Schönstein, legt Gewicht darauf; es ist für unser Haus von Bedeutung, daß der jüngere Sohn also durch eine Heirath zu großem Grundbesitz gelangt; ich habe Fräulein Julie von Vernaclaux gesehen, allerdings nur ein Mal, ich fand die junge Dame schön und liebenswürdig, ich habe mich verlobt mit ihr, bin also gegenüber dem Fräulein, gegenüber deren Vater, gegenüber meiner eigenen Familie, also dreifach gebunden. Ich komme hierher, um Hochzeit zu halten, und Sie, meine gnädige Frau, verlangen von mir, daß ich zurücktreten und das Alles rückgängig machen soll? Sie werden mir selbst zugestehen, daß ich ein solches Verlangen nur dann ernsthaft nehmen darf, wenn es durch gewichtige Gründe unterstützt wird!"

Der junge Mann hatte mit einem Ernst und zugleich mit einer Würde gesprochen, welche man so, auf den ersten Anblick, kaum in ihm gesucht haben würde. Die Baronin von Vernaclaux hatte jeden Zug in dem

Antlitz des Sprechenden aufmerksam spähend betrachtet; jetzt sagte sie lauernd: „Es giebt also doch Gründe, mein Herr Marquis, welche sie bewegen könnten, meinen Wünschen nachzugeben, das bestehende Verlöbniß zu lösen und den Fluch von Ihrem Haupte zu wenden!“

Der Marquis nickte, eine finstere Doppelfalte trat sichtbar auf seiner Stirn hervor, der junge Mann wurde ungeduldig und unwillig über die räthselhaften Reden der Dame; diese aber, welche einen Augenblick mit einem leichten Schauder sich von ihm abgewendet, fuhr nun hastig fort: „Was müßte geschehen, um Sie zu einem Rücktritt zu bewegen?“

„Fräulein von Vernaclaux,“ versetzte der Marquis ernst, „müßte mir erklären, daß sie mich verabscheute, und daß sie nur gezwungen mit mir vor den Altar treten könne, oder —“

Der junge Mann schwieg verlegen.

„Reden Sie aus, reden Sie!“ drängte die Baronin.

„Oder,“ fuhr der Marquis zögernd fort, indem er die Baronin streng anblickte, „man müßte mir beweisen, daß die Ehre des Fräuleins von Vernaclaux

befleckt sei! Verzeihen Sie, meine gnädige Frau, Sie haben mich dazu gezwungen!"

Todtenbleich, vorwärts gebeugt, beide Hände auf die Knie gestützt, mit funkelnden Augen und keuchender Brust saß die Baronin vor dem Marquis; auf ihrem Antlitz malte sich eine so entsetzliche Angst, eine solche Seelenqual, daß der junge Mann tief erschüttert wider Willen sein Antlitz abwenden mußte. Er begriff das Alles nicht, die Baronin selbst hatte sich vor einigen Wochen noch sehr befriedigt über diese Verlobung gezeigt, er fürchtete fast, daß die Mutter seiner zukünftigen Gemahlin in einem Anfall von Irrsinn spreche. Uebrigens war ihm der Gedanke, sein Verlöbniß mit der Erbtochter von Vernaclaux zu lösen, nicht nur fremd, sondern auch, abgesehen von dem Uebrigen, sehr unangenehm; er liebte Fräulein Julie gerade noch nicht, aber sie hatte ihm sehr wohlgefallen und hauptsächlich auch darum gefallen, weil sie ihm sofort eine wenn auch nur schüchterne Neigung gezeigt, welche für seine Eigenliebe sehr schmeichelhaft war. Uebrigens brachte sie ihm die Erbgüter von Vernaclaux zu, er aber war ein jüngerer Sohn, welcher die Unabhängigkeit liebte. Der Herr Marquis hatte schon frühe gelernt, daß ein jüngerer Sohn sich auf Ent-

sagungen aller Art im Leben einrichten muß, wenn er nicht das Glück hat, eine reiche Erbtochter zu bekommen. — Die Jugend aber will nichts wissen von Entsagung — es war wirklich viel verlangt, daß der Marquis so ohne Weiteres die Bande wieder auflösen sollte, die er so gern geknüpft, die er mit so vielem Behagen getragen, in dem Augenblick, wo er sie unauflöslich machen wollte.

Das schien auch die Baronin zu begreifen, sie erhob sich langsam, strich mit der Hand, die ebenso schön noch war, wie die Hand ihrer Tochter, leise über ihr Antlitz und sprach dann gefaßter: „Herr Marquis, ich begreife Ihre Weigerung, ich finde sie in der Ordnung, ja ich müßte es tadeln, wenn Sie anders handelten; Sie können mich nicht begreifen. Seltsam! Ehe Sie hierher kamen, dachte ich mir's so leicht, Sie zu bewegen, einem Verlöbniß zu entsagen, welches Ihre ganze Zukunft bedroht, ohne daß Sie wissen, wodurch, und nun Sie hier sind, ist mir's unmöglich, mich Ihnen verständlich zu machen. Für jetzt bitte ich nur um Ihr Stillschweigen!“

Der Marquis küßte die Hand der Dame; diese sah ihn wiederum einen Augenblick mit ganz seltsamen Blicken, in denen sich Entsetzen und Neigung paarten,

an, dann trocknete sie rasch ihre Augen und griff nach der Klingel.

Ein Diener in der weißen Livree des Hauses Vernaclaux führte den Marquis über eine offene Gallerie nach dem linken Flügel des Schlosses, wo die Zimmer lagen, die für ihn, den erwarteten Bräutigam, seit mehreren Tagen schon in Bereitschaft gesetzt worden waren. Es war indessen die Dämmerung eingetreten, der junge Mann fühlte die kühle Abendluft erquicklich um seine heißen Schläfe wehen, er stand einen Augenblick still und blickte über das Geländer der Gallerie hinunter in den dunkeln Burghof, aus welchem nur ein einziges Licht heraufschimmerte, ein Licht mit mattem Schein. Es war die Lampe vor dem Muttergottesbilde am Schloßbrunnen. Plötzlich aber leuchtete eine rothe Glast unter der Wölbung des Schloßportals hervor, Hunde schlugen an und der Diener, der hinter dem Marquis stand, flüsterte respectvoll: „der gnädige Herr!"

Der Marquis beugte sich weit über die Brüstung; von dem rothen und gelben Lichte der Fackeln grell beleuchtet, trat der achtzehnte Freiherr von der Bärenklaue hastig in den Schloßhof:

„Wo ist der Herr Marquis von Oysterlo?" rief

er mit schallender Stimme einem Diener zu, der ihm entgegen kam, „der Herr Marquis muß schon hier sein, sein Wagen und seine Leute kommen eben herauf, sorgt für Alles, Meisterlein!"

„Guten Abend, Herr Baron!" rief der Marquis, der schon seine gute Laune wiedergefunden hatte, hinunter.

„Willkommen unter dem Mantel Gottes, mein Sohn!" erscholl des Freiherrn mächtige Stimme, „ich bin gleich bei Euch!"

Wirklich kam die lange Gestalt des Freiherrn mit raschen Schritten über den Hof, sprang mit weiten Sätzen über die Stufen der Treppe herauf und umarmte den jungen Mann mit einer Tüchtigkeit, welche an den Druck wirklicher Bärenklauen erinnerte.

„Tausend, tausend Mal willkommen!" rief der Alte und man hörte es der Stimme an, wie herzlich willkommen ihm der Schwiegersohn war, den er nun unter den Arm nahm, um ihn selbst zu seinen Gemächern zu führen.

Der Marquis mußte der Bitte der Baronin gedenken, doppelt wohl that ihm der warme, väterlich freundschaftliche Empfang des Schloßherrn.

„Euer edler Vater kommt nicht zur Hochzeit, mein

Sohn," rief der Alte munter, „nun, ich bin Vater für Euch mit, aber Eure Oheime kommen Beide, der Wildberger und der Oranische Kammerherr auch, und heute hat auch die hochwürdige Priorin aus Brüssel, Eure Tante von Oysterlo, geschrieben und ihren Besuch zugesagt; nun, die fromme Dame konnte auch etwas thun für einen so trefflichen Vetter, der noch dazu ganz allein in der Welt ihren Namen trägt!"

„Sie ist die Schwester meines Großoheims!" bemerkte der Marquis.

„Ja, ja, alt muß sie sein, hochbetagt schon," lachte der Schloßherr, „sie schreibt aber einen recht muntern Brief, Ihr sollt ihn nachher lesen, mein lieber Oysterlo, und rühmt ihre gute Gesundheit; Gott gesegne ihr noch viele frohe Tage!"

Sie traten jetzt in ein Vorzimmer, das durch die voraus eilenden Diener schon erleuchtet war. Man sah darin einen riesenhaften Kamin, dessen Mantel wieder die Bärenklauen zeigte; aus dem Vorzimmer kam man in ein allerdings etwas altmodisches, aber wirklich prächtiges Gemach; ein Grandseigneur vom Hofe Ludwigs XIV. würde sich darin vollkommen heimisch gefühlt haben; überall machte sich hier bis in's kleinste Detail hinein jener gediegene Luxus, jene

schwer ornamentirte Pracht bemerklich, die dem Zeitalter des großen Monarchen eigen.

Der Baron von der Bärenklaue nahm sofort einen Silberleuchter von der Jaspis-Console, leuchtete ein Bild an, das aus einem silbernen Rahmen niederblickte und rief enthusiastisch: „Seht Euch den Mann da an, Oysterlo, den habe ich Euch mit Absicht hierher bringen lassen, den sollt Ihr stets vor Augen haben, das ist mein großer Ahnherr Heinrich von der Haide, der dreizehnte Freiherr von der Bärenklaue, und Ihr seid berufen, das Geschlecht dieses Mannes zu erwecken, auf daß es neue Schößlinge treibe, Schößlinge, die mächtige Bäume werden, hochragende, schattengebende, fruchtreiche!“

Es kam eine ernste Stimmung über die heitere Seele des jungen Marquis, vielleicht wurde ihm jetzt zum ersten Male bewußt, daß er auch eine Verpflichtung übernehme bei seiner Ehe — er blickte bewegt dem edlen deutschen Herrn in das volle, stark geröthete, aber energische Gesicht, das mit seinen großen blauen Augen freundlich auf ihn niederlächelte. Uebrigens war das Bild ein Werk von Meisterhand, es schien zu leben, und als der Arm des Schloßherrn mit dem gewichtigen Leuchter langsam niedersank und

die Schatten über das Bild flossen, da war es dem jungen Manne, als ob der alte Freiherr sich aus seinem Rahmen hervorbeuge, um ihn noch länger zu sehen. Er hing mit seinen Augen an dem Bilde und riß sich erst los, als der Alte den Leuchter niedersetzte, ihm derb auf die Schulter schlug und lachend rief: „Aufgeschaut, mein Sohn, da ist noch ein Bild, auch ganz sehenswerth!“

Der Marquis wendete sich rasch um; auf der Schwelle stand die Erbin von der Bärenklaue. Fürwahr eine untadelige Gestalt, hoch und stattlich, eine rechte Tochter der deutschen Freiherren, weiß und zart in jugendlicher Fülle prangend, die dunkeln Augen aber ruhten mit dem vollen Ausdruck zärtlicher Neigung auf dem jungen Cavalier. Eine Schönheit war Julie trotz alledem nicht, ihre Stirn war unbedeutend, ihr Mund zu groß, er wäre beinahe häßlich gewesen ohne die köstliche Frische der Lippen, ohne die wundervolle Gleichmäßigkeit der kleinen Zähne; die Frisur der Dame war geschmacklos, doch konnte sie nicht ganz die Schönheit des Haares verbergen, von dem zwei prächtige, lange dunkle Ringellocken hinter jedem Ohr niederflossen und bei jeder Bewegung des Hauptes auf den Schultern tanzten. Das Fräulein trug ein

Reitkleid von blauem Tuch mit goldenen Brandenbourgs, in der linken Hand hielt sie ihren Hut, die Rechte streckte sie dem Verlobten entgegen, der ihr hastig genaht war und nun mit einer sehr anmuthigen Gebärde zierlich das Knie vor ihr beugte, während er diese reizende kleine Hand mit Küssen bedeckte.

Behaglich lächelnd sah der alte Herr zu, ihm gefiel das Alles gar sehr; am meisten der Bräutigam, auch erkannte er gar bald, daß Julie mit zärtlicher Bewunderung auf den schmucken Knieenden niederblickte. Als sich der Marquis erhob, zog er die Braut langsam und sicher an seine Brust, das leise, mädchenhafte Sträuben achtete er nicht, er küßte sie drei Mal, auf Stirn und Wange und Mund.

„So ist's recht, so ist's löblich," rief der Freiherr, dessen Antlitz vor Glückseligkeit strahlte, „so küssen wir in Deutschland, meine Tochter, so pflegen wir in Deutschland zu küssen! Ei! mein Sohn, Eure künftige Gemahlin ist keine Pariserin, keine Französin, sie ist die Enkelin von achtzehn deutschen Freiherren von der Bärenklaue — ich danke Dir, meine Tochter, daß Du auf gut Deutsch kurz und rasch gekommen bist, Deinen verlobten Bräutigam zu begrüßen — freilich vornehmer wär's gewesen, Du hättest gewartet, bis irgend

Einer von den langbeinigen Laffen und Tölpeln in meinen weißen Röcken, oder gar eine von den zahnlosen Zibethkatzen Deiner Frau Mutter Dir die Ankunft des Mannes gemeldet hätte, freilich, in Paris gilt das für vornehmer, aber wir in Deutschland, wir halten nichts von solchen Possen, aber wir versteh'n uns auf's Zuschlagen, wir versteh'n uns auch auf's Küssen. Ich sage Dir, meine Tochter, es geht nichts über einen deutschen Ehemann, und Du wirst Deinen alten Vater noch im Grabe segnen, daß er Dich Einem aus dem Reich zur Frau gegeben, Einem aus der alten Sippe, deren Tochter uns den wackern Heinrich von der Haide geboren hat!"

Unaufhörlich schwatzte der Schloßherr in seiner Herzensfreude, und obwohl das junge Paar kaum auf ihn hörte, sondern leise halbe Worte flüchtig wechselte, was er auch recht wohl bemerkte, so erzählte er doch weiter, namentlich von der Freifrau Huberta, aus dem Hause Schönstein-Wildberg, die man wegen ihrer Milde gegen Arme und Kranke mit einer Anspielung auf die Wappenlegende den „lieben Gottesmantel" genannt hatte; der alte Herr mußte seiner Freude durch Reden Luft machen, er wäre sonst daran erstickt.

Als nun ein Diener kam und meldete, daß sich

die Frau Baronin in den Speisesaal begäbe, da war er fast unwillig, obwohl er sonst den Speisesaal für einen recht angenehmen Aufenthaltsort zu erklären pflegte; freilich folgte er alsbald dem Rufe, aber er forderte das in sein eigenes Gespräch vertiefte Brautpaar nicht auf, ihm zu folgen, er streifte es nur mit einem sonnigen Blick, ging hinaus und flüsterte vergnügt in sich hinein: „Die kommen noch nicht sobald, werden mich mächtig lange warten lassen, aber wenn auch Alles verdirbt und Alles kalt wird, so soll sie doch Niemand stören in der ersten Stunde, die sie zusammen sind; wo soll die Liebe denn noch eine sichere Stätte finden, wenn nicht unter dem Mantel Gottes von der Bärenklaue?"

Der alte Herr hatte sich aber doch mehr zugemuthet, als er geglaubt; er wechselte die herkömmlichen Grüße mit seiner Gemahlin, er erzählte ihr, eifriger, als er seit vielen Jahren mit ihr gesprochen, von der gegenseitigen Liebe des jungen Paares, er sah nicht, daß die Baronin dabei die Lippen fest auf einander preßte; so verging eine Viertelstunde und darüber; der Freiherr wurde ungeduldig, weniger seines Mahles wegen, obwohl er auch an dieses nicht ohne Wehmuth dachte, als weil er sich selbst sehnte, die

jugendfrischen Gesichter seines Sohnes und seiner Tochter zu sehen. Zweimal schon hatte die Baronin den Vorschlag gemacht, das Brautpaar erinnern zu lassen, der Alte lehnte es mit einer ungeduldigen Handbewegung ab und schnitt höchst sonderbare Gesichter dazu, denn die ihm eigene Ungeduld, jetzt noch geschärft durch den Appetit, kämpfte ganz gewaltig gegen die freudige Stimmung, die ihn beseelte. Der alte Mann hielt wirklich muthig aus bis zu Ende, denn über eine halbe Stunde nach ihm erst, betraten die jungen Leute mit glückseligen freudestrahlenden Gesichtern den Speisesaal. Sie entschuldigten sich auch keineswegs, denn sie hegten keine Ahnung davon, daß sie hatten warten lassen; nach dem Weggange des Freiherrn waren ja nur ein paar Worte zwischen ihnen gewechselt worden.

Der Marquis zuckte jäh zusammen, als sein Auge dem Blick der Baronin begegnete, er las eine zornige Drohung in diesem Blick, aber er hatte keine Zeit, sich ängstlichen Gedanken hinzugeben, denn er saß zwischen dem heitern alten Herrn und der liebenswürdigen Braut, die nun durch ihre ehrlich eingestandene Neigung sein Herz völlig erobert hatte. Ei! was kümmerten ihn die drohenden Augen der Mutter,

er freute sich lieber an den zärtlichen Blicken der Tochter, und endlich mußte sich der seltsame Widerwille der Mutter gegen diese Verbindung doch zum Ziele legen! Die Jugend glaubt und hofft, was sie wünscht! Hoch hub der Freiherr den grünen Römer, gefüllt mit duftendem deutschem Wein, herzhaft stieß der glückliche Bräutigam an, o! wie fein und lieblich klangen die Gläser zusammen! Juliens zarte Hand lag in der des Verlobten, aber ein wilder Blick der Mutter fiel darauf — „Fleuch nicht, Du Mantel Gottes, von der Bärenklau!“

* * *

Drei Wochen sind verflossen, seit der Marquis von Oysterlo auf dem Schlosse des Freiherrn von der Bärenklau, drei Wochen voll ungestörter ununterbrochener Liebesfreude für das Brautpaar, drei Wochen voll wahrhafter Glückseligkeit für den alten Freiherrn. Diese Drei hatten sich in ihrem Glück und in ihrer Freude nicht stören lassen durch die bald flehend-angstvollen, bald dräuend-zornigen Blicke der Baronin, nicht durch deren leise Andeutungen, oder eine gewisse geheimnißvolle Thätigkeit, welche die Dame

zu entwickeln begann, seit der Ankunft des zukünftigen Schwiegersohnes. Sie hatten Alles das lange bemerkt, aber bemerkt sofort vergessen. In den ersten Tagen hatten die jungen Leute zwar erkannt, daß sie von den französischen Dienerinnen der Baronin beobachtet würden, aber sie hatten auch bald gefunden, daß diese Beobachtung schon in der ersten Woche aufhörte, und der Marquis hatte sich darüber aufrichtig gefreut, denn er sah darin eine Aenderung in den Gefühlen der Baronin, die ihm im übrigen stets mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, zuweilen sogar mit plötzlich aufwallender, dann aber rasch unterdrückter Zärtlichkeit entgegenkam. Eigenthümlich war das Verhältniß Juliens zu ihrer Mutter; das Fräulein war in einem belgischen Kloster erzogen worden und stand, seit ihrer Rückkehr in's Vaterhaus, dem Vater ziemlich ebenso fremd gegenüber wie der Mutter; der Vater war stets freundlich, aber er bekümmerte sich nicht viel um sie, die Mutter überschwemmte sie zuweilen mit Zärtlichkeiten und zog sich dann wieder scheu und kalt zurück: so kam es, daß sich Julie vor dem ihr unheimlich dünkenden Wesen der Mutter fürchtete, wenn sie derselben auch mit kindlicher Liebe gern genaht wäre.

Mit der Verlobung änderte sich das plötzlich, das einsame, liebebedürftige Herz des Fräuleins gewann dadurch nicht allein die Liebe des Verlobten, sondern auch die Liebe des Vaters, der nun erst, da seine Tochter die Braut eines deutschen Edelmanns war, sich um sie kümmerte und sie liebgewann. Es ist begreiflich, daß sich Julie seitdem noch ferner von ihrer Mutter hielt, als sie bis dahin schon gethan. Die Brautleute hatten so viel mit ihrem Glück, der alte Baron so viel mit den Vorbereitungen zu dem Hochzeitsfeste zu thun, daß sie nichts von dem bemerkten, was um sie hervorging.

Und doch war das bedenklich genug! so bedenklich, daß selbst Peter Meisterlein, der Erbhegemeister der Baronie und Lieblingsdiener des Freiherrn, der sonst doch nichts sah, was sich nicht auf sein Amt beziehen ließ, etwas merkte, und dem Freiherrn mittheilte, daß sich in Haldern, einem größeren Ort, der zur Baronie gehörte, ein Jakobinerklubb gebildet habe, und daß seitdem das Gesindel von Tage zu Tage frecher und räuberischer werde.

„Laß die Franzosen, Meisterlein,“ rief der Freiherr stirnrunzelnd, „thu' Deine Pflicht auf ehrliche deutsche Weise, das Volk hier hat nie was getaugt,

schon Herr Heinrich von der Haide hat seine Noth mit dem aufsässigen Gesindel gehabt, wie aus vielen alten Schriften hervorgeht; laß sie summen und schwärmen, Wespenstiche! nichts weiter, vielleicht ist die Zeit nicht ferne, wo eine deutsche Faust drein fährt, und mit einem Schlag das ganze Nest zerschmettert!"

Der Freiherr und Meisterlein beruhigten sich Beide dabei, denn sie verachteten die Franzosen so gründlich, daß sie es eigentlich für despectirlich hielten, wenn zwei so brave deutsche Männer, wie sie sich dünkten, überhaupt von dem französischen Gesindel Notiz nahmen.

Je näher der Hochzeitstag heranrückte, desto mehr war die Thätigkeit dieser beiden Getreuen des deutschen Reichs in Anspruch genommen, und wenn den andern deutschen Dienern des freiherrlichen Hauses auch mancherlei, was sich in nächster Nähe des Schlosses ereignete, bedenklich vorkommen wollte, so hatten sie doch keine Gelegenheit, ihre Beobachtungen an den Mann zu bringen.

Drei Tage vor der Hochzeit trafen die erwarteten Oheime des Marquis ein, der Erste war der würzburgische Domicellar Graf Anastasius Wildberg, ein heiterer Junggesell, den der Vater des Bräutigams,

der regierende Reichsgraf von Schönstein zu Wildberg, der am Podagra hart darniederlag, beauftragt hatte, bei der Trauung seine Stelle zu vertreten; der andere Oheim war der nassau-oranische Kammerherr Job Hildebrand von Wildberg, welcher mit seiner Gemahlin, drei Töchtern und zwei Nichten in vier Kutschen anrückte. Am Abend vor dem Hochzeitstage erst traf die hochwürdige Priorin, die Großtante des Bräutigams, mit zahlreicher Dienerschaft aus Brüssel auf Schloß Vernaclaux ein. Mit großer Freude begrüßte der Freiherr alle diese deutschen Gäste und mit noch größerer Freude fast bemerkte er, daß sich, einen Offizier vom Regiment Flandern ausgenommen, kein Mitglied von den französischen Adelsfamilien einfand, mit denen die Vernaclaux alliirt waren.

Im steifsten deutschen Kanzleistyl abgefaßte Einladungen hatte der Freiherr an Alle gerichtet, die solche erwarten konnten, von Keinem hatte er auch nur eine Antwort erhalten. Das war sehr erklärlich, denn er hatte das ganze Packet der Einladungen an die „Franzosen“ seiner Gemahlin übergeben und diese hatte es, ohne ein Wort darüber zu verlieren, in's Feuer geworfen. Im Anfang hatte sich der alte Herr darüber gewundert und geärgert, daß er nicht

einmal eine Antwort erhielt, bald aber hatte er sich darüber gefreut und sich die Hände reibend zu Meisterlein gesagt: „Das französische Volk hat die guten deutschen Briefe nicht lesen können, oder thut so, als ob es nicht deutsch verstünde, nun, eine französische Einladung werde ich wahrlich nicht schreiben!“

Obgleich nun die Baronin mit Würde den Gästen die Honneurs des Hauses machte, so fiel ihre Kälte doch den schärfer Blickenden auf, sie äußerten sich auch darüber gegen den Freiherrn, der aber sagte lachend: „Nun, ihr müßt auch billig sein und dürft es ihr nicht verdenken, daß sie ihre Tochter lieber einem Franzosen gegeben und diese gute Freiherrschaft gern an einen von ihren Vettern gebracht hätte, sie ist nun mal eine Französin.“

Durch diese Erklärung fanden sich die Gäste hinlänglich befriedigt, nur die geistliche Großtante nicht, die unaufhörlich den Kopf schüttelte, und eine Prise nach der andern nahm, auch sofort erklärte, daß sie gleich nach der Trauung das Schloß verlassen werde, denn sie habe auf ihrer Reise hierher allerlei gesehen oder erfahren, was ihr gar nicht gefalle. Da sich die geistliche Dame aber mit diesen Andeutungen begnügte und sich, von der Reise ermüdet, zeitig in ihre

Gemächer zurückzog, wurde die Heiterkeit der Gesellschaft durch sie nicht weiter gestört und deutsch gründlich zechten die deutschen Herren bis nach Mitternacht.

So war denn der Hochzeitstag angebrochen; vom Belfrid wehete lustig im Sonnenschein und Morgenwind das weißseidene, freiherrliche Banner mit den schwarzen Bärentatzen und neben ihm die gelbe Fahne mit den drei schwarzen Pilgermuscheln, der Reichsgrafen von Schönstein zu Wildberg edles Panier; im Ehrensaal versammelten sich die Gäste, um in feierlichem Zuge das Brautpaar zur Schloßkapelle zu geleiten; auf der Gallerie, vom Saal bis zur Kapelle, bildeten die zahlreichen Diener Spalier.

Die versammelte Hochzeitsgesellschaft war eine sehr glänzende, Herren und Damen festlich geschmückt; besonders reich, hoch und stolz erschien die Baronin, mit kalter Würde repräsentirte sie, während Julie sich schüchtern von ihr fern hielt und im Kreise der Cousinen ihres Bräutigams blieb. Die Mutter schien diese Zurückhaltung ihrer Tochter gar nicht zu bemerken.

Es war Alles bereit, man erwartete nur noch den Priester des nächsten Ortes, welcher die Trauung verrichten sollte; schon gab sich einige Ungeduld kund,

und der Freiherr wandte sich an den Erbhegemeister, seinen getreuen Diener Peter Meisterlein, der in einer alterthümlichen Jagdlivree mit Horn und Speer erschienen war und nun an der Thür stand, wie es ihm, als dem ältesten Lehensträger des Hauses, zukam. Meisterlein erklärte, daß vier Erbmüller der Baronie, wie es ihr Recht sei, vor einer Stunde den Brauttrunk gethan und sich dann sofort nach dem Dorfe begeben hätten, um den geistlichen Herrn abzuholen, sie müßten im Augenblick mit demselben erscheinen.

Der Freiherr blickte durch die offene Doppelthüre in die lange Gallerie nach der Kapelle hinunter, er freute sich der zahlreichen und stattlichen Dienerschaft, die dort aufgestellt war, da stürzte plötzlich aus der Kapelle ein Mann hervor, einer von Meisterleins Gehülfen, und schrie mit schriller Stimme: „Rettet euch, rettet euch! die Jakobiner kommen, die Jakobiner!“

„Halt!“ donnerte die mächtige Stimme des Freiherrn durch das Getöse und Gewirre, das jenem Ausruf augenblicklich folgte, „halt, Bursche, wer kommt?“

Der athemlose Bursche antwortete nicht, aber ein

tausendstimmiges: „vive la nation! vive la liberté!“ das vom Schloßhof heraufscholl, gab statt seiner Antwort.

Der Freiherr sprang an das erste Fenster der Gallerie, durch das man auf den Schloßhof sah, augenblicklich krachte eine Salve, klatschend schlugen die Kugeln rechts und links neben den Schloßherrn an das Fenstersims, und ein brausendes: „vive la liberté! à bas les aristocrates!“ scholl hinterher.

Der treue Meisterlein riß seinen Herrn zurück, die Dienerschaft stob heulend nach allen Seiten hin auseinander, aus der Kapelle quoll ein dichter Haufen schlecht bewaffneten Gesindels hervor, überall hörte man das Krachen von Thüren, welche mit Aexten eingeschlagen wurden, Flintenschüsse knallten und die Fenster klirrten zusammen.

„Vive la nation! vivent les Jacobins! à bas les aristocrates!“ heulte es von allen Seiten.

„Her zu mir! her zu mir! haltet die Thür! befahl der Freiherr, der seinen Degen zog, und neben den getreuen Hegemeister auf die Schwelle des Saales trat.

Kaum hatte er ausgesprochen, so war er im Gefecht mit dem über die Gallerie herandrängenden

Haufen, Flinten- und Pistolenschüsse wurden in nächster Nähe abgefeuert, Pulverdampfwolken wogten in den prächtigen Salon hinein.

„Führt die Frauen hinaus!" befahl der Freiherr, vor dessen wuchtigen Hieben die Angreifer zurückwichen.

Die Sturmglocken des Schlosses hallten in mächtigen Klängen; „à bas les aristocrates!" heulte die Menge, die Aristokraten aber wehrten sich ihres Lebens, wacker unterstützt von dem getreuen Erbhegemeister, der seine Stoßlanze trefflich führte. Da hielten die fünf Edelleute, von denen vier schon greise Männer waren, mit ihren Paradedegen die ganze Masse des Gesindels zurück, bis die Frauen, von der Baronin geführt, den Saal verlassen hatten. Der Bräutigam, der neben dem Freiherrn focht, sah sich noch einmal nach seiner Braut um, er sah, daß die Baronin Juliens Hand fest gefaßt hielt und sie, die Letzte und sich Sträubende, mit sich fortzog; ein entsetzlicher Gedanke kam über ihn, er wollte eben rufen: „Julie, geh' nicht mit Deiner Mutter!" Da taumelte der alte Freiherr, von einem Stoß in's Gesicht getroffen, blutend in seine Arme, und er mußte sich der Angriffe eines wüsten Kerls erwehren, der

sein langes Sattelpistol dicht neben ihm abgefeuert hatte und nun mit dem Kolben auf ihn losschlug.

Aber noch einmal trieben die Aristokraten das scheußliche Gesindel zurück, das sich einige Minuten lang begnügte, einzelne Schüsse abzufeuern. Der Bräutigam konnte wieder einen Blick hinter sich werfen, er sah nach der Thür, durch welche Julie hinausgegangen, da erblickte er seine alte Großtante, die Priorin, sie saß ruhig auf einem hohen Stuhle, Dose und Rosenkranz in der Hand.

„Um Gotteswillen, gnädigste Tante, retten Sie sich!" rief der Marquis.

„Thun Sie Ihr Bestes, mein Sohn!" erwiderte die Dame, „ich bin zu alt, um vor solchem Grobzeug zu fliehen, ich werde für Sie beten!"

Blutgierig stürzte die Bande wieder heran! „à bas, les aristocrates!"

Schweigend und dem Tod furchtlos in's Auge blickend fochten die Aristokraten weiter.

Die Sturmglocken heulten, die Schüsse knallten, die Hölle war los in dem alten Hause.

„Das Schloß brennt! das Schloß brennt!" brüllte es vom Hofe herauf.

Unter einem Pikenstoß brach der Freiherr von

der Bärenklau zusammen, es sank der Letzte seines edeln Hauses mit dem zusammenbrechenden Hause selbst; über ihn fiel im selben Moment, von einer Kugel durch's Auge in's Hirn getroffen, der getreue Erbhegemeister, aber muthig stellte sich der Marquis über sie und focht weiter, denn er hegte den unbestimmten Glauben, daß er durch den verlängerten Widerstand die Flucht seiner Braut sichere. Mit blitzschnellen Degenstößen begegnete er noch einige Augenblicke lang den Andringenden, er sah nicht, daß auch seine beiden alten Oheime neben ihm fielen, der Einzelne aber konnte dem Angriff nicht länger Widerstand leisten — jetzt stand er noch, noch Einer der Gegner sank von seinem Degen durch die Brust gestoßen, dann verschwand er unter der Menge, die brüllend und jauchzend über ihn hinweg in den Saal brach, ihn für einen Moment überschwemmte, bis sich die Thüre öffnete, durch welche die Frauen vorhin geflüchtet waren.

Das geplünderte und völlig ausgeraubte Schloß stand in hellen Flammen; es brannte während des ganzen Tages, und während der Nacht leuchtete der rothe Brand weit hinein in den blutigen Grund, in die Abhänge der Ardennen. Die edeln Banner der großen

Herrengeschlechter waren herabgerissen von dem Belfrid, an einem Fenster des Saals aber, den Meisterlein und die Edelleute so meisterlich vertheidigt hatten, da war die Fahne der neuen französischen Freiheit ausgehängt, der Leichnam der greisen Priorin in ihren geistlichen Gewändern. Die Helden der neuen Freiheit hatten die Dame erwürgt und dann am Fensterkreuz aufgehängt.

Fleuch nicht, Du Mantel Gottes, von der Bärenklau!

II.

Ein Vierteljahrhundert war verflossen seit der Plünderung und Einäscherung des freiherrlichen Gottmantelschlosses durch jakobinische Banden; die blutige Aera der Revolution in der Carmagnole, die noch blutigere der Revolution im Kaisermantel waren verflossen, die Gerechtigkeit Gottes hatte die Fürsten und Völker Europa's nach Frankreich geführt und sie siegreich in Paris einziehen lassen. Platz für die

Gerechtigkeit Gottes! Man schrieb 1814 und der weiße Pavillon, oder die blaue Standarte mit den goldenen Lilien, wehte wieder über dem königlichen Frankreich.

Es war ein feuchter Spätherbstmorgen, ein feiner Nebelregen sprühete nieder auf das vom Sturm arg zerzauste, bunte, spärliche Laub der Kastanien an der wohlerhaltenen Landstraße, die von Arbalon nach Haldern mit der Abdachung der Ardennen parallel läuft. Auf dieser Straße fuhr langsam ein eleganter Reisewagen hin, vier starke Pferde zogen das wohlgelungene Werk der pariser Wagenbaukunst; ein Postillon ritt auf dem vordern Sattelpferde, zwei Diener saßen, in ihre Mäntel gehüllt, auf dem Kutschersitz, im Wagen selbst, dessen Verdeck trotz der Witterung gänzlich zurückgeschlagen war, bemerkte man nur einen stattlichen Herrn in einem Pelzrock mit Schnüren, der sich bald aufrichtete, bald wieder niedersetzte und die Gegend bald rechts, bald links durch ein kleines Fernrohr betrachtete. Drei sehr wohlgekleidete Kosacken folgten dem Wagen in einiger Entfernung; sie ritten ihre kleinen Rößlein, die sie mit derselben unverwüstlich guten Laune aus dem heimischen Don, wie aus der Seine hatten trinken lassen.

Der vornehme Reisende im Wagen ist ein russischer General, der von Paris heimkehrend einen Abstecher in die Ardennen gemacht hat, und nun an diesem Spätherbstmorgen die Gegend mit sichtlicher und immer größer werdender Unzufriedenheit mustert. Der Herr ist stark und wohlbeleibt, was ihm indessen nicht übel läßt, da er hochgewachsen ist und sich lebhaft bewegt; sein Gesicht von dem die kleine Feldmütze nur einen Theil der Stirne verbirgt, ist zugleich das volle geröthete Gesicht eines jovialen Lebemannes und das wetterharte und mit zwei derben Schmarren gezeichnete Gesicht eines Soldaten. Haupt- und Barthaar sind noch voll und dicht, aber militärisch kurz unter der Scheere gehalten. Die großen Augen, die einst vielleicht glänzend dunkelblau gewesen, sind jetzt ausgeblaßt, ganz licht, haben aber einen freundlichen Blick. Wohlwollen und geistige Frische sind unverkennbar in dem Gesicht und dem ganzen Wesen des Generals.

„Krieg und Revolution haben einen schweren Tritt,“ spricht der General in deutscher Sprache leise vor sich hin, indem er das Fernrohr wieder ansetzt, „ich hätte aber doch nicht geglaubt, daß ihr harter Fuß die Physiognomie eines ganzes Landstriches so verändern

könnte, wie das hier der Fall gewesen ist. Ich finde mich nicht zurecht mehr hier und habe dieses Stück Land einst doch so genau gekannt. Dort an der Krümme des Baches lag die Stephansmühle, die drei Monate lang meine Wohnung war, ich finde keine Spur mehr von ihr und dort oben stand das Schloß; kein Stein ist von der guten alten Gottmantelburg dort, selbst der Felsen ist nicht mehr ganz da, sie müssen den Vorberg abgesprengt haben — richtig, da ist ein Steinbruch! Krieg den Schlössern, Friede den Hütten! riefen sie, aber sie haben das Schloß wie die Hütte zertreten, und weggetilgt von der Erde. Ich kenne hier nichts mehr, es ist Alles anders geworden, nur das Mischvolk ist noch ebenso heimtückisch, bettelhaft, habgierig und roh wie ehedem! Fort von hier!"

Der General schob das Fernrohr zusammen und warf sich in die Wagenecke, er bedeckte die Augen mit der Hand und blieb einige Minuten so liegen. Aber bald genug stand er wieder auf und auf's Neue durchforschte er mit dem Fernrohr die Umgegend.

„Das ist das Dorf," sprach er wieder leise vor sich hin, „es sieht noch bettelhafter aus wie ehedem, der Raub hat ihm keinen Segen gebracht, ich werde

halten lassen und fragen, weil ich einmal hier bin, aber ich werde nichts erfahren von diesem schlechten Gesindel, ich wollte, ich wäre nicht gekommen! Doch, halt! was ist das? ein neues Haus, vermuthlich die Wohnung eines Spekulanten, eine Meierei entstanden aus den Resten der großen Freiherrschaft, die einst mein Eigenthum werden sollte! Dort werde ich halten lassen und fragen, vielleicht ist der Besitzer nicht aus dem schändlichen Mischvolk dieser Gegend und läßt mich etwas Anderes hören als Lügen!"

Der General schob das Perspectiv zusammen und gab einen Befehl, rascher rollte der Wagen dahin und hielt eine halbe Viertelstunde später unter einigen Ahornbäumen, die ihr grünes Laub trotz der späten Jahreszeit noch ziemlich dicht zeigten, vor der Thüre eines hübschen zweistöckigen Hauses.

Rasch stieg er aus und fragte eine Magd, welche neugierig die Thür öffnete, nach dem Besitzer des Hauses.

„Ich werde Madame Desnoyers sofort holen," entgegnete das Mädchen höflich, „treten Sie ein, mein Herr."

Sie öffnete die Thür eines sehr saubern, wenn auch ganz einfachen Zimmers und eilte davon. Das

Gesicht des Generals wurde heiter, er mußte in den letzten Stunden viel von der Unhöflichkeit der Eingebornen gelitten haben, denn diese einfache Artigkeit der Magd that ihm sichtlich wohl.

Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thüre wieder und es trat eine Frau ein, die sehr sauber, beinahe elegant gekleidet war, obgleich eine fast gesuchte Einfachheit in ihrem Anzuge sich sofort bemerkbar machte. Der General redete sie französisch an, bat um Entschuldigung wegen der Störung und erklärte weiter, daß er früher, vor vielen Jahren, in dieser Gegend gewesen sei, daß er gern einige Aufschlüsse haben möchte, daß er sich aber bis jetzt vergeblich bemüht habe, und ersuchte endlich die Frau, ihm einige Fragen zu gestatten.

Die Frau antwortete ihm nicht, sie sah ihn unverwandt an mit ihren großen dunkeln Augen, ein wehmüthiges Lächeln spielte um ihren Mund. Der General gerieth in einige Verlegenheit, die Blicke und das Schweigen der Frau machten ihn ungeduldig, er wollte eben seine Wünsche wiederholen, da streckte die Frau ihre Hand gegen ihn aus und sprach mit zitternder Stimme in deutscher Sprache: „Sei mir will-

kommen, Hubert, ich wußte, daß Du hierher kommen würdest, darum habe ich Dich hier erwartet!"

Der General trat betroffen einen Schritt zurück und starrte die Frau fast entsetzt an.

„Du kennst mich nicht mehr, aber ich habe Dich gleich wieder erkannt!" sprach die Frau und helle Thränen brachen aus ihren Augen.

„Allbarmherziger Gott!" schrie der General laut auf; „Julie, meine Julie!"

Der Bräutigam umarmte die Braut, die man ihm fünf und zwanzig Jahre zuvor entrissen.

Welches Wiedersehen!

Eine Stunde später war der Postillon nach der Station zurückgeschickt, der Wagen und die Leute des Generals waren in der Meierei unter den Ahornbäumen untergebracht, die Kosaken hielten scharfe Wacht, was nöthig war wegen des Hasses, den die Bevölkerung gegen die Fremden zeigte.

In einem Zimmer des oberen Stockwerkes saß der russische General Graf Schönstein; der Tod seines Vaters und seines älteren Bruders hatten den ehemaligen Marquis von Oysterlo in Besitz der Familienherrschaft und des Titels gebracht, neben ihm Julie, die ihm ehemals verlobte Braut, die Erbin der Frei-

herren von der Bärenklaue. Die Dame erzählte ihre Schicksale, nachdem sie erfahren, daß der General an jenem blutigen Hochzeitstage schwer verwundet gefallen in der Vertheidigung des Saales, aber doch von dem Sohne des Erbmüllers von Sanct Stephan aus dem Brande gerettet und nach der Stephansmühle gebracht worden sei. In der Mühle hatte der schwer verwundete junge Mann wochenlang ohne Besinnung gelegen, endlich, sobald sein Zustand es zuließ, hatte man ihn heimlich geflüchtet und glücklich über die Grenze nach Deutschland gebracht. Als der arme Marquis soweit wieder hergestellt war, daß er zu Pferd steigen konnte, war er sofort nach Frankreich geeilt, um nach seiner Braut zu suchen, aber Krieg und Revolution hatten jede Nachforschung, ja das Eindringen in Frankreich selbst unmöglich gemacht. Später war der Marquis in russische Dienste getreten und als General war er nun in Frankreich eingezogen.

„Mit Gewalt zog mich meine unglückliche Mutter mit sich fort aus dem Ehrensaal,“ erzählte Julie; „als sich die Thüre des Saales hinter uns geschlossen, wollte ich Deiner Tante und Deiner Cousine folgen, meine Mutter aber riß mich eine Nebentreppe mit sich hinunter; unten wurden wir in Mäntel gehüllt, man

trug mich zur Ausfallspforte hinaus, am Fuße des Burgberges wurde ich in einen Wagen gelegt, meine Mutter saß neben mir und sprach kein Wort. Ich hörte die Sturmglocken läuten, ich sah den Brand, ich wollte schreien, ich wollte den Wagen verlassen, meine Mutter aber hielt mich fest und sprach drohend: „Schrei nicht, sonst wird man Dir einen Knebel in den Mund stecken, rühr' Dich nicht, sonst wird man Dich binden!“ Das sind die letzten Worte, die ich aus dem Munde meiner Mutter vernommen habe. Wir fuhren scharf den ganzen Tag und die folgende Nacht, ich verlor die Besinnung; ich schlief. Als ich erwachte, wollte es Morgen werden, aber statt meiner Mutter saß eine Laienschwester des Karmeliterordens neben mir im Wagen. Sie sprach nicht und ich fragte nicht, wir fuhren immer zu, nur an kleinen Wirthshäusern hielten wir an, meine Mutter hatte für Alles gesorgt, ich glaube, sie fuhr vor uns her, das dauerte Tage lang. Ich fühlte mich sehr übel, ich wurde schwer krank, ich glaube Raserei hatte mich ergriffen; als ich meine Besinnung wiederfand, lag ich zu Bett, Klosterschwestern pflegten mich, ich war im Convent der Carmeliternonnen zu Ploermel in der Bretagne. Man war mild und freundlich gegen mich in diesem

geistlichen Hause; aber je stärker und je kräftiger ich wurde, desto klarer wurde mir auch, daß man mich auf das Schärfste bewachte und mir jeden Verkehr mit der Welt außerhalb des Klosters unmöglich machte. Ich habe viel gelitten in jener Zeit. Zwei Jahre mochte ich etwa in Ploermel gewesen sein, da ließ mich eines Tages die Domina zu sich rufen und kündigte mir an, daß ich die Freiheit habe, zu bleiben oder zu gehen. Ein Geistlicher war dabei zugegen, es war der Beichtvater meiner Mutter, er brachte mir deren letzten Gruß und eine kleine Geldsumme. Meine Mutter war in der Woche zuvor in einem geistlichen Hause zu Auray gestorben, der Priester war beauftragt, mir folgende Mittheilung zu machen. Meine unglückliche Mutter hatte kurz vor ihrer Verheirathung mit dem Baron von Vernaclaux, während sie sich unter fremdem Namen zu Bourbon les Baies im Bade aufhielt, die Bekanntschaft eines liebenswürdigen deutschen Cavaliers gemacht, sie hatte ihm ihr Herz geschenkt und ich bin nicht die Tochter des Barons von Vernaclaux, sondern die jenes deutschen Cavaliers. Als ich nun dem Marquis von Oysterlo verlobt wurde, da fiel meiner armen Mutter sofort eine gewisse Aehn-

lichkeit auf, die sie anfänglich für den Bräutigam günstig stimmte, die sie aber doch zu weiteren Nachforschungen bewog. Sie entdeckte bald, daß jener deutsche Cavalier, der Geliebte ihrer Jugend, mein Vater, daß der kein Anderer sei als der Vater des Marquis von Oysterlo, der Vater meines Bräutigams. Der Reichsgraf von Schönstein-Wildberg, hatte sich damals ebenfalls unter einem Incognitonamen in jenem Badeort aufgehalten. Die unselige Frau schauderte vor den Folgen ihrer Sünde, sie durfte nicht dulden, daß der Bruder der Gemahl der Schwester wurde, und wie konnte sie's hindern, ohne sich selbst anzuklagen? Sie sah meine wachsende Neigung zu Dir — welche entsetzliche Qualen muß die Unglückliche ertragen haben in jener Zeit! Eine gewaltsame Entführung war das Einzige, was ihr ausführbar schien; sie ließ einen ihrer Vettern kommen, Du hast ihn in der Uniform des Regiments Flandern auf dem Schloß gesehen, der junge Mann ging bereitwillig auf alle Pläne meiner Mutter ein, aber er hatte auch seine eigenen Pläne dabei, denn er war ein eifriger Jakobiner; er brachte die ganze Umgegend in Aufstand, er hetzte die wilden Horden

gegen das Schloß, meine Mutter aber erkannte zu spät, in welches grauenvolle Gewebe von Verbrechen sie sich verstrickt hatte. Sie mußte sich als Urheberin des entsetzlichen großen Unglücks betrachten, denn ihr Agent hatte sie mit gutem Grunde wissen lassen, daß ihr Alle niedergemacht und verbrannt an jenem schrecklichen Tage; sie ist schwer gestorben, meine unglückliche Mutter! Ich blieb zu Ploermel, ohne jedoch ein Gelübde abzulegen, im Kloster, bis uns die Revolution vertrieb; dann war ich mit zwei ehemaligen Nonnen ein paar Jahre in Paris, wo wir eine Schule hielten, endlich 1804, als es wieder ruhig wurde im Lande, bin ich hierher gezogen, habe mir dieses Haus aus Steinen vom alten Gottmantelschloß gebaut, habe vergangener Zeiten gedacht und auf Dich gewartet, Hubert, mein lieber Hubert, denn eine innere Stimme sagte mir, daß ich Dich noch einmal wiedersehen würde in diesem Leben, daß Du hierher kommen müßtest, um mich zu sehen!"

Das war die Erzählung der Madame Desnoyers, wie sich Julie nannte, in der Meierei von Vernaclaux.

Bis gegen Abend verweilte der General Graf Schönstein in der Meierei, dann kamen die Postpferde, er stieg still und nachdenklich in den Wagen und fuhr davon.

So hatten sich die Beiden wiedergesehen nach fünf und zwanzig Jahren!

Der Traum im Ordenshause.

Ein Vierteljahrhundert fast ist in's Land gegangen seit jenem lieblichen Maimorgen, jenem Sonnabend vor den heiligen Pfingsten, an welchem zwei hallische Studenten sich auf dem alterthümlich schönen Marktplatz der hochberühmten Stadt des attischen und des veritabeln Salzes trafen und sich von Weitem schon mit munterm Gruße zuriefen: „Wir gehen doch einen Weg?"

Die beiden Studenten waren hübsche junge Menschen, schlanke, aber kräftige Gestalten, mit großen blauen Augen und lächerlich kleinen blauen Sammetmützchen auf dem blonden Haar; sie sahen sich ähnlich wie Brüder, waren aber doch nur Vettern und schlenderten, nachdem sie sich unter die Arme gefaßt, wie es damals die jungen Leute noch gerne thaten, lachend und plaudernd durch das Marktgewühl der Verkäufe-

rinnen, am Löwenbrunnen und am Roland vorüber, zwischen dem rothen Thurm und den Hausmannsthürmen hindurch und bogen bei dem Gasthof zur Stadt Zürich in eine von den vielen krummen Straßen der alten Stadt ein.

Heute war auch die Klausstraße belebt. Vor den meisten Thüren, die schon lieblich mit dem zarten Grün der Birke, mit Pfingstmaien, geschmückt waren, standen die Wagen der zur Stadt gekommenen Marktleute; durch der Stimmen Gewirr klang Pferdegewieher und Peitschenknall und das Klingen der Messingschellen an den hohen Kumten der Geschirre wurde von dem Gelächter der Mädchen und der jungen Burschen, die sich neckten, also auch liebten, lustig begleitet; aus den Hausfluren, die mit Bolus neu geröthet oder mit feinem weißen Sand bestreut waren, drang der appetitliche Geruch von frisch gebackenem Festkuchen und von links herüber klang das festliche Geläute der alten Glocken von Sanct Moritz.

Es ist ein köstlich Ding um so einen sonnigen Pfingstsonnabendmorgen in der guten Stadt Halle — es ist da Alles festlich, und selbst die alte Klausstraße, die sonst noch brauner und dunkler anzuschauen als die andern Straßen, weil über die hohe Brücke, die

Schieferbrücke und die Klausbrücke die mit Braunkohle beladenen Wagen in langen Reihen hereinziehen, hat ein munteres und festliches Aussehen an einem solchen Morgen.

Die beiden Studenten hatten Auge und Sinn offen für solche Umgebungen, sie lachten mit, wo sie lachen hörten, wenn sie auch nicht wußten, warum gelacht wurde; sie freuten sich jugendlich an Allem, was sie sahen und hörten, und erst als sie die dick mit Braunkohlenstaub bestreute Klausbrücke betraten und über die niedrigen steinernen Geländer in die stillen dunkeln Wasser der Saale hinabblickten, lenkte sich ihr Gespräch wieder auf das Ziel ihres Weges.

„Ich bin neugierig, wie sich Witzleben in der Uniform ausnimmt, Vetter!" begann der Eine.

„Er ist gewiß ein prächtiger Offizier!" antwortete der Andere, „wäre es gestern nicht schon zu spät gewesen, beim Zeus! ich wäre noch herausgelaufen, als ich Kistings Zettel gelesen!"

„Ich war auch schon auf dem Sprunge," rief der Erste, „aber," setzte er lachend hinzu, „wo wären die Leute zu finden gewesen? Denn zu Hause sind die Beiden sicher nicht geblieben. Ich freue mich sehr auf Witzleben; wir haben seit Tertia immer zusammen-

gehalten, Kisting, Witzleben und ich, und Du wärest im Bunde der Vierte gewesen, Hans, Du warst uns nur gar zu fleißig und ordentlich, weißt Du?“

„Nun, ich dächte,“ meinte Hans lächelnd, „ich wäre bei euren Hauptgeschichten dabei gewesen und hätte euch niemals im Stiche gelassen, lieber Theres?“

„Ja, ja,“ rief Theresius, den Vetter freundlich und mit einer Art von Achtung anblickend, „Du bist immer derselbe gewesen wie heute, Du machtest unsere Suiten mit, wenn Dir nicht gerade ein Buch im Kopfe steckte, dann aber bliebst Du sicher weg, sowie Du vorgestern die köstliche Spritzfahrt nach dem Petersberg nicht mitmachtest, nur um Dein Colleg bei Leo nicht zu schwänzen; die Andern konnten's gar nicht begreifen, ich aber wußte gleich, daß alles Zureden vergeblich sei, denn Du warst in Quarta auf der Klosterschule schon so!“

„Ich interessire mich lebhaft für Beowulf. Denke doch ein Heldengedicht aus dem achten Jahrhundert!“ sagte Hans ruhig.

„Nun freilich,“ lachte Theresius, „wenn das Ding so alt ist, denn begreife ich Deinen Eifer. Je älter etwas ist, desto mehr liebst Du's, wir kennen das schon!“

„Ich denke den Beowulf zu übersetzen, Vetter!“ bemerkte Hans, wenn auch nicht anspruchsvoll, so doch mit einer gewissen Wichtigkeit.

„Gratulire,“ fuhr der Vetter heiter fort, „Leo wird bald einen Nebenbuhler in Dir fürchten!“

„Mein trefflicher Meister Leo,“ entgegnete Hans ernsthaft, „braucht keinen Nebenbuhler zu fürchten.“

„Du brauchst dich ja gar nicht zu seinem Vertheidiger aufzuwerfen!“ lachte Theresius. „Doch da sind wir!“ —

Die beiden Vettern standen vor einem stattlichen Hause, zu dessen flachen Thürbogen, unter welchem zwei steinerne, aber jetzt stark mit Braunkohlenstaub geschwärzte Sitze angebracht waren, drei bis vier breite Stufen hinaufführten; eine Klingel begann schallend zu läuten, als Theresius die Thür öffnete und mit seinem Begleiter auf den weiten Hausflur trat, der so dunkel war, daß Keiner, der nicht mit der Gelegenheit des Ortes vertraut, die schmale steinerne Treppe gefunden haben würde, die in einer entfernten Ecke angebracht war. Als die Studenten diese Treppe erstiegen hatten, traten sie auf einen hellen Vorsaal, dessen Dielen mit weißem Sand reinlich bestreut waren; in dem Augenblick aber, da sie

die hölzerne Treppe zum zweiten Gestock hinaufsteigen wollten, öffnete sich eine Thür, an welcher eine stattliche Pfingstmaie prangte, aus dieser Thür aber trat ein junges Mädchen hervor. Es war so hübsch, daß die Studenten stehen blieben, ihre kleinen blauen Mützchen abzogen und tief grüßten. Hoch erröthend eilte die zierliche schlanke Gestalt, den Gruß nur durch eine leichte Neigung des lockigen Köpfchens erwidernd, an den beiden Herren vorüber und verschwand in einer offenen Gallerie, die um den Hof lief. Die Studenten blickten ihr nach, denn das Mädchen sah wirklich zu hübsch aus in ihrem hellen blau beblümten Sommerkleide, über welches im Nacken die langen braunen Locken fessellos niederflossen, mit ihren weißen Strümpfen, um welche die Schuhbänder gar zierlich in's Kreuz gebunden waren.

„Ist sie das?" fragte Hans sich nach dem Vetter umwendend.

„Das ist Gustchen Kolbe, des reichen Strumpfwirkers, des Herrn Kirchenvorstehers Kolbe, rosiges Töchterlein, die Flamme unseres Freundes Kisting!" antwortete Theresius.

„Sie ist reizend, aber ich habe ihre Augen nicht

gesehen!“ sagte Hans, die Treppe emporsteigend, deren Stufen unter seinen schweren Tritten knarrten.

„Laß Dir's lieb sein, daß Du diese Augen nicht gesehen hast,“ meinte der heitere Vetter, „diese Augen, sie sind übrigens braun, haben dem armen Kerl, dem Kisting, schon manch' schlaflose Nacht gemacht!“

Hans antwortete nichts, er sang leise vor sich hin:

„tout à Vous, beau Tristan
beau Sire, chevalier!“

„Was singst Du, Alter?“ fragte Theresius.

„Es ist aus einem alten französischen Liede, Theres,“ lautete die Antwort, „aus dem zwölften Jahrhundert!“

„Natürlich,“ spottete der Andere, „aus dem zwölften Jahrhundert, unter dem thust Du's nun mal nicht, ich glaube, das vierzehnte oder fünfzehnte Jahrhundert sind Dir schon zu neu und ganz despectirlich.“

„O! nein! mein Junge!“ lachte der Geneckte, „es giebt aus jener Zeit prächtige Sachen!“

„Wirklich,“ rief Theresius, scherzend den Erstaunten spielend, „das ist mir lieb zu hören, ich bin Dir ordentlich dankbar dafür. Ich danke Dir im Namen des ganzen vierzehnten Jahrhunderts, Hans!“

„Hier habt ihr uns!“ rief Hans und öffnete ohne anzuklopfen rasch die erste Thür auf dem obern Flur, die übrigens auch nicht des Schmuckes der Pfingstmaie ermangelte.

Sie traten in ein helles, niedriges aber weites Gemach, in welchem zwei junge Leute in Morgensonnenschein und Tabacksqualm am offenen Fenster saßen. Einer von diesen jungen Leuten, ein frischer, wenn auch nicht hübscher Junge, mit einem kleinen blonden Schnurrbart, sprang sofort auf, warf die lange Pfeife hastig von sich und umarmte die beiden Vettern mit jugendlichem Ungestüm.

Rasche Worte wurden gewechselt, Fragen und Antworten kreuzten sich; alte Späße von der Klosterschule her wurden unwillkürlich laut, Gelächter folgte, und die Freude des Wiedersehens wurde erst dann etwas ruhiger, als der gastfreie Wirth, der Studiosus Justus Alexander Kisting, ein wackerer Theolog, die Gäste mit frischgestopften Pfeifen versehen hatte und sie nun alle Viere, verkehrt auf Stühlen reitend, die Hände und Köpfe auf die Stuhllehnen gestützt, unter dem Fenster Platz genommen hatten, eifrig bemüht, die blauen Wolken des Varinas, von Ermeler am

Markt, mit der hereinwehenden Frühlingsluft zu mischen.

Kisting hatte eine sehr hübsche Stube; in der einen Ecke stand das Pult auf vier unglaublich dünnen Beinchen, die niedergelegte Klappe war mit Heften, Papieren und Büchern bedeckt; das Bücherbord darüber trug die Bibliothek auf zwei nicht ganz gefüllten Brettern; in der andern Ecke stand ein Meubel, welches auf den Namen Sopha nicht ganz gerechtfertigte Ansprüche erhob, jetzt aber bereitwillig die Uniformstücke des Gastes, des Herrn Lieutenants Dietrich von Witzleben trug. In der dritten Ecke machte sich ein Kleiderschrank breit, den drei Studentengarderoben nicht gefüllt haben würden, und in dessen Mitte ein schwarzer Frack gar traurig und einsam hing, wie man durch die offenen Thüren sehen konnte, während der Rest der Kisting'schen Garderobe sich auf einem Stuhl an der Thür blähete und sich in den blankgewichsten Stiefeln daneben spiegelte. Ein großer, viereckiger Tisch in der Mitte des Gemachs, auf welchem Kannen, Tassen, Gläser und Leuchter mit Sporen, Rappieren, Stulphandschuhen, Mützen und Tanzschuhen ein buntes Stillleben bildeten, wäre das Hauptstück der Ausstattung gewesen, ohne das „Pfeifensystem“

d. h. ohne die Gallerie von Pfeifen aller Art an der Hauptwand des Gemachs.

Nach kurzem Gespräch der vier ehemaligen Schulgenossen rief Theresius, der Aeltere der beiden Vettern, plötzlich erstaunt: „Aber, was habt ihr denn? Der Herr Lieutenant von Witzleben und der Herr Studiosus Kisting geruhen sehr bleich auszusehen!"

„Wohl lange auf der Märker-Kneipe gewesen, gestern?" fragte Hans lächelnd.

„Kleinen Katzenjammer?" setzte Theres hinzu.

Der Lieutenant und sein Wirth sahen einander ernsthaft an.

„Es ist wohl das Beste, wir sagen ihnen Alles?" meinte der Student.

Der Lieutenant nickte zustimmend.

Jetzt schauten die beiden Vettern betroffen, sie fragten aus einem Munde, ob ein Unglück passirt sei.

„Man könnte es eher ein Glück nennen!" erklärte Kisting.

„Ein Glück und ihr seht bleich und ernsthaft drein?" rief Theres lebhaft, während Hans den Lieutenant scharf beobachtete, der sichtlich mit einiger Anstrengung rang, sich heiterer zu zeigen, als er war.

„Es war so seltsam,“ rief er und lachte gezwungen, „erzähle Du doch, Kisting!“

„Die Sache ist kurz folgende,“ nahm der Theolog hastig das Wort, indem er seine Pfeife neben sich stellte, „wir sind gestern Abend nach Giebichenstein gegangen, Witzleben war sehr ermüdet, weil er zwei Nächte im Postwagen zugebracht, in der Schürze aßen wir zu Abend und tranken ein Glas Breihahn, dann kamen wir nach Hause, vor eilf Uhr, und rauchten noch eine Pfeife zusammen; das sage ich euch Alles so genau, damit ihr nicht glaubt, daß wir einen Spitz gehabt, und dann legten wir uns vor zwölf zu Bett. Ich bin bald eingeschlafen, denn ich hörte es nicht Mitternacht schlagen und den Wächter nicht abrufen. Witzleben schlief in der Kammer neben mir, sein Bett war von dem meinigen nur durch eine Bretterwand getrennt; wir unterhielten uns nur einige Minuten noch, er ist vor mir eingeschlafen, ich hörte ihn schnarchen, ganz wie sonst im Kloster. Ich muß noch bemerken, daß wir Beide unsere Thüren aufgelassen hatten, der Hitze wegen. Plötzlich, mitten in der Nacht, werde ich geweckt, Witzleben steht vor mir, ich erkenne ihn deutlich im Mondlicht, er sagt mir:

„Nimm's nicht übel, daß ich Dich wecke, ich kann

nicht in meinem Bette bleiben, ein seltsamer Traum jagt mich heraus.“ Ich lache ihn aus, stehe aber doch auf und zünde das Licht an, eben will ich ihn fragen, welcher Traum ihn so geängstet, da entsteht in seiner Kammer ein seltsames Geräusch, dicht neben der Bretterwand raschelt etwas, dann geschieht ein dumpfer Krach und Alles ist wieder still. — Ich will gar nicht leugnen, daß ich einen Augenblick sehr erschrocken war, Witzleben war's auch, doch faßten wir uns rasch, ich nahm das Licht und wir gingen hinein in die Kammer. Da sahen wir denn, daß ein Stück der Decke, ein mächtiger Stein, sich losgelöset hatte, auf das Bett herabgestürzt war und durch seine Schwere die Bettstatt zertrümmert hatte. Die Ursache des Geräusches und des dumpfen Krach's war uns nun klar, ebenso auch, daß Witzleben, wenn ihn nicht ein rettender Traum fortgetrieben, von dem Stein sicher beschädigt worden wäre. Ihr könnt euch vorstellen, daß wir den Rest der Nacht nicht geschlafen haben. Das ist Alles!“

„Das ist nicht Alles!“ rief Hans lebhaft, „Witzleben, Du mußt uns erzählen, was Du geträumt hast!“

„Es ist ein eigenes Ding, Hans!“ entgegnete der

Lieutenant ernst," man nennt's einen Traum, aber was ist ein Traum? — Ich hatte ganz fest geschlafen, da war mir's, als werde ich geweckt, ich glaubte eine rufende Stimme zu vernehmen, ich sah, etwa zwei Schritt von meinem Bette, ganz deutlich eine hohe Gestalt, die mir befehlend nach der Thür zuwinkte; ich begriff's nicht gleich, ich zögerte, sah noch einmal hin und sah deutlich eine Gestalt in einem langen weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuze darauf, die mir gebieterisch nach der Thür zuwinkte. Ich machte eine Anstrengung, ich wollte gehorchen, es war mir ängstlich, die Gestalt stand an der Thür einen Moment still und winkte wieder, indem sie sich nach mir umsah. Jetzt erkannte ich auch das Gesicht ganz deutlich, es war mir bekannt, es war das Gesicht meines seligen Vaters, nur trug mein Vater niemals einen langen Bart. Da gelang mir's der Schwere Herr zu werden, die mich fesselte, ich sprang auf. Die Gestalt, die ich im Traum gesehen, war verschwunden, aber ich eilte ohne mich weiter zu besinnen durch die offene Thür in die Nebenkammer. — Das Weitere hat euch Kisting erzählt, und ich will nur noch hinzufügen, daß es kurz vor zwei Uhr Morgens war, als sich das ereignete, denn es schlug ge-

rade zwei, als wir den herabgefallenen Stein untersuchten!“

Es war nach diesen Mittheilungen eine ziemliche Weile sehr still in der Studentenstube, bis sich die beiden Vettern ihr Urtheil über die eigenthümliche Traumerscheinung gebildet hatten; es wurde allerlei hin- und her geredet, bis endlich Hans aufstand und Kisting bat, ihm die Schlafkammer zu zeigen.

Die vier jungen Leute gingen hinaus durch einen schmalen Gang und traten schließlich in die nach dem Hofe hinausgelegene Schlafkammer. Erstaunt blieb Hans stehen, denn obwohl dieses Gemach niedrig erschien, so war es doch hochgewölbt, nur war die Wölbung durch eine Bretterwand in zwei Theile zerschnitten; es waren ein Paar weite Schlafgemächer aus einem großen Gewölbe gemacht und die Wölbung mußte sehr hoch gewesen sein. Ersichtlich war der Fußboden später eingezogen worden, so daß zwei Gestocke entstanden waren, wo ursprünglich nur ein Raum gewesen. Hans erkannte das auf der Stelle und erklärte es seinen Genossen. Dann trat er zu der Bettstatt, sie war wirklich völlig zertrümmert, und das war nicht wunderbar, denn es lag ein so mächtiges Mauerstück darauf, daß er alle seine Kraft

anstrengen mußte, um es herauszuheben. Als er es niedergelegt, erkannte man eine riesige steinerne Weintraube mit zierlichem Blatt- und Stielwerk, sehr saubere Steinmetzarbeit, welche dick mit Kalk beworfen gewesen, der sich erst durch den Fall abgeblättert und gebröckelt hatte. Diese Traube hatte den Schlußstein des Gewölbes geziert, ihre Größe ließ auf die Höhe und Mächtigkeit des Gewölbes schließen und Witzleben's Bett hatte gerade unter der Spitze des Gewölbes gestanden, denn die Bretterwand war, eben der großen Traube wegen, nicht gerade durch die Mitte des Raumes, sondern jenseits der Traube gezogen worden und so waren ungleiche Gemächer entstanden.

Hans erklärte das den Genossen und machte auch auf die mächtigen Eckpfeiler aufmerksam, deren Capitäler man deutlich erkennen konnte, wenn auch die Canelirungen mit Kalk ausgefüllt waren. Uebrigens war das ganze Gemach mit weißer Farbe angestrichen.

Der junge Alterthümler meinte, das Gewölbe sei offenbar das eines mittelalterlichen Gemaches, vielleicht auch einer Kapelle, welche in dieses Hinterhaus verbaut worden; mit scharfen Blicken musterte er die Umrisse der Säulencapitäler, so weit sie unter dem Kalkbewurf noch erkennbar. Plötzlich trat er an eine

der Säulen und schlug mit dem Absatz seiner Pfeife ohne alle Mühe ein bröckelndes Stück Kalk los und sofort zeigte sich ein zierlicher steinerner Wappenschild, auf dem eine oben und unten von einem Stern begleitete Mondsichel deutlich zu erkennen war.

„Wessen Wappen ist das?“ fragte der Lieutenant.

„Ein rother Mond und zwei rothe Sterne im silbernen Felde ist das Stadtwappen von Halle;“ entgegnete Hans ruhig und ging auf die andere Ecke zu, wo er mit Hülfe eines Stiefelknechts einen zweiten Wappenschild rasch genug darlegte. Die Wappenfigur war hier schwerer zu erkennen. Man überlegte und rieth.

„Ich will's euch sagen,“ rief Hans plötzlich laut auflachend, „die Figur ist ein Esel! Seht, ein Esel, der auf Rosen schreitet; und ein Esel, der auf Rosen schreitet, ist das alte Wahrzeichen von Halle, ihr könnt es an der Marktkirche viel schöner sehen; man deutet es auf die Blüthe und den Reichthum der Stadt durch die Salzwerke, was ziemlich bequem, aber schwerlich richtig ist; es wird wohl etwas Anderes bedeuten. Jetzt kommt, die beiden andern Eckpfeiler des Gewölbes stehen drüben in Kistings Kammer und tragen sicher

auch Wappenschilde, denn die alten Baumeister hielten etwas auf Symmetrie."

Die vier jungen Leute gingen in die Nebenkammer, und auch dort erwies sich die Anwendung des Stiefelknechts als folgenreich, denn an dem einen Pfeiler entdeckte man unter Farbe und Kalk ein Wappenschild mit einem gemeinen Kreuz, das in der Mitte mit einem kleinen Schildlein belegt war. Keiner der Anwesenden kannte das Wappen, und auch Hans, der sich sonst auf seine Wappenkunde gern etwas zu gut that, wußte keine Auskunft zu geben, weil er die Figur im Mittelschilde nicht zu erkennen vermochte. Etwas verdrießlich ging er zu dem vierten Pfeiler und begann vorsichtig den Mörtel an der Stelle abzuklopfen, an welcher seiner Meinung nach der Wappenschild angebracht sein mußte. Trotz aller Vorsicht aber löste sich ein ganzes Stück Pfeiler ab und fiel zu Boden, glücklicher Weise kam der Wappenschild, der durch den Fall selbst ganz frei wurde, obenauf zu liegen und der Lieutenant von Witzleben schrie laut auf, als er das Wappen angesehen, auf das Hans ernst blickend und ohne ein Wort zu sagen, deutete. Der Schild zeigte ein durch gestürzte Sparren drei Mal getheiltes Feld,

das uralte Wappen des großen Thüringischen Hauses Derer von Witzleben.

„Es ist sein Wappen!“ sagte Kisting leise vor sich hin und versuchte den Stein aufzuheben, der jetzt in seinen Händen in mehrere Stücke zerbrach.

„Mir wird unheimlich!“ murmelte Theresius, der bis dahin seine heitere Laune ziemlich unverändert behauptet hatte. „Die Erscheinung, die er im Traum erblickte, sah seinem Vater ähnlich und hier liegt sein Wappen zertrümmert; das ist doch seltsam!“

Die jungen Leute kehrten nachdenklich in Kisting's Zimmer zurück, nur Hans ruhte nicht, er lief zu dem Hausbesitzer, der ihm auf sein dringendes Begehr, anfänglich etwas befremdet, dann aber freundlich lächelnd, die Gemächer aufschloß, die unter der Schlafkammer lagen. Hier fand Hans durchaus keine Spur mehr von den Pfeilern; offenbar waren dieselben hier ganz vermauert, weil die Wände unten stärker waren als oben. Ebenso wenig ergab sich eine Spur in dem Holzstall darunter, der schon halb kellerartig war. Der wackere Kirchenvorsteher und Strumpfwirker wußte auf des Forschers Frage weiter keine Auskunft zu geben, als daß sein seliger Vater bei einem neuen Flügelanbau vielfach auf altes festes Mauerwerk ge=

stoßen sei und dasselbe mit benutzt habe. Man sagte dem freundlichen Herrn Kolbe nichts von der gespenstigen oder traumhaften Erscheinung, man zeigte ihm aber die herabgestürzte steinerne Weintraube und das zerschmetterte Bette. Anfänglich erschrak der gute Mann gewaltig und ließ sofort einen Maurermeister kommen. Er beruhigte sich indessen, als dieser ihm nach kurzer Besichtigung versicherte, daß der Schlußstein des Gewölbes ganz fest liege, daß sich von demselben nur die Traube losgelöset habe.

Die Freunde feierten danach ein heiteres Pfingstfest, denn auch bei dem Lieutenant war die Jugend mächtiger als die Erinnerung an jene Nacht, in welcher sein Leben so schwer bedroht war und auf so eigenthümliche Weise beschützt wurde. Er reiste am Schluß der Pfingstwoche von Halle ab, und der ganze Vorgang war nach einigen Wochen Garnisonleben so ziemlich verschwunden aus seinem Gedächtniß, als er durch einen Brief aus Halle wieder daran erinnert wurde.

Es war Hans, welcher ihm schrieb: . . . . „Ich kann Dir jetzt auch einige Aufschlüsse über den seltsamen Vorfall geben, wenn ich auch nicht im Stande bin, die Erscheinung ganz zu erklären,

welcher Du, sie mag nun ein Traumgebild oder etwas anderes gewesen sein, Dein Leben verdankst. Erfahre denn, daß die Kammer, in welcher Du schliefst, wahrscheinlich zu einem Ordenshause der Deutschherren gehört hat, und zwar zu dem ersten Ordenshause, welches die deutschen Ritter in Deutschland hatten. Denn schon im Jahre 1200 schenkte Ludolph von Kroppenstädt, der Magdeburger Bischof, den Rittern im westlichen Theile der Stadt Halle einen Platz zum Aufbau eines Hospitals für Armen- und Krankenpflege. Neben diesem Hospital ist entweder sofort eine der heiligen Kunigunde geweihte Kapelle erbaut worden, oder eine solche stand schon dort und wurde den Ordensbrüdern überlassen, denn dieselben wurden bereits 1202 „fratres apud Sanctam Connigundam prope Hallis“ genannt; später hieß dieses Ordenshaus „curia sanctae Cunegundis in Hallis“ und erhielt mancherlei Schenkungen. Das war die Grundlage der Balley Thüringen, die darum auch immer die älteste aller Balleyen in Deutschland („die erber und eltste Baly“) genannt wurde und als „ein sonderliches Kleinod“ des Ordens geachtet wurde, aus welcher auch der große, ruhmreiche Ordensmeister Hermann von Salza stammte. Die vielversprechenden Anfänge des deutschen Ordens

in diesen Gegenden haben ein trauriges Ende genommen. Die Hauptkraft des Ordens wurde in Preußen gebraucht, die Einflüsse der fernen Hochmeister erwiesen sich nicht segenbringend, die Ungunst der Zeiten darf auch nicht zu gering angeschlagen werden, kurz, schon im vierzehnten Jahrhundert geriethen die Balleyen des Ordens in große Noth. Es häuften sich Schulden bei den unermeßlichen Zinsen jener Zeit bis zum Unbezahlbaren. Veräußerungen folgten den Verpfändungen und als die Reformation kam, verschwanden die letzten Güter des deutschen Ordens in diesen Gegenden fast spurlos. Wann das Ordenshaus zu Sanct Cunigund vor dem Klausthor bei Halle aufgehoben worden ist, weiß man nicht, wahrscheinlich aber 1511, denn die letzte sichere Nachricht, die wir von einem Besitz des Ordens in Halle haben, geht dahin, daß der Statthalter der Balley mit Zustimmung des Deutschmeisters dem Capitel des Augustinerstifts zum Neuenwerk vor Halle eine Anzahl von Ordensgütern, Zinsen, Lehne, Wiesen u. a. für die Summe von 3650 Gulden im genannten Jahr verkauft hat, welche Summe zum Besten der Balley, namentlich des Ordenshauses Zwetzen, verwendet werden sollte. Ich bin nun der Meinung, daß das Haus des Strumpf-

wirkers Kolbe, in welchem Du bei unserem Kisting wohntest, auf Grund und Boden des deutschen Ordenshauses von Sanct Cunigund steht, und daß Reste des Ordenshauses beim Bau des Bürgerhauses mit verwendet nnd vermauert worden sind. Meine Meinung aber stütze ich auf die Wappenschilde, welche wir damals fanden. Der Erste zeigte das Stadtwappen von Halle, der Zweite das Wahrzeichen der Stadt, der Dritte ein gemeines Kreuz mit einem Mittelschilde belegt, dieses halte ich für das Kreuz des deutschen Ordens, das ja auch mit dem Adlerschilde belegt ist. Ich vermag zwar den Adler nicht zu erkennen, auch weiß ich nicht, ob die einzelnen Balleyen den Adlerschild auf ihr Kreuz gelegt haben, aber ich bin in meiner Ansicht dadurch bestärkt, daß der vierte Schild das von Witzleben'sche Wappen zeigt, denn von 1392 bis 1420 war Albrecht von Witzleben Landkomthur der Balley Thüringen und ihm folgte in dieser Würde Heinrich von Witzleben von 1420 bis 1429. Wahrscheinlich ist unter einem von diesen beiden Landkomthuren jenes Gemach im Ordenshause gebaut oder restaurirt worden. Du sahest also, meiner Ansicht nach, in Deinem Traume nicht die Gestalt Deines seligen Vaters, sondern die Gestalt eines von diesen

beiden ritterlichen Landkomthuren. Uebrigens finde ich's ganz in der Ordnung, daß Du auf so seltsame Weise gerettet wurdest, und Du wirst gut thun, über die Art der Erscheinung nun nicht weiter zu sinnen und zu grübeln. Gott hat eben viel tausend Wege, uns Menschenkinder zu beschützen! Ich habe mir in dieser ganzen Angelegenheit viele Mühe gegeben. Im Kolbe'schen Hause habe ich noch mancherlei Nachforschungen angestellt und mich auch durch den Theres nicht abhalten lassen, der durchaus wissen wollte, daß ich nur der hübschen Strumpfwirkerstochter zu Gefallen so oft vor das Klausthor wandre und den armen Kisting bei ihr ausstechen wolle. Ich kann Dir versichern, daß ich das hübsche Kind bei all' meinen Besuchen nur ein Mal flüchtig gesehen habe, und aus Mitleid für den verliebten und eifersüchtigen Freund mit einem höflichen Gruß vorübergegangen bin. Giebt es nicht in Euren Familienarchiven nähere Nachrichten über diese beiden Deutschherren und Landkomthure von Thüringen? Doch darum hast Du Dich wohl schwerlich bekümmert, und ich muß mich an einen andern Witzleben wenden . . . .“

Die

Hospitalschwestern im Morbihan.

An einem warmen Juniabend war es, als zwei noch ziemlich junge Menschen auf der Spitze von Dournénez standen, einer der langen schmalen Halbinsel-Arme, welche die alte Armorica in's Meer hinausstreckt, als suche sie sehnsüchtig die Verbindung mit dem andern Celtenlande jenseits des Canals. Die braunen Ränder der Bucht rundeten sich sanft um die lichtblauen Wogen, die hier und da sich purpurisch geröthet zeigten, durch die schärfer einfallenden Sonnenstrahlen, welche wie blitzende Lichter darüber hintanzten. Die ganze Bucht sah aus wie eine riesige Muschelschaale mit rosig angehauchtem Rande und glänzend perlmutterfarbener Fläche.

Weit, weit in der Ferne sah man bald das weiße Segel eines Fischers, bald das rothe eines Gabariers am Horizont auftauchen und dann im Abendsonnen-

glanz verschwinden. Das leise eintönige Rauschen der Meereswogen und das Summen einiger Insecten accompagnirte die tiefe Stille, die ringsum herrschte. Der Meergeruch der Algen drang herauf bis zu der Klippe, auf welcher die beiden jungen Männer standen und mischte sich mit dem gesunden Duft des Ginsters. Die Spitzen von Saint=Hernot und Trebéron erhuben sich rechts und links wie gewaltige Festungsbastionen, einzelne Seevögel strichen mit ihren unmäßig langen Flügeln langsam darunter hin.

Eine ziemliche Weile standen die beiden jungen Männer schweigend vor diesem zauberhaften Anblick, dann legte der Braune dem Blonden die Hand auf die Schulter und zeigte dem sich Umdrehenden mit der andern Hand ein riesiges Stück Mauerwerk und zwei gebrochene Flankenthürme, die etwa tausend Schritt weiter an der Küste einen mäßigen Hügel krönten.

Der Gefährte verstand den Wink, er riß sich mit einiger Anstrengung von dem fesselnden Anblick los, und Beide wanderten den Ruinen zu.

„Ich finde Sie verändert, Jean Jacques," begann der Blonde nach einigen Schritten, „stimmt das Meer Sie ernst, Sie lustiges Kind von Paris?"

„Das Meer?" rief Jean Jacques hochmüthig:

„Pah, Paris führt nicht umsonst ein Schiff im Wappen, Sie wissen wohl nicht, daß der beste Theil unserer verwegenen Seeleute aus Pariser Kindern besteht? Nein, nicht das Meer, sondern das Land ist's, was mir die Laune verdirbt, mein theurer Louis!"

„Ich begreife," entgegnete der Blonde, „dieses Land mit seinen royalistischen Bewohnern und seinen noch royalistischeren Erinnerungen gefällt dem Schüler der „école polytechnique" nicht, der die Juli-Decoration wenigstens in der Brieftasche hat, wenn er sie auch nicht mehr an den Rock knüpft; der kluge Pariser entdeckt plötzlich, daß doch noch nicht ganz Frankreich in Paris liegt, und daß es trotz der „charte verité" wirklich noch Bauern, Priester und Edelleute giebt, wenigstens im Morbihan."

„Ja, lachen Sie nur," lautete die halb unwillige, halb spöttische Antwort. „Sie wissen, daß wir in Paris auch eben keinen übermäßigen Respect vor unserm Louis Philipp haben, daß er uns gar nicht imponirt, mag er nun mit dem Regenschirme unter'm Arme spazieren gehen, oder nach Neuilly fahren, wie unsere geistreichen Zeitungen täglich mit rührender Gewissenhaftigkeit melden; man hat eben zu Paris

vor nichts Respect, aber, es ist doch fatal, daß diese Leute hier thun, als wäre gar kein Louis Philipp da, als hätten wir, wir Pariser, gar keine Juli-Revolution gemacht, und als wäre Charles X. par la grâce de Dieu noch immer König von Frankreich und Navarra! Wahrlich, ich fange jetzt an, die alten Geschichten von der Chouannerie zu glauben, ich erwarte jeden Augenblick den ominösen Eulenschrei zu hören und ein Dutzend Chouans in ihren grauen Röcken mit grünen Krägen in den Weg springen zu sehen! Chouan-Gesichter haben diese Leute hier im Morbihan alle, und die Mädchen und Frauen sehen so verzweifelt ernsthaft aus, als hätten sie geschworen, nicht eher wieder zu lachen, als bis der weiße Pavillon wieder über der Plattform der Tuilerien weht. Nun, ein Glück ist's, daß diese Leute hier gar keine Franzosen sind, pays conquis, erobertes Land hier, ungebildete Leute, die nichts von unserer glorreichen Revolution wissen."

Während also das Pariser Kind seinem Unmuth in bald zürnenden, bald spottenden Worten Luft machte, und die Bretagner nicht schonte, deren ganzes Wesen freilich dem Pariser Wesen im Großen wie im Kleinen völlig entgegengesetzt ist, hatten beide Wanderer den

Weg zurückgelegt und standen, scharf um eine Ecke biegend, dicht vor einer fast ganz mit grünen Schlingpflanzen bekleideten Mauer. Mitten in der Mauer befand sich ein mächtiges Thor, das zwar mit großen lockeren Steinen zugesetzt war, aber doch eine offene Seitenpforte hatte, die immerhin noch breit genug war, um einen Wagen passiren zu lassen.

Der Pariser wollte rasch durch die Pforte eintreten, sein Gefährte aber hielt ihn zurück und deutete auf einen großen, steinernen Wappenschild, der hoch oben auf der kühnen Thorwölbung ruhete.

„Kennen Sie das Wappen, Jean Jacques?“ fragte der Blonde.

„Sie wissen, lieber Louis,“ lautete die rasche Entgegnung, „daß wir die Wappen abgeschafft im Juli, daß ich gar keine Wappen kenne, nicht einmal mein eigenes!“

„Um so schlimmer!“ rief Louis.

„Ich bitte keine heraldische Vorlesung, haben Sie Erbarmen!“ bat Jean Jacques.

„Beruhigen Sie sich, großes Kind,“ entgegnete der Blonde lachend, „ich weiß, daß meine Weisheit bei Ihnen weggeworfen wäre, indessen ist es Ihnen doch vielleicht interessant, zu erfahren, daß Sie hier in den alten

Donjon einer Familie treten, von der Ihnen ein Mitglied wenigstens bekannt ist; sehen Sie, die drei Stechpalmblätter stehen grün in Silber, sie sind das Wappen der edlen de Quelen!"

„Ah, unser Herr Erzbischof in Paris," rief Jean Jacques, „wirklich, das ist mir interessant, ich habe stets geglaubt, daß Monseigneur Hyacinthe de Quelen aus dieser Gegend stammen müsse und aus gar keiner andern."

„Der Turnierkragen mit drei Lätzen über den Blättern," fuhr Louis fort, „zeigt an, daß der Donjon einer jüngeren Linie angehörte, übrigens ist das Wappen ein redendes, denn Quelen ist die bretagnische Benennung des Stechpalmbusches."

Der Pariser aber wollte nichts mehr hören, er trat durch die Pforte in den Hof ein, und achselzuckend folgte ihm der wappenkundige Gefährte.

Der Hof bot keinen besonders anmuthigen Anblick, er war mit den Trümmern der gebrochenen Flankenthürme dicht gefüllt, Gesträuch wuchs darüber hin. Nur in dem einen Thurme schien eine Wohnung sterblicher Menschen sich erhalten zu haben; dort sah man Fenster und Fensterläden, und eine große schöne Katze saß spinnend im warmen Abendsonnenstrahl.

„Ein verzaubertes Schloß!“ rief Jean Jacques, „dort die Katze ist die verzauberte Prinzeß und ich will sie erlösen!“

Er sprang gewandt über einige mächtige Quaderstücke, da verschwand die Katze plötzlich und auf der Schwelle der Thurmthüre stand ein Mädchen, so ernst und schlank wie sie alle sind im Morbihan. Sie hatte den Rocken von Schilfrohr in den Gürtel gesteckt und drehte im Wandeln die Spindel, um, im eigentlichsten Sinne des Wortes, niemals müßig zu gehen. Das ist so Sitte im Morbihan bei den „têtes blanches“; so bezeichnet man dort die Frauen ihrer weißen Kopftücher wegen.

„Die Herren wollen die Kapelle sehen?“ fragte das Mädchen, mit dem ernsten Blick ihrer dunkeln Augen den Muthwillen des Parisers im Keim erstickend.

Sie sprach gut französisch, das trifft sich nicht immer in der Bretagne.

Höflich bat das Mädchen die beiden Herren, ihr zu folgen; mit schwebenden Schritten ging sie voraus, immer spinnend, und selbst der Pariser, der eigentlich gar keine besondere Neigung hatte, eine alte Kapelle zu besehen, folgte willig der anmuthigen Erscheinung.

Der Weg war übrigens kurz; er führte zu dem andern Flankenthurm, der von außen ganz verfallen schien.

Louis äußerte etwas darüber.

„Gott hat die Kapelle geschützt," antwortete das Mädchen einfach, „er schlug die Blauen mit Blindheit, die das Schloß plünderten und verbrannten und ließ sie die Thür nicht finden; die große Baronin war in der Kapelle mit allen Kindern, und als der Thurm im Brand zusammenbrach, da streckte Gott seine Hand aus und schützte das Heiligthum!"

Der Pariser zog eine häßliche Grimasse; das Mädchen öffnete im Innern des mächtigen Thurmes eine Treppenthür und eilte flüchtig voran. Als die beiden Herren die schmale Treppe erstiegen, sahen sie sich freilich in einer Kapelle, aber in keiner gothischen, sondern in einer ächt französischen Kapelle des achtzehnten Jahrhunderts.

Es war das ein sauber parkettirtes Gemach, durchaus wohl erhalten, der Altar von vergoldetem, in Schnörkeln geschnitztem Holz, ein schönes, altes Bild der heiligen Jungfrau darüber, vor welchem frische Blumen in einer kostbaren Vase von Sèvres dufteten, Kniebänke mit Kissen und Polstern von Sammet und

Seide, kurz, die Hauskapelle eines vornehmen Geschlechts, erhellt durch zwei große Fenster, von denen die Bretagnerin jetzt die Vorhänge zurückzog und die Herren dann einlud, die Aussicht zu genießen, wegen welcher das Schloß und die Kapelle von den wenigen Fremden, die in diese Gegend kamen, besucht zu werden pflegte.

Diese Aussicht war ungefähr dieselbe, welche die Reisenden von der Klippe unten gehabt, nur unvergleichlich viel weiter und großartiger.

„Was ist das?" rief der wappenkundige Reisegefährte, den wir Louis genannt haben. Er war vom Fenster zurückgetreten und deutete auf die Bilder an der Wand der Kapelle.

„In der That reizende Gesichter!" meinte der Pariser und trat näher.

Fünf fast lebensgroße Bilder hingen da nebeneinander, fünf Frauengestalten mit lieblichen Mädchengesichtern, in lange weiße Mäntel gehüllt, nonnenhaft anzusehen und doch wieder nicht nonnenhaft, denn man sah unter den Kapuzen das wohl frisirte, gepuderte, mit Gold, Perlen und Blumen durchflochtene Haar; und wenn sich in einigen von den rosigen frischen Gesichtern auch fromme Erhebung zeigte, so

fand man doch in keinem jenen rührend wehmüthigen Zug der Entsagung, an dem man die junge Nonne erkennt. Das Merkwürdigste aber war, daß diese jungen Mädchen, denn es waren Mädchen, Alle den Mantel über den linken Arm geschlagen hatten, so daß man auf der linken Brust einen eingestickten ovalen schwarzen Schild sah, welcher das bekannte achtspitzige weiße Johanniter-Kreuz zeigte.

„Was bedeutet diese Tracht?“ fragte Louis.

„Geistliche Mummerei!“ entgegnete der Pariser, „aber schön sind diese Gesichter!“

„Können Sie mir nicht sagen, wer diese Damen sind?“ fragte Louis die Bretagnerin.

„Das ist die große Baronin, wie sie achtzehn Jahr alt war!“ entgegnete das Mädchen ernst und deutete auf das mittelste der fünf Bilder. Ein bedeutendes Gesicht, leise Trauer in den schönen Augen, auch ein wenig Schwärmerei, fester Wille aber unverkennbar in den Zügen um den sonst wirklich milden Mund. Diese Dame trug auch noch als eine besondere Auszeichnung ein an den Spitzen mit goldenen Lilien besetztes Johanniter-Kreuz um den Hals.

„Können Sie mir nicht mehr von diesen Damen sagen, liebes Kind?“ forschte Louis eifrig,

während der Pariser schon pfeifend die Treppe hinab-
sprang.

Das Mädchen sah den jungen Mann einen Augenblick forschend an, dann sagte sie fast feierlich: „Als die große Baronin noch ein junges Mädchen war, da hieß sie Louise von Kerhouen und liebte den Marquis von Taillefer, der aber mußte ein Ritter von St. Johann auf Malta werden und ist in einer Seeschlacht erschossen, in der er ein Schiff commandirte. Da hat die große Baronin eine Schwesterschaft gestiftet, sie ist mit ihren Freundinnen ausgegangen und hat für die Frauen und Kinder der Fischer und Seeleute gesorgt, deren Männer und Väter auf dem Meere waren, sie hat die kranken Seeleute gepflegt und für sie an der Poine du Corbeau ein Hospital gestiftet, sie hat reichlich Almosen gegeben und alle die Damen auf den Schlössern im Lande kamen zu ihrer Schwesterschaft und halfen ihr Kranke pflegen, oder brachten ihr Geld für das Hospital. Danach hat sie den Herrn geheirathet, den Herrn Baron Anton von Quelen, und man hat sie die „große Baronin“ genannt weit und breit im Lande.“

„Und weiter?“ fragte der Reisende ungeduldig.

Ein Blitz schoß aus den Augen der Bretagnerin,

sie faltete die Hände und mit scharfer, fast zischender Stimme fuhr sie fort: „Es ist aus, die Blauen haben den Herrn Baron gefangen und in Rennes guillotinirt, sie haben das Hospital der großen Baronin unten verbrannt und ihr Schloß hier oben, und die große Baronin hat flüchten müssen mit ihren Kindern nach England hinüber — da ist sie gestorben vor Sehnsucht nach dem Morbihan, und von ihren Kindern hat keins die Heimath wiedergesehen!"

Das bretagnische Mädchen wendete sich ab und trocknete eine Thräne, dann sprach sie traurig: „Ich weiß das Alles, ich, denn meine Großmutter ist mit der großen Baronin in England gewesen und erst wiedergekommen, als sie das letzte Kind ihrer Herrschaft drüben begraben hatte!"

Erschüttert stand der junge Mann, die einfache Weise des Mädchens hatte ihn erschüttert, nicht die Erzählung selbst, denn das ist die alte Geschichte, die man mit geringen Veränderungen von hundert und aber hundert französischen Adelsgeschlechtern erzählen kann, eine Geschichte, eben durch ihre Motive so furchtbar.

Die Bretagnerin zeigte dem jungen Reisenden, zu dem sie Vertrauen faßte, weil sie ihn voll Theilnahme

sah, ein kleines mit dem Johanniter-Kreuz geschmücktes Büchlein in schwarzem Leder, das auf einer Console lag. Auf dem ersten Blatt stand mit klarer, fester Schrift geschrieben: „Gemeinschaft der Hospitalschwestern im Morbihan“.

„Das hat die große Baronin selbst geschrieben!“ sprach das junge Mädchen bedeutungsvoll. „Es war ein Einnahmebuch der frommen Gemeinschaft aus dem Jahre 1779 und es ging daraus hervor, daß die Mitglieder der Schwesterschaft bei jedem Festmahl im Morbihan, um die Mitte des Mahls, wenn der Trunk gereicht wird, den man dort zu Lande „le coup de milieu“ nennt, von den Gästen für ihr Hospital und für ihre Kranken zu sammeln pflegten; ein fröhliches Herz giebt gern! Wahrscheinlich hat man von dieser Sammlung das Hospital, den coup de milieu, nachher „le coup de Saint Jean“ genannt, denn im Einnahmebüchlein stand zuweilen auch kurz: „460 Francs beim St. Johannistrunk gesammelt.“

Die Bretagnerin ließ den jungen Mann das Buch nach Belieben durchblättern und schien sich der sichtlichen Theilnahme zu freuen, mit welcher derselbe einige ihm bekannte Namen grüßte, die darin verzeichnet standen.

Endlich brach der Reisende auf, er warf einen letzten Blick auf die schöne Frau, auf die große Baronin und ihre lieblichen Gefährtinnen, welche ihre ersten Gehülfinnen in der Schwesterschaft vom Hospital im Morbihan gewesen sein mochten. Zum Abschied reichte ihm das bretagnische Mädchen die Hand und darauf war der junge Mann stolz; aber er freute sich, daß der Pariser Reisegefährte nicht da war; der war schon längst nach dem Strande hinunter gelaufen und warf mit Steinen nach den Seevögeln.

So viel von den Hospitalschwestern im Morbihan.

Das Bild des Malthesers.



In einem großen Garten des Faubourg Saint Germain in Paris lag noch vor zwanzig Jahren ein kleines Schlößchen im edelsten Renaissance-Styl, welches man „le petit Sédan“ nannte. Es hatte seinen Namen von einem Seigneur aus dem großen Hause Latour d'Auvergne, das im Anfang dieses Jahrhunderts erloschen ist, einst aber außer der Vicomté Turenne und vielen andern französischen Besitzungen, das Herzogthum Bouillon und das Fürstenthum Sedan mit einer Art von Souveränität längere Zeit behauptete. Wahrscheinlich nannte man das Renaissance-Schlößchen im Garten „le petit Sédan“ zum Unterschied von einem größeren Hotel dieses Namens, welches die von Latour d'Auvergne in Paris besaßen. Nunmehr sind beide Gebäude ausgestrichen und durch die Geld-Speculation von der Erde vertilgt worden.

Vor zwanzig Jahren aber bewohnte Fräulein von Rosambeau, Chateaubriand's Nichte, eine Reihe von Zimmern in dem „petit Sédan“ und hatte ihre große Freude daran, mitten in Paris zu wohnen und doch zugleich in einer Wüstenei, denn der umfangreiche Garten war völlig verwildert, üppig verwachsen und an einigen Stellen für gesittete Pariser wirklich undurchdringlich. Fräulein von Rosambeau war nicht menschenscheu, im Gegentheil, sie sah ihre Freunde gern bei sich und hatte täglich Besuche, aber sie hatte eine mächtige Abneigung vor der Pariser Gesellschaft von damals, in welcher der durch die Julirevolution zur Herrschaft gelangte liberale Bourgeois allerdings oft so derb und anmaßlich auftrat, daß der alten vornehmen Dame tiefe Abneigung erklärlich genug war.

Allen denen, welche das Glück und die Ehre, denn es war Beides, hatten, bei dieser Nichte Chateaubriands eingeführt zu sein, wird die unnachahmliche Milde im Ausdruck bei aller Treue der Darstellung unvergeßlich sein, mit welcher Fräulein von Rosambeau von den schauerlichen Ereignissen der Revolution sprach, deren Zeuge die Greisin in ihrer Jugend gewesen. Die starke aber milde Seele der Nichte eilte der funkelnden einsamen Seele des Oheims um einige Wochen

voraus im Tode. Der stolze Dichter liegt auf seiner einsamen Klippe im Meer bei Saint-Malo begraben und die donnernde Brandung singt ihm seinen Nachtgesang, seine Nichte, die freundliche, schlummert auf dem Kirchhofe des Mont Parnasse zu Paris und vier kleine Birken entfalten ihr zartes Laub über ihrem Hügel. Die hat Chateaubriand noch selbst gepflanzt, den Wunsch der dahin geschiedenen Verwandtin und Freundin ehrend.

Wer aber bei Fräulein von Rosambeau war im Gartenschlößchen, der wird sich jedenfalls eines Bildes erinnern, welches in dem ersten Zimmer auf dem schwarzen Fries eines sehr zierlichen Marmor-Kamines stand. Dieses Bild zog die Blicke aller Eintretenden auf sich und fesselte sie oft auf längere Zeit. In einiger Entfernung sah man auf dem dunkeln Hintergrund nur das todesbleiche Antlitz eines noch jugendlichen Mannes und darunter das weiße achtspitzige Kreuz der Johanniter-Ritter. Dieses Antlitz allein schon war hinreichend, den Blick zu fesseln, denn es sprach sich in diesen Zügen eine so namenlose Qual, ein so entsetzlicher Seelenschmerz aus, daß man nicht ohne Erschütterung darauf zu blicken vermochte. Der junge Mann, der den weißbekreuzten schwarzen Ritter-

Mantel der Malthefer trug, lag auf beiden Knien vor einem leeren Stuhl, sein Gesicht war dem Beschauer zugewendet, dem es auf der Stelle klar war, daß auf dem Stuhl eine Dame gesessen, vor welcher der Malthefer gekniet, daß die Dame sich entfernt habe und daß der Knieende ihr nachstarrte, ohne die Kraft zum Aufstehen zu haben. So sprechend war das Gesicht nicht nur, sondern auch die ganze Haltung des Knieenden. Der unbekannte Maler des Bildes war ein Meister in seiner Kunst, das verrieth jeder Pinselstrich, obgleich das Bild unvollendet geblieben, denn eigentlich war nur die Gestalt des knieenden Malthefer's ausgeführt, alles Uebrige, das ganze Gemach und zwei männliche Figuren im Hintergrund, war nur leicht angelegt oder angedeutet und durch die Nachdunkelung der Farben noch unsicherer geworden. Vielleicht gereichte das dem Rest des Bildes zum Vortheil.

Es konnte nicht fehlen, daß Fräulein von Rosambeau oft dieses Bildes wegen befragt wurde und glücklicher Weise war der Gegenstand der Schilderei der alten Dame nicht so unbekannt wie der Maler.

Halb Novelle, halb Criminalgeschichte, also recht wie gemacht für das französische Theater, ist dieser

Stoff dennoch den französischen Bühnenfaiseurs bis jetzt glücklich entgangen. Gewiß ein kleines Mirakel.

Wir versuchen, dem Fräulein von Rosambeau nachzuerzählen, was sie ihren Freunden von dem jungen Manne im Malthesér-Mantel mitzutheilen pflegte.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung Ludwigs XV. war Maximilian Heinrich von Bethune, Herzog-Pair von Sully, Fürst von Boisbelles und Marquis von Rosny und Conty ꝛc. Chef des berühmten Hauses der Bethune; da er nicht verheirathet war, so machte Madelaine Armande von Cambout, des Herzogs von Coislin Tochter, die mit Maximilian Peter, Herzog von Bethune, einem Oheim des Herzogs von Sully, in kinderloser Ehe vermählt war, der Gesellschaft die Honneurs im Hause ihres Neveu's. Außer dieser Dame wohnte im Hotel Sully noch eine zweite Dame, welche ebenfalls eine Tante des Herzogs von Sully war und seltsamer Weise auch Madelaine Armande hieß. Diese Dame war die jüngste Schwester des verstorbenen Herzogs von Sully und führte den Titel einer Prinzessin von Enrichemont, nach einer alten Domaine des Hauses Bethune. Es waren also zwei Tanten im Hause, Madelaine Armande von Cambout-Coislin, Herzogin von Bethune

und Madelaine Armande von Bethune, Prinzessin von Enrichemont. Die Letztere wurde in der Gesellschaft kurzweg die „junge Tante“ genannt, zum Unterschied von der allerdings viel älteren Herzogin von Bethune, denn eigentlich jung war auch sie nicht mehr, nämlich einige dreißig Jahr alt. Da die Prinzessin von Enrichemont nun in diesem Alter noch als eine große Schönheit gerühmt wird, da sie sehr reich war, wie man in den Berichten oft genug stark betont, so muß es allerdings auffallen, daß sich für diese schöne, reiche und vornehme Dame keine Partie gefunden hatte. Es heißt, oder wird wenigstens angedeutet, daß die Familie jede Heirath der jungen Tante verhindert habe, um den reichen Besitz in dem Hause zu erhalten. Der Reichthum der jungen Tante kam von deren mütterlichen Großvater, dem berühmten Staatsmann Abel Servien, der als französischer Pleni-Potentiarius eine so große Rolle auf dem westphälischen Friedens-Congreß spielte, dieser hatte ihr den größesten Theil seines Vermögens vermacht. Wir erfahren, daß sich die Familie hauptsächlich der älteren Tante, der Herzogin von Bethune, bediente, um die junge Tante nach ihren Wünschen zu leiten.

Lange hatte die Herzogin keinen besonders schwie-

rigen Stand, die Prinzessin war heiter, geistvoll, lebenslustig und spielte eine große Rolle in der Gesellschaft von damals; es fehlte ihr nicht an Courmachern und Liebhabern, sie gehörte ganz entschieden nicht zu den spröden Schönheiten und manches piquante Abenteuer wurde von ihr erzählt. Die Gesellschaft aber war damals in diesem Punkte ganz außerordentlich nachsichtig und die Familie — nun, die hatte Ursache, noch nachsichtiger zu sein, als die Gesellschaft.

Seit einiger Zeit bemerkte man einen jungen und blühend schönen Malthefer-Ritter in dem Kreise der Prinzessin, der sich auffallend um deren Gunst bewarb und von der jungen Tante sichtlich mit nicht ganz gleichgültigen Augen betrachtet wurde. Man nickte sich lächelnd zu, man spottete und klatschte, eigentlich aber kümmerte man sich nicht sehr darum, denn was war's weiter? Die junge Tante hatte einen Anbeter mehr. Warum sollte der schöne Malthefer nicht nach Erhörung schmachten dürfen bei einer Dame, die so manchen schönen Mann schon erhört hatte, wie versichert wurde.

Die Familie Bethune scheint im Anfang ebenso gedacht zu haben, ganz plötzlich aber änderte sie ihre

Ansichten. Zwar war der junge Mann Malthesers Ritter und sein Gelübde schien die Familie vor einer gefürchteten Heirath zu schützen, aber die ältere Tante hatte mit scharfem Blick erkannt, daß zum erstenmal eine wirkliche Leidenschaft das Herz der Prinzessin ergriffen. Bei Frauen in dem reifen Alter der „jungen Tante" sind solche Leidenschaften meist unbezwinglich, man fürchtete in der Familie die rücksichtslose Energie der verliebten Prinzessin, welche, wenn sie den Malthesers wirklich heirathen wollte, vermöge ihres Reichthums nicht schwer eine Aufhebung seiner Gelübde in Rom erlangen konnte. Uebrigens waren die Herzöge von Sully und Bethune, der Neffe und der Bruder der Dame, klug genug, ihr nicht geradezu in den Weg zu treten; sie begriffen, daß sie dadurch nur die Energie der jungen Tante herausfordern und sie antreiben würden, Pläne zu verwirklichen, die zwar ganz gewiß existirten, zu denen aber die Prinzessin vielleicht doch noch nicht ganz entschlossen war. Die Herzöge begnügten sich, ihre Verwandtin durch die ältere Tante vorsichtig darauf aufmerksam machen zu lassen, daß der Ritter Compain de Vauvré, so hieß der Malthesers, ein Spieler sei und ganz vermögenslos, ein

armer, jüngerer Sohn, der gewiß auf ihr Vermögen speculire.

Dieser Zug schlug fehl, denn die junge Tante antwortete der Herzogin spöttisch: „Wie? finden Sie mich so häßlich, Madame? meinen Sie wirklich, daß ein junger Mann bei meinem Anblick nur an mein Geld denkt? Wenn der Chevalier nebenbei auch an meine Güter denkt, so ist das natürlich, denn er ist allerdings arm, ich habe aber glücklicher Weise Vermögen genug für uns Beide.“

Diese Antwort steigerte begreiflicher Weise die Besorgnisse der Herzöge und als die Herzogin einige Tage darauf ihrer Schwägerin bemerkte, daß der Ritter Compain de Vauvré zehn Jahre jünger als sie sei, erwiderte die junge Tante lebhaft und boshaft: „Dann sind wir ja zusammen noch nicht so alt wie Sie, Madame!“

Jetzt konnte die Familie keinen Zweifel mehr über die Absichten der Prinzessin hegen und die Herzöge verzichteten in der Stille mißmüthig und verdrießlich auf das reiche Erbe, welches durch diese Heirath ihrem Hause entging, wenn sie auch äußerlich im besten Vernehmen mit der heirathslustigen jungen Tante blieben.

Die ganze Gesellschaft sprach bereits davon, daß die Prinzessin von Enrichemont den Chevalier Compain de Vauvré heirathen werde; wenige nur gönnten der jungen Tante den schönen Mann, fast alle aber gönnten den Bethune's den Verlust der reichen Erbschaft. Es scheint, daß die Herzöge Beide, Oheim und Neffe, für habsüchtig galten.

Da trat ein Ereigniß ein, welches die Situation plötzlich änderte.

Bei dem Marquis von Villequier, dem ältesten Sohne des Herzogs von Aumont und Rochebaron war ein großer Ball. Die Prinzessin Enrichemont verließ diesen Ball ziemlich früh.

Sie ging freundlich grüßend an einer Gruppe von Herren vorüber, die sich tief vor ihr neigten.

„Ei, wer ist diese Dame?“ fragte ein älterer Herr eifrig, „seht, das ist eine Schönheit, wie ich sie liebe, die wiegt zehnmal Eure Schönheiten auf, die nichts sind, sobald das Roth der Jugend verflogen!“

„Es scheint, daß man gerade so aussehen muß, wie die junge Tante, wenn man einem Maltheser gefallen will?“ spottete Einer der Herren, während die andern Alle lachten.

„Die ganze Zunge von Provence ist in die Prinzessin von Enrichemont verliebt, wie's scheint, denn die Compains de Vauvré sind auch Provencalen!“ „Was heißt das, meine Herren, erklären sie sich?“ fragte der alte Seigneur ungeduldig.

„Mein Gott,“ rief endlich Einer, „wissen Sie denn nicht, daß die Prinzeß von Enrichemont im Begriff ist, Ihrem Orden einen seiner schönsten Ritter zu rauben? man sagt, die sehr erlauchte und sehr mächtige Dame bemühe sich bereits zu Rom um Aufhebung der Gelübde ihres Ritters. Denn wirklich die reichste Dame im Hause Bethune hat sich entschlossen, den Ritter Compain de Vauvré zu heirathen!“

„Ich bitte noch ein Mal, meine Herren,“ rief nun der alte Herr fast heftig, „helfen sie mir aus diesen Räthseln, sie sagen mir, daß diese schöne Dame den Ritter Compain de Vauvré heirathen werde und die Aufhebung der Gelübde dieses Malthesers beantragt habe; das muß ein Irrthum sein, aber nicht auf meiner Seite, denn ich kenne den Ritter Compain de Vauvré genau, er ist mein Landsmann, Mitglied der Zunge von Provence, vor noch nicht zwei Monaten habe ich ihn zu Malta oft genug gesprochen und

damals dachte er nicht daran, den Orden zu verlassen und sich zu verheirathen.“

Es entstand eine tiefe Stille, die Herren schauten den Sprecher verwundert und betreten an, ein Zweifel an seiner Behauptung war nicht möglich, denn der Sprecher war der Ritter Franz von Morges, Graf Ventavon, Groß-Prior von Provence, ein gefeierter Held zur See, zu dem man sich keiner Leichtfertigkeit versehen konnte. Er wollte den Ritter von Vauvré, den er kannte, vor zwei Monaten in Malta gesprochen haben und doch wußten alle diese Herren, daß der Ritter Vauvré seit sechs Monaten wenigstens täglich in Gesellschaft der jungen Tante gewesen war und Paris nicht verlassen haben konnte.“

„Nun, dann giebt es zwei Maltheserritter dieses Namens!“ rief endlich Einer, froh, diesen Ausweg gefunden zu haben.

„Es giebt im Orden nur einen Compain de Vauvré,“ beharrte der Groß-Prior von Provence, „einen jungen, schönen Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren.“

„Das ist er, das ist er, aber er ist länger als zwei Monate hier!“

„Meine Herren,“ versicherte der Groß-Prior da-

gegen, ich weiß, was ich sage, der Ritter von Vauvré war vor zwei Monaten in Malta und war schon drei Jahre dort, als ich hinkam; wäre er jetzt hier, so würde er mich sicher sofort aufgesucht haben, denn er ist der Sohn eines alten Freundes von mir und ich bin es, der ihn dem Orden zugeführt hat. Sein Oheim, der Einzige, der außer ihm den edlen Namen Compain de Vauvré führen darf, lebt noch und ist ein Greis von siebenzig Jahren."

Jetzt wurde die Sache ernsthaft und der Herzog von Charost, auch ein Bethune, Vetter der beiden schon öfter erwähnten Herzöge, sagte ganz laut: „Ich erlaube mir nicht die geringsten Zweifel an den Worten des Herrn Groß-Priors, aber ich muß doch bemerken, daß durch dieselben ein junger Mann, der seit Jahresfrist in unserer Gesellschaft gelebt hat, ganz einfach für einen Betrüger erklärt wird."

„Wenn der junge Mann, der sich bei diesen Herren für den Maltheserritter Compain de Vauvré ausgegeben hat, wirklich so lange in Paris ist, nicht etwa erst seit ein paar Wochen, so erkläre ich denselben hiermit für einen Betrüger!"

Wohl fünfzig Herren, die sich allmählig um die Gruppe versammelt hatten, vernahmen dies furchtbare

Wort des Groß-Priors, Einige standen völlig verblüfft, Andere höhnten, noch Andere aber sprachen unwillig: „Das ist zu schnell, es kann doch ein Irrthum sein, es muß untersucht werden."

Diesen aber trat der alte Malthefer wie ein Löwe entgegen und herrschte ihnen zu: „Ich pflege mich nicht zu irren, wenn ich solche Worte ausspreche, ich, der Groß-Prior von Provence, verstehen Sie mich, meine Herren? Die Untersuchung aber ist nicht meine Sache, dazu hat der König von Frankreich einen General-Lieutenant der Polizei bestellt."

„Der auch nicht ermangeln wird, seine Schuldigkeit zu thun!" sagte plötzlich eine Stimme und der General-Lieutenant der Polizei verneigte sich leicht vor den Anwesenden.

Damit schloß diese Ballscene, die natürlich nicht verfehlen konnte, das ungeheuerste Aufsehen zu machen. Die ganze Pariser und Versailler Gesellschaft war in Aufruhr, überall sprach man von dem falschen Malthefer und der jungen Tante. Es konnte kein Zweifel mehr sein, daß sich die ganze vornehme Gesellschaft von einem unbeschreiblich kecken Abenteurer hatte dupiren lassen, denn man wußte am andern Mittag

schon, daß der falsche Maltheser verhaftet und in die Bastille gebracht worden sei.

Am selben Tage noch wurde er dem Groß-Prior von Provence vorgeführt; er behauptete auch gegen diesen keck, daß er der Maltheserritter Compain de Vauvré sei. Der Groß-Prior, der ihn examinirt hatte, gab zu, daß derselbe sehr genau von den Verhältnissen der Familie Vauvré unterrichtet sei, daß er ferner auch eine gewisse Aehnlichkeit mit dem ächten Compain de Vauvré habe; nichts desto weniger erklärte er ihn von Neuem mit der größten Bestimmtheit für einen Betrüger.

Der Gefangene hatte sich gefaßt und ruhig benommen, er verlangte dringend eine Unterredung mit der Prinzessin von Enrichemont. Obgleich nun sofort nach Malta geschrieben worden war und die Antwort alle Zweifel, wo solche noch waren, beseitigen mußte, so gestattete der General-Polizei-Lieutenant doch diese Unterredung und die Prinzessin, die wahrscheinlich den Glauben an eine Rechtfertigung ihres Geliebten bis dahin festgehalten, begab sich nach der Bastille.

Das ist die Scene, welche das Bild darstellt; auf dem leeren Stuhl saß die Prinzessin von Enrichemont, vor ihr kniete der todesbleiche junge Mann

im Malthefer-Mantel. Was er zu ihr gesprochen, Niemand weiß es, Niemand hat es erfahren, denn die beiden Zeugen, der General-Lieutenant der Polizei und der Lieutenant-Gouverneur der Bastille verstanden nur wenige Worte von der hastigen Flüsterrede des Knieenden. Sie sahen nur, daß die Prinzessin sich nach einigen Minuten zu dem Knieenden niederbeugte, einen Kuß auf seine Stirn drückte und sich mit Thränen im Auge entfernte. Was der Knieende zu ihr gesprochen, das hat sie mit in's Grab genommen, obwohl sie noch lange Jahre lebte.

In der Nacht nach dieser Unterredung hat sich der falsche Malthefer in seinem Gefängnisse erhängt.

Das war der sehr unbefriedigende Ausgang dieser Geschichte, und dieser Ausgang ist bedenklich im höchsten Grade; es ist uns noch immer erlaubt zu glauben, daß der falsche Malthefer der Aechte war, der aus Verzweiflung seinem Leben ein Ende machte, weil er sich rathlos in den Händen mächtiger Feinde sah und den letzten Halt verlor, als auch die Geliebte sich von ihm abwendete und ihn wortlos für einen Betrüger erklärte.

Man hat nie erfahren, welche Antwort der Groß-Prior auf seine Anfrage von Malta erhalten. Daß

dieser hohe Ordens-Beamte im guten Glauben handelte, unterliegt kaum einem Zweifel, ob er sich aber nicht durch sein heißes Provencalen-Blut zu weit fortreißen ließ, ist eine andere Frage. Laut genug behauptet ist's damals worden; weniger laut, aber desto hartnäckiger, beschuldigten andere Stimmen die Herzöge von Sully, Bethune und Charost, die Erben der jungen Tante, daß sie diese Intrigue gesponnen und den jungen Mann in's Verderben gestürzt hätten, um sich die Erbschaft zu sichern.

Der Prozeß ist nicht aus, sondern nur durch den Tod des Angeklagten unterbrochen und dann, weil man Ursache hatte, weitere Enthüllungen zu scheuen, geflissentlich bei Seite geschoben und vergessen.

Fräulein von Rosambeau pflegte in ihrer milden Weise zum Schluß ihrer Erzählung zu versichern, sie habe Gründe, zu glauben, daß der Geliebte der Prinzessin von Enrichemont wirklich ein ächter Compain de Vauvré gewesen und zwar ein Vetter des Maltheser aus einer geheimen Ehe von dessen Oheim, der nur darin gefehlt, daß er den Mantel und das Kreuz der Maltheserritter getragen. In jener Unterredung, die das Bild darstellt, habe er das der Prinzessin von Enrichemont bekannt, sie aber habe ihm begreiflicherweise

nicht geglaubt. Ob diese Aufklärung mehr ist, als eine wohlwollende Conjectur des trefflichen Fräuleins von Rosambeau, müssen wir dahingestellt sein lassen; so ganz unwahrscheinlich ist sie nicht, aber ganz unbewiesen. Jedenfalls werden durch dieselbe alle Personen, die in diesem Drama vorkommen, selbst der falsche Malthesér, entschuldigt und gerechtfertigt, so weit als irgend möglich. Das aber war ganz im Sinne der Nichte Chateaubriands im „petit Sédan."

Verlagsbericht und Urtheile der Presse

über einige neue höchst interessante Werke aus dem Verlage von

Otto Janke in Berlin.

Fanny Lewald, Meine Lebensgeschichte.

6 Bände. Preis eines jeden Bandes 1 Thlr. 15 Sgr.

I. Abth. **Im Vaterhause.** 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
II. " **Leidensjahre.** 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
III. " **Befreiung und Wanderleben.** 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Meine Lebensgeschichte von **Fanny Lewald,** wovon die erste Abtheilung: „Im Vaterhause“ (2 Bde. bei Otto Janke in Berlin) ausgegeben ward, ist ein Buch, das einen besonderen Anspruch auf allgemeine Beachtung hat, ein Werk, wie man es nicht blos wird lesen, sondern zum Hausfreunde besitzen wollen. Sein Reiz entspringt aus verschiedenen Ursachen. Einmal eröffnet uns die Schriftstellerin ihre Jugendgeschichte mit einer Unumwundenheit des Vertrauens, zu welcher selbst mancher männliche Autor, der an die Aufzeichnung seiner Selbstbiographie geht, den Muth in sich vermissen möchte. Denn eine Tapferkeit des Wesens, wie sie Frau Lewald-Stahr in ihren Erinnerungen

entfaltet, ist eine seltene Eigenschaft, sofern sie nicht einen häßlichen Mangel an Zartgefühl zum Grunde hat. Von einer solchen Rohheit des Herzens ist aber in dem Werke der Lewald selbstverständlich keine Spur und im Gegentheil die größte Pietät für eben die Verhältnisse, Persönlichkeiten und Charakterzüge vorhanden, die in ihrem Zusammenhange mit rücksichtsloser Klarheit dargestellt werden. Ist nun schon die Ehrlichkeit der Mittheilung ein großer Vorzug des Buches, so prägt sich außerdem darin ein durchdringender Verstand, eine bewundernswerthe Selbsterkenntniß und eine Schärfe der Anschauung aus, die um so mehr überraschen, je wärmer im Allgemeinen der Ton und je poetischer das Gefühl ist, womit die Verfasserin die kleinen Ereignisse ihrer Kindheit, ihrer Familie, ihrer Schulzeit und sodann ihrer reiferen Mädchenjahre empfunden und im Gedächtniß bewahrt hat.

Zur Zeichnung großer Verhältnisse giebt das Jugendalter der Frau Lewald keinen Anlaß, denn selbst die großen politischen Begebenheiten der Julirevolution z. B. berühren es nur mittelbar und aus der weiten Ferne her. Aber ein feines culturhistorisches Bild aus dem königsberger Gesellschaftsleben, während der zwanziger und dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, gestaltet sich aus ihren Erinnerungen, die nicht allein für Eltern und Erzieher in ihren geistvollen Aufschlüssen sehr Lehrreiches enthalten, sondern auch eine sociale Frage der Beantwortung näher führen, die neuerdings verwirrter und verstimmter als jemals behandelt wird: die Racenfrage zwischen Juden und andern eingebornen Stammesgenossen. Eine religiöse Frage ist sie unter den Gebildeten beider Parteien längst nicht mehr. Aber sie bedrängt unsern theoretischen Liberalismus auf's Empfindlichste dadurch, daß sie demselben eine praktische Ausführung seiner eigenen Gedanken abverlangt. Nachdem wir uns die

Hälse redlich darnach heiser geschrien haben, daß den Juden ihre menschliche und politische Vollberechtigung zu Theil werde, so sehen wir plötzlich, wie mit einem Gefühle der Bestürzung, daß dies Ziel erreicht ist und daß der Jude, wie er von der Gesetzgebung emancipirt wurde, nunmehr auch von dem Vorurtheil der Gesellschaft emancipirt sein will. In der Fähigkeit des Erwerbs von ihm überflügelt zu werden, daran hatten wir Zeit uns zu gewöhnen. Auch die Virtuosität in allerlei künstlerischen Fächern lernten wir längst am Juden anerkennen. Daß die Tüchtigkeit des Charakters kein christlich germanisches Blutsmonopol sei, mußten wir schon damals einräumen, als es noch galt, zu Gunsten der Juden agitiren zu helfen. Glücklicherweise ist nun in dem einen Staate erreicht, in dem andern dem Ziele wenigstens sehr nahe gebracht, was die Forderung aller Aufgeklärten und Wohlmeinenden war: die Ausnahmestellung der deutschen Israeliten ist verschwunden, die versagten Berufsarten und Aemter eröffnen sich ihnen, dieselben verfassungsmäßigen Befugnisse gelten für die eine wie für die andere Bevölkerungsschicht. Aber die persönliche Reizbarkeit wider den Juden ist nicht beseitigt, sondern in manchen Fällen eine fieberhaftere durch diese Erfolge geworden. Constitutionelle Lämmer gebehrden sich plötzlich wie Löwen des Conservativismus wenn aus der bürgerlichen Gleichberechtigung der Juden auch die Ebenbürtigkeit des persönlichen Verkehrs abgeleitet werden soll. Sollen wir denn auch gar nichts Apartes mehr haben? Gar Niemanden mehr neben uns erblicken, der die Gefälligkeit hat, sich seiner Geburt wegen, geringer als wir zu achten? Nein und abermals nein! Die Erlösung von der einen Unbill zieht die Erlösung von der andern folgerichtig nach sich. — Wem es aber schwer wird, ohne Mißgunst zuzusehen, wie sich diese Thatsache vollzieht, oder wem es vollends widerstrebt selbst zur Beschleunigung

ausgeglichener Verhältnisse beizutragen, dessen Lektüre empfehlen wir das Werk der Frau Lewald, welche als die Tochter einer jüdischen Familie in einer Zeit geboren ward (1811), wo der mittelalterliche Bann noch mit ganzer Wucht auf den Israeliten Preußens lastete. Er wird sich daraus überzeugen, daß die Juden im Ganzen viel mehr Liebe für die Christen hegen, als wir irgend von ihnen verdienen.

(**Hamburger Nachrichten.**)

Fanny Lewald hat die zweite Abtheilung ihrer „Lebensgeschichte," die so eben in zwei Bänden (Berlin bei Otto Janke) ausgegeben wurde, mit dem besonderen Titel versehen: „Leidensjahre". Es ist die Zeit ihres ersten Ausfluges nach Süden, es ist die Zeit ihrer Liebe zu ihrem Vetter Heinrich Simon, in Breslau, dem nachherigen Reichsregenten, dessen in der Schweiz erfolgter Tod im verwichenen Sommer einen so schmerzlichen Nachhall in Deutschland fand; es ist die Zeit ihrer Prüfungen im Vaterhause bis zur Morgenröthe ihrer schriftstellerischen Erfolge. Das lebafte Interesse, das wir an den ersten beiden Bänden dieser Lebensgeschichte nahmen, hat sich durch die zweite Abtheilung nicht vermindert; im Gegentheil müssen wir gestehen, daß wir den ersten Theil der Leidensjahre dem Gelungensten beizählen, was diese Meisterin in der Darstellung und im Style geschaffen hat. Der Aufenthalt in Baden-Baden, die Beiträge zur Charakteristik Börne's und des Hambacher Festes, die wunderbare Odyssee der Reise vom Rhein zur Oder, während der großen Cholerazeit, der Sommer in Breslau, nebst den Blicken in die damaligen schlesischen und deutschen Zustände und Stimmungen sind ganz geeignet, die verschiedensten Ansprüche, die an ein solches Buch gemacht zu werden pflegen, zu befriedigen: das

romantische junge Mädchen, die ernste Hausfrau, der Politiker und der Literarhistoriker finden Ansprechendes und Bleibendes in dieser reichen Fundgrube von feinen Beobachtungen und praktischen Winken. Im eilften Capitel des ersten Theiles spricht sich die Verfasserin auch „noch einmal gründlicher darüber aus, wie tief man den Zustand und die Lage der Frauen dadurch herabdrückt, daß man den Töchtern in den Familien des mäßig begüterten Mittelstandes das Recht auf eine verständige, gewerbliche Thätigkeit entzieht und ihnen damit die Möglichkeit einer ehrenvollen Unabhängigkeit versagt.“ Es sind keine phantastischen Declamationen, die hier geboten werden; wir bitten (von S. 254 an) das Gesagte nachzulesen, denn es verdient, von Eltern wohl erwogen zu werden. Der zweite Theil ist eigentlich nur ein praktischer Beleg zu diesen Schlußbemerkungen des ersten Theiles: die Verfasserin zeigt an ihrem eigenen Blut und Leben, was dazu gehört, bis ein Weib bei aller Energie und Begabung sich zur Selbstständigkeit losringt und es dahin bringt, daß, wie die Amerikaner des Westens sich zwar prosaisch, doch gut ausdrücken, sie in ihren eigenen Schuhen steht. Die Schlußhälfte des zweiten Theils (Cap. 19) zeigt uns die Verfasserin in Berlin. Wir erhalten (im Cap. 20) eine interessante Skizze, wie die Volksstimmung in der Hauptstadt während der letzten Hälfte der dreißiger Jahre sich gestaltet hatte; das 21. Capitel schildert die Erwartungen und Gefühle, unter denen die neue Zeit mit der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. anhob: das Jahr 1840 ward eine neue Zeit auch für die Verfasserin. Wir sind sehr gespannt auf die dritte Abtheilung dieser so beziehungsvollen Denkwürdigkeiten. (**Kölnische Zeitung**.)

Fanny Lewald, Kleine Romane. Vier starke Bände,

(welche zu den beigesetzten Preisen auch einzeln abgelassen werden.)

I. Band: **Der Seehof.** Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.
II. Band: **Schloß Tannenburg.** 1 Thlr. 7½ Sgr.
III. Band: **Graf Joachim.** 1 Thlr. 22½ Sgr.
IV. Band: **Emilie.** 1 Thlr. 7½ Sgr.

Unter allen schriftstellernden Frauen steht Frau Fanny Lewald an Reichthum und Beweglichkeit des Geistes obenan. Mit seltener Regsamkeit folgt sie den wechselnden Erscheinungen unseres socialen Lebens, und immer bietet ihr die eine oder andere derselben Grundlage zu einer poetischen Darstellung, die, weil sie eben die Fragen der Zeit betrifft, auch zeitweise ein ganz allgemeines Interesse erregt. Wir wissen nicht, ob die Kreuzzeitung nur im Scherze erzählte, daß nach Aussage sämmtlicher Berliner Leihbibliothekare die Romane von Frau Lewald jetzt in Berlin am meisten gelesen werden, aber wenn es so sein sollte, so würden wir es ganz erklärlich finden, ohne doch, wie es jenes Blatt gethan hat, gleich an eine von der Claque besorgte großartige Reclame zu denken. Frau Lewald accommodirt sich dem Geschmacke der Zeit oder, was vielleicht richtiger ist, sie folgt dem Geiste der Zeit und dient demselben; sie spricht gerade das aus, was zu bestimmten Zeiten in den größeren Kreisen gedacht und gewünscht wird, oder sie eilt auch wohl der

Entwickelung der Dinge um eine Spanne voraus und kündigt vorher die neu bevorstehenden Wandelungen an. So sind ihre Arbeiten aus den Bewegungen der Zeit entstanden und bestehen auch nur für die Zeit. Fehlte der begabten Verfasserin diese geistige Beweglichkeit, so würde ihre Beliebtheit rasch verschwinden, wie wir denn auch ihren Werken keineswegs die Unsterblichkeit zusichern wollen, wenngleich die Literaturgeschichte allezeit der Verfasserin als einer mit reichem Talent begabten Erzählerin ehrenvoll gedenken wird. In ihren neuen Romanen handelt die Verfasserin an verschiedenen Stellen von den Mesalliancen, d. h. sie demonstrirt ziemlich klar, daß es solche überhaupt nicht giebt: ein Grundsatz, den unsere Cavaliere nur bedingt zugeben, wenn nämlich der Mangel des Stammbaums und der Familie ausgeglichen wird durch andere Eigenschaften, die unsere materielle Zeit etwas höher schätzt, als jene Requisite. In den vorliegenden vier Büchern behandelt Frau Lewald wesentlich dasselbe Motiv nur mit den nöthigen Variationen, — denselben Gedanken: vor der Liebe giebt es keine Schranken des Standes, der Stellung, der äußeren Lebensverhältnisse, — aber viermal umgeprägt und stets mit neuer Umschrift. Man wird nicht bestreiten, daß diese Richtung dem Geschmacke der Zeit entspricht und deshalb Anklang findet. Fügen wir hinzu, daß alle vier Romane sehr pikant und leicht geschrieben sind, und einen großen Reichthum wechselnder Situationen zeigen, so werden wir den raschen und allgemeinen Erfolg auch dieser Romane leicht begreifen. (**Schlesische Zeitung**.)

Fanny Lewald, Das Mädchen von Hela. 2 Bände. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Das Treiben und Gebahren der Natur ist oft unbegreiflich genug. Sie scheint oft alle ihre Kräfte zu vereinigen, um irgendein Erzeugniß ihrer schöpferischen Thätigkeit zur herrlichsten Blüthe, zur vollkommensten Entfaltung zu bringen, und wenn sie dicht vor dem mit glücklichstem Erfolg erstrebten Ziele steht und kaum noch einen Finger zu rühren braucht, um ihrem Werke die Krone aufzusetzen, dann scheint sich plötzlich die Liebe, mit der sie ihr Geschöpf gepflegt, in den wildesten Haß zu verwandeln und es gefällt ihr, das, was sie mit beharrlicher Sorgfalt der Vollendung nahe geführt, mit blinder Zerstörungswuth wieder zu vernichten. Keine andere Macht aber stellt sich der Erreichung dessen, was den Menschen wahrhaft zu beglücken vermag, so feindselig und zerstörerisch in den Weg als diejenige, welche in den das Individuum wie die Gesammtheit beherrschenden Vorurtheilen liegt: denn spürt man den tiefsten Gründen der menschlichen Verirrungen und Verbrechen nach, so findet man, daß sie zuletzt nur selten in wirklicher Bosheit oder angeborener Geistesschwäche, desto häufiger aber in irgendwoher ihm eingeimpften, durch Sitte und Gewohnheit seinem Wesen einverleibten Vorstellungen wurzeln, die in ihm mit einer solchen Uebermacht herrschen, daß sie andere neben sich nicht aufkommen lassen oder ihm wenigstens nicht gestatten, sie mit freier, unbefangener Erwägung ihrem wahren Werthe nach zu prüfen. Es giebt keine Lebenssphäre, die nicht mehr oder minder von dieser Macht tyrannisirt und dadurch um einen beträchtlichen Theil des in ihr zu erreichenden Glücks betrogen würde. In welchen Regionen der Mensch auch leben und streben möge, überall hängen sich die Vorurtheile wie Hemmschuhe an die freie Entfaltung seiner

Kräfte, überall stellen sie sich zwischen ihn und seine höchsten Ziele. Hier heißen sie Etikette, Convenienz, Sitte, Privilegium, dort Gewohnheit, Schlendrian, Unwissenheit, Aberglauben u. s. w.; aber wie sie auch heißen mögen, und in welcher Gestalt sie auch auftreten, das Glück, welches sie schaffen, ist überall nur ein scheinbares und oberflächliches, dagegen das Weh', welches sie bereiten, um so thatsächlicher und tiefer.

Diese glückzerstörende Macht der Vorurtheile in einem rührenden Beispiel zu veranschaulichen, ist die leitende Grundidee des vorliegenden Romans, und der begabten Verfasserin ist die Lösung dieser Aufgabe in hohem Grade gelungen. Sie hat sich dazu eine Sphäre gewählt, die man nicht selten wegen der in ihr herrschenden Geistesbefangenheit als glücklich preist; sie greift also, was sie soviel als möglich ausgerottet sehen möchte, gerade da an, wo es viele schützen zu müssen glauben. Der Roman entspinnt sich und verläuft seinem größten Theile nach auf der Halbinsel Hela, welche sich nordwestlich von Danzig in das Meer hineinstreckt und den Meerbusen bildet, der unter dem Namen des Putziger Wieck bekannt ist. Ursprünglich eine Insel und auch jetzt mit dem Festlande nur durch einen schmalen, wegen seines tiefen Dünensandes schwer gangbaren Streifen Landes verbunden, ist sie, wie die Verfasserin selbst erzählt, von jeher und noch bis auf unsere Tage einer verhältnißmäßig großen Abgeschiedenheit anheimgefallen. Demzufolge geht dort das Leben noch mehr als anderswo seinen einförmigen althergebrachten Schritt, und unter den Bewohnern der Insel herrscht noch heute jene altväterliche Sitte und Beschränktheit, die der flüchtige Beobachter so gern geneigt ist als die Reste eines sonst untergegangenen Glücks zu betrachten, sei es, weil er meint, es sei damit auch noch die alte Sitteneinfalt verbunden, oder weil er sich durch den poetischen Duft, der über alles mit der Vergangenheit Zusammenhängende

ausgegossen ist, verführen läßt, auch das Häßliche und Unheilvolle was darunter verborgen ist, schön und preiswürdig zu finden. Die Verfasserin unseres Romans hat in diese Verhältnisse einen tiefern Blick gethan. Sie verkennt das Interessante und Poetische, was dieselben in sich schließen, nicht, im Gegentheil, sie hat dafür ein offenes Auge und warmes Herz, und sie weiß uns dasselbe nicht bloß in allgemeinen Schilderungen, sondern auch in feinen ausgeführten Charakteristiken mit lebendigen Farben zu vergegenwärtigen. Aber mit demselben Scharfblick dringt sie auch in die unerfreulichen und beklagenswerthen Partien dieser Zustände und erkennt, daß gar vieles von dem, was von fern gesehen, nur den Eindruck des Idyllischen und Romantischen macht, in der Nähe betrachtet, nur Rohheit oder Fäulniß, ein Ausfluß verwerflicher Triebe und eine Quelle herzbrechender Leiden ist.

(**Blätter für literar. Unterhalt.**)

Das neueste Werk

Fanny Lewald. Bunte Bilder. Gesammelte Erzählungen und Phantasiebilder. 2 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

entwickelt alle die genannten Vorzüge ihres eminenten Talents und dürfte namentlich der Frauenwelt eine anmuthige Lectüre sein, die nicht, ohne dadurch einen großen geistigen Genuß empfangen zu haben, aus der Hand gelegt werden wird.

Otto Müller, Aus Petrarca's alten Tagen. Historischer Roman. 2 Bände. Eleg. geh. 3 Thlr.

Die Zeit, die letzte Hälfte des 14. Jahrhunderts, liegt etwas fern für die jetzige Anschauung und es hat daher immer große Schwierigkeiten, sie in der Form des Romans für die Leser zur Gegenwart werden zu lassen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, Petrarca selbst, nicht als Dichter, sondern als tiefen Kenner des Alterthums darzustellen, in welcher Eigenschaft er bei

seinen Zeitgenossen mindestens eben so berühmt war. Der Held der Erzählung ist Giovanni Malphagino, auch unter dem Namen Giovanni da Ravenna bekannt, welcher als Schüler Petrarca's auftritt, diesem die Handschrift des Homer entwendet, damit flieht, und später seinem Meister die italienische Uebersetzung dieses von ihm selbst nur unvollkommen verstandenen, aber hochverehrten höchsten Dichterwerkes zurückbringt. Die Fabel des Buches ist einfach geschürzt, Petrarca und Malphagino, sowie Francesca, die natürliche Tochter des Ersteren, sind lebendig gezeichnet. Einige Längen abgerechnet, fesselt das Buch bis zum Schluß. (**Breslauer Zeitung**.)

Joseph Victor Scheffel, Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. 2te wohlfeile Ausgabe. 3 Bände. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser sucht in der Vorrede den Vorwurf, als eigene sich eine so weit vergangene Zeit nicht zum Stoffe eines Romans durch die Worte der Nonne Hroswita von Gandersheim zu widerlegen, worin diese sagt: Wofern Jemand an meiner bescheidenen Arbeit Wohlgefallen findet, so wird mir dies sehr angenehm sein; sollte es aber Niemandem gefallen, so habe ich doch selber meine Freude an dem, was ich geschaffen.

Da das Buch bereits in der 2ten Auflage erschienen ist, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß eine große Menge seiner Leser Wohlgefallen daran gefunden hat, und wir müssen bezeugen, daß wir mit zu diesen gehören. Weniger Roman, als Zeitbild, führt uns die Erzählung, welche auf sorgfältigen geschichtlichen Studien beruht, in eine mehr oder weniger dem Sagenkreise angehörige Vorzeit unseres Vaterlandes. Die Schilderungen „der Anfänge von Kirche und Staat bei namhafter und gemüthreicher Rohheit der bürgerlichen Gesellschaft — der aller Ent-

wickelung so gefährliche Geist des Feudalwesens, noch harmlos im ersten Entfalten, kein geschraubtes übermüthiges und geistig geschwächtes Ritterthum, keine üppige unwissende Geistlichkeit, deren socialer Verkehr zwar oftmals in einem sehr ausgedehnten System von Verbal- und Real-Injurien bestand, Gelehrte, die Morgens den Aristoteles verdeutschen und Abends auf die Wolfsjagd ziehen, vornehme Frauen, die für das Studium der Classiker begeistert sind, Bauern, in deren Erinnerung das Heidenthum ihrer Vorväter ungetilgt neben dem neuen Glauben fortlebt" — das Alles wird uns in dieser Erzählung lebendig und in einer passenden Sprachweise vorgeführt, so daß der Leser jene fern liegende Zeit sich geistig nahegerückt fühlt. Hadiwig, die Herzogin von Schwaben, Ekkehard der Mönch des vom h. Gallus gestifteten Benedictiner-Klosters, Praxedis die Griechin, Romais der Klosterpförtner, dessen Abt, Spazzo der Vogt des hohen Twiel, so wie die übrigen Personen der Geschichte, treten als lebenswahre Gestalten aus dem Rahmen der Erzählung hervor, welche an sich einfach und schlicht, mehr die Zeit und ihre Zustände schildert, aber, immer das Interesse des Lesers fesselnd, bis zum Ende verläuft. Ekkehard selbst, der Held des Buches, welcher schließlich, in einer dem Verfasser wohlgelungenen Uebersetzung, das Waltarilied dichtet, gehört bekanntlich zu den sagenhaften Personen, über deren wirkliche Lebensgeschichte das Dunkel der Zeit liegt. Auch die Verheerung der deutschen Lande durch die Hunnen hat der Verfasser in seine Geschichte mit eingeflochten und daran eine poetische Liebesgeschichte zweier Hörigen des hohen Twiel geknüpft. Wir können das Buch Allen, die an der Vorzeit unseres Vaterlandes Interesse haben, mit gutem Gewissen angelegentlich empfehlen. (**Breslauer Zeitung**.)

Druck von Joseph Royer in Berlin.

Schlichte Geschichten

von

George Hesekiel.

Zweiter Band.



Berlin, 1863.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Judith Athenais von Miramion.

Das graue Haus, der Kirche gegenüber, war das vornehmste in dem kleinen thüringischen Städtlein am Ausgang der güldenen Aue und Frau von Miramion war die vornehmste Person im Ort; die vornehmste Frau wohnte billigerweise auch im vornehmsten Hause.

Das graue Haus mit den beiden schönen Linden vor der Thür und dem zierlichen Garten hinter dem räumlichen Hofe gehörte dem Grafen Lajus, dem Königlichen Etatsminister und Ober-Kämmerer, der es aber nur selten besuchte; höchstens ein Mal im Jahre auf ein Stündchen, wenn er im Hochsommer aus der Residenz kam, um einen Hirsch zu schießen in den uralten Jagdrevieren, die seinem erlauchten Hause in jener Gegend gehörten. Excellenz liebten das Landleben nicht sehr.

Frau von Miramion liebte das Landleben vielleicht auch nicht, aber sie liebte diesen kleinen Ort und liebte

das graue Haus und die kleine Kirche drüben mit dem Gottesacker. Solche Liebe blieb nicht unbelohnt, denn es war, ein Paar Närrinnen ausgenommen, vielleicht keine Seele in dem Ort, die nicht mit liebevoller Verehrung und dankbarer Ergebenheit an Frau von Miramion gehangen hätte.

Wie aber kam diese alte Französin mit ihrer spitzen Nase, ihren grauen, scharfen, oft stechenden Augen, ihrem gelben Angesicht und ihrer ungeheuerlich altmodischen Tracht zu so allgemeiner Liebe? Wie ein Gespenst längst verschollener Roccoco-Tage sah man die alte Frau auf hohen Stöckchenschuhen mit rothen Absätzen täglich, ganz unbekümmert um die Witterung, von dem grauen Hause nach dem Gottesacker spazieren und wieder zurück; ihr Reifrock war wie ein Bienenkorb und die graue Seide, die ihn überspannte, war mächtig verblichen. Die schwarze Jacke mit langen Schößen, die sie darüber trug, war nicht sehr sauber, sondern vielmehr arg mit Schnupftaback befleckt und die hohe gepuderte Haartour mit dem kleinen Schäferhütchen obendrauf hatte sichtlich oft genug die Unbill der Witterung tragen müssen, was auch erklärlich war, denn des großen Sonnenschirms, der sie einigermaßen zu schützen vermocht

hätte, bediente sich Frau von Miramion nur als einer Stütze, um sich den Gang auf den Stöckchenschuhen zu erleichtern.

Die alte Dame sah entsetzlich lächerlich von Weitem und fast böse in der Nähe aus und dennoch liefen ihr die Kinder zu; die kleinen Mädchen, um ihr Knixchen zu machen und ihr: bon jour, Madame! zu sagen, die Knaben, um sich zu verneigen mit einem Anstand, wie man ihn sonst selten bei der männlichen Jugend eines thüringischen Marktflecken finden wird. Aber die Kinder nicht nur, auch die Eltern kamen, so sie's irgend vermochten, zum Vorschein, sobald sich Frau von Miramion zeigte; kurz, die alte Dame war sichtlich der Stolz des ganzen Ortes.

Flüchtig vor den Schrecknissen der französischen Revolution war Frau von Miramion, ihrer Familie beraubt, zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland gekommen; der Etatsminister Graf Lajus, der sie auf seiner Cavaliertour in Paris kennen gelernt, hatte sich ihrer großmüthig angenommen und ihr, die Gastfreundschaft von ehedem vergeltend, das graue Haus zum Wohnsitz angewiesen.

So war Frau von Miramion nach Thüringen gekommen.

Sie war damals eine noch hübsche Frau in mittleren Jahren gewesen und ihre Kleidung hatte zu jener Zeit noch nichts lächerliches, kaum etwas auffallendes gehabt. Frau von Miramion war aber nicht allein gekommen, sie hatte ein großes, schönes, blühendes Mädchen von etwa zwanzig Jahren bei sich, das mit seinem blonden Haar, seinen dunklen Augen und seinen kirschrothen Lippen, seiner zauberhaften Anmuth und seinem lebhaften Wesen bald die Fabel der ganzen Umgegend weit und breit wurde und manchem thüringischen Edelmann schlaflose Nächte bereitete.

Anfänglich hegten die Bewohner des kleinen Ortes mächtige Scheu vor den beiden fremden Damen, die Seine Excellenz selbst hierher gebracht und auf's Nachdrücklichste den Behörden sowohl, wie den Einzelnen empfohlen hatten, bald aber traten Zutraulichkeit und Verehrung an die Stelle der Scheu, denn die beiden Französinnen wußten sich so sicher und so geschickt zu benehmen, sie kamen den Leuten mit so ächter Herzensgüte und so gewinnender Großmuth entgegen, daß sich Alle nach und nach zu ihnen hingezogen fühlten und in ihren Nöthen vertrauensvoll

das graue Haus suchten, wo sie stets sicher waren, nicht nur guten Rath, sondern auch wirkliche Hülfe zu finden. Da war kein Armer, dem die Damen nicht halfen, kein schwer Kranker, den sie nicht pflegten oder erquickten, keine Kindbetterin der sie nicht beistanden; bald war kein Haus im Ort, in dem sie nicht Pathenkinder hatten und als nach einigen Jahren das schöne, große Mädchen mit dem blonden Haar, den schwarzen Augen und den kirschrothen Lippen die Frau des Pastors wurde, da hatten die beiden vornehmen Französinnen vollständig eine neue Heimath gewonnen in dem kleinen thüringischen Oertchen.

In den folgenden schweren Jahren der Franzosenzeit wurde Frau von Miramion in der That der Schutzengel des Ortes und die Leute, denen sie durch ihre tapfere Verwendung bei den französischen Offizieren, häufig Schutz und Schirm erwirkt, oft Ehre und Leben gerettet, hätten es für eine Sünde gehalten, über den schier fabelhaften Anzug der alten Wohlthäterin zu spotten; die Kinder aber, oder vielmehr alle, die Kinder gewesen seit jener Zeit, waren erzogen in der Ehrfurcht vor Frau von Miramion und liebten die alte Dame, weil sie derselben viele heitere Stunden in ihrer Jugend zu verdanken hatten.

Kinder nämlich hatte die alte Dame immer um sich, heute die und morgen jene, bald in den großen Zimmern des grauen Hauses, bald in dem Hofe, bald im Garten, und die Kinder liebten sie Alle, weil sie die Kinder liebte.

Die schöne, französische Pfarrfrau war nach kurzer, glücklicher Ehe verstorben, viele Jahre später war ihr der Gatte gefolgt, Frau von Miramion lebte immer noch und besuchte jeden Tag das Grab der Pfarrfrau auf dem Kirchhofe. Der älteste Sohn der französischen Pfarrfrau, der seiner schönen Mutter sprechend ähnlich sah, war schon längst Pfarrer an seines Vaters Stelle und erfreute sich reichen Kindersegens, Frau von Miramion lebte immer noch und hatte des Pfarrers Schwester bei sich zur Gesellschaft, die einzige Tochter jenes schönen Wesens, das einst mit ihr aus der fernen Heimath hierhergekommen. Zur Gesellschaft, nicht zur Pflege, denn obwohl Frau von Miramion hochbejahrt sein mußte, so spürte sich doch noch keine Abnahme ihrer Kräfte, sondern fühlte sich frisch und kräftig in alle Wege.

Ja, wer die alte Dame zum Kirchhof wandeln, oder sie von daher zurückkommen sah, der konnte sie für finster und böse halten, den konnten ihr gelbes

Antlitz und ihre stechenden grauen Augen täuschen, wer aber in ihr Haus trat und sie unter den Kindern betrachtete, der hatte mit einem Male eine ganz andere Meinung von ihr. Der sah sie lachen und Scherze treiben mit den Kleinen, denen sie heute Papierstreifen flechten und morgen Strümpfe stricken lehrte, die sie singen und tanzen ließ nach den besten Regeln des großen Meisters Vestris, von dem sie einst selbst tanzen gelernt hatte; auf dem Hofe ließ sie von den Knaben bald Holz klein hacken, bald im Garten Obst abnehmen nnd essen, ja auch für Knaben wußte Frau von Miramion die schönsten Spiele anzugeben.

Das waren die Hexenkünste, durch welche die alte vornehme, französische Dame so viele kleine thüringische Herzen gewonnen.

Waren aber die lauten Spiele der Kinder verstummt, hatten sich die kleinen „Herren" und „Damen" verabschiedet von „Madame," was stets in den Formen der besten Sitte von ehedem, dazu wurden die Kleinen spielend angelernt, geschehen mußte, dann nahm Frau von Miramion ihren Ehrenplatz ein, auf dem gelbledernen Lehnstuhl an der rechten Seite des Kamins und versammelte die Familie um sich.

Die Familie?

Freilich keine Sprossen ihrer französischen Familie, keine Söhne und Töchter des berühmten Auvergnatischen Hauses der Casseignes de Beaufort de Miramon oder Miramion, dessen Ahnherr Bernard sein Schild mit dem goldnen Löwen im blauen Felde schon 1248 auf dem Kreuzzuge trug — von der Familie wußte die alte Dame im grauen Hause nichts mehr, seit sie Frankreich verlassen; ihre Familie war die, in welche das schöne französische Mädchen geheirathet hatte, das sie mit nach Deutschland brachte. Die Kinder und Enkel der französischen Pfarrfrau, sie bildeten die Familie der greisen Dame.

In der Ecke am Kamin, wenn die rothen und gelben Lichter des Feuers hin- und her spielten auf dem alten welken Gesichte der Greisin und ihm zuweilen einen rosigen Schimmer liehen, da sah Frau von Miramion gar nicht übel aus und ihre Kleidung erschien kaum altmodisch mehr neben dem lackirten Chinesen auf dem Feuerschirm und neben der zärtlichen Schäfergruppe, welche die Flötenuhr trug, die mit dünner zitternder Stimme flötete:

Partagez ma couronne
Le prix de ma valeur,

Je tiens de la Bellone
Tenez la de mon coeur!

O! wer je ein Herz hatte für solche Dinge, dem wurde eine ganze Welt lebendig vor dem inneren Auge bei diesen Klängen, bei dieser Melodie der „schönen Gabriele“ und berauschend wirkte dazu der Duft aus dem mächtigen porzellainenen Pot-Pourri unter dem Spiegel. Das war Alles Roccoco und so ganz Roccoco, daß Frau von Miramion hier ganz an ihrer Stelle war.

Da saß die alte Dame mit ihren scharf blitzenden Augen, spielend drehte sie die goldene Dose in den langen, dünnen Fingern, das Portrait eines schönen jungen Mannes in der Uniform der grauen Mousquetairs, der becs de corbin, war auf dem Deckel. Ob es das Portrait des seligen Herrn von Miramion war, der 1793 guillotinirt wurde? wer weiß?

Auf dem breiten, niedern Bänkchen, auf dem die Füße der Alten mit den Stöckchenschuhen standen, wälzten sich die beiden jüngsten Enkelinnen der französischen Pfarrfrau, deren Söhne aber mit ihren Frauen und den andern Kindern, sowie ein Paar junge Menschen, die im Pfarrhause zum Besuch waren, gruppirten sich ganz malerisch um den gelben Voltaire, in

welchem sich Frau von Miramions lange Figur stattlich erhob. So war es einst an einem Frühherbst-Abend.

Man bat die alte Dame, von Paris zu erzählen, man wußte, daß man ihr damit eine Freude machte und man gönnte ihr gern diese Freude, denn sie erzählte pikant genug und verfiel sie zuweilen auch etwas zu sehr in einen freien Ton, der nicht mehr gebräuchlich bei uns, so wurde sie doch nie weitschweifig und langweilig.

Wie sie so da saß und Alle begierig nach ihr schauten, da flog ein halb frivoles und halb kindliches, aber ganz anmuthiges Lächeln über ihre verwelkten Lippen, es war die eitle, französische Weltdame, die da zum Vorschein kam und sich einen Augenblick lang vielleicht einbildete, daß sie wieder zu Paris in dem kleinen Hotel Miramion, Rue du Bac Faubourg Saint Germain, sitze und die Huldigungen der Fleur de Paris empfange. Ja, eine alte Französin war die treffliche Dame trotz ihrer ausgezeichneten Eigenschaften geblieben in vielen Beziehungen, ihre Eitelkeit aber gab sich so naiv, so ganz absichtslos, daß sie ihr einen Reiz mehr verlieh.

Frau von Miramion wurde oft gebeten, von Paris

zu erzählen, aber sie erzählte selten einen Vorfall, bei welchem sie nicht eine Haupt- oder doch wenigstens eine bedeutende Nebenrolle spielte. An jenem Früh-herbst-Abend aber erzählte sie folgendes Histörchen:

„Eines Tages gegen Mittag fuhr ich mit einer Freundin — o, wie schön war sie, diese sanfte Henriette de Préhis! wie schön noch, als sie die Cannibalen in der Conciergerie von meiner Seite rissen und sie im Hofe mit Piken durchstachen! — nach einem bureau de sureté pour les domestiques, die Vicomtesse suchte einen Lakaien und hatte mich gebeten, sie zu begleiten; wir fuhren in den Hof des Hôtel Aligre, Rue Saint Honoré, wo sich das Bureau befand; ich wollte den Hof malen, so deutlich steht er mir vor Augen, heut nach funfzig Jahren! Da bemerkte ich einen jungen Menschen in einem braunen Roquelaure und grauen Zwirnstrümpfen. Er hatte eine reizende Figur, dieser junge Mensch, sein langes blondes Haar war im Nacken mit einem Kamm befestigt und fiel in dichten Flechten auf seine Schultern, seine dunkeln Augen waren sanft schmachtend. „Das wäre etwas für Sie, Vicomtesse!“ sagte ich zu meiner Freundin, ihr den allerliebsten jungen Menschen zeigend.

„Er ist zu jung!“ antwortete die Vicomtesse, ihn durch ihr Glas betrachtend.

„Ein Fehler, der täglich geringer wird!“ entgegnete ich und rief dem hübschen Jungen zu: „Sucht Ihr Dienste, mein Freund?“

„Zu Befehl, gnädige Frau,“ lautete die von einer artigen Verbeugung begleitete Antwort.

„Dann nehm' ich Euch in Dienste für die Frau Vicomtesse von Préhis!“ erklärte ich entschieden.

„Habt Ihr Jemand, der für Euch gut sagen kann?“ fragte die Vicomtesse bedenklich.

„Ich werde für ihn haften!“ sagte ich.

„Aber meine Freundin,“ wendete diese ängstliche Henriette ein, „es ist unvorsichtig.“

„Gnädige Frau,“ nahm jetzt der junge Mensch selbst das Wort, „ich komme in diesem Augenblick erst aus der Provinz an.“

„Du hast also Paris noch nicht gesehen?“

„Nein, gnädige Frau!“

Ich wendete mich nun an meine Freundin und sagte ihr: „Liebe Henriette, wir wollen einen Vertrag machen, Sie brauchen jetzt einen Diener, nehmen Sie diesen jungen Menschen, steht er Ihnen nach einigen

Tagen nicht an, so entlassen Sie ihn zu mir, Sie müssen ihn aber auf der Stelle mitnehmen."

Die Vicomtesse willigte lachend ein, hieß meinen Schützling hinten auf den Wagen steigen und wir fuhren nach ihrem Hotel zurück. Ich wußte damals nicht, was mich trieb, so eifrig darauf zu dringen, daß Henriette diesen Menschen nehme; freilich war's ein allerliebster kleiner Bursche, man konnte sich kaum etwas Reizenderes denken, aber das war's nicht allein, was mich drängte, so zu handeln; seitdem habe ich's wohl erfahren, was es war!"

Frau von Miramion schwieg einen Augenblick, es war beinahe, als wenn eine kleine Thräne an ihrem Auge geglänzt hätte.

„Ich hatte," fuhr sie plötzlich fort, „einige Tage nicht Zeit, die liebe Henriette zu sehen, aber ich dachte öfter an sie und ihren neuen Diener, mit dem sie doch zufrieden sein mußte, denn sie hatte ihn mir nicht zugeschickt, wozu sie im Fall der Unzufriedenheit durch unsern Vertrag doch berechtigt war. Nach acht Tagen etwa besuchte ich die Vicomtesse und fand Champagne, diesen Namen hatte man dem jungen Menschen gegeben, als allgemeinen Liebling im Hause. Er trug sich artig, er war im Dienst eifrig, er sprach gut und

gewählt, die Kammerfrauen meiner Freundin waren schon bis über die Ohren in Herrn Champagne verliebt und lächelnd bemerkte ich, daß auch die gute Henriette mit großem Wohlgefallen ihre Augen auf ihm ruhen ließ. Ich sagte ihr, daß der junge Mensch offenbar nicht zu dem Stande geboren sei, in dem er sich befinde; sie gab mir seufzend Recht. Bei jedem neuen Besuche, den ich im Hotel Préhis machte, fand ich steigende Zufriedenheit, Henriette ließ sich nur noch von Champagne bedienen, er begleitete sie stets, ja, er verrichtete mit gutem Anstande und züchtigster Geschicklichkeit eine Menge von Diensten, die man sonst nur von einem Kammermädchen verlangt. Während nun die Frauen im Hause sämmtlich so zufrieden mit meinem Schützling waren, daß sie sich fast wie Nebenbuhlerinnen um seine Gunst ausnahmen, was ein sehr spaßhafter Anblick war, zeigten sich zwei Personen weniger befriedigt; das waren erstlich der hochgeborne und sehr mächtige Herr Alexander Florus Vicomte von Préhis und zweitens Herr Champagne selbst. Der Herr Vicomte war eifersüchtig auf die Gunst, die seine Gemahlin dem jungen Menschen zuwendete und Champagne schien verlegen und rathlos, er war reizend auch in dieser Situation. Indessen, es war ein

Mal mein Schützling, ich beschloß seiner unerfahrenen Jugend zu Hülfe zu kommen und richtete es, obgleich die verliebte Herrin mir das nicht leicht machte, so ein, ihn eines Tages allein zu finden. Kaum hatte ich einige Worte gesprochen, als das arme Kind in Thränen ausbrach, sich mir zu Füßen warf und mir, sein rothes Westchen öffnend, die lieblichsten Beweise gab, daß Herr Champagne ein — Mädchen sei. Außer sich gebracht durch die Liebkosungen der Nebenbuhlerinnen, deren Zärtlichkeit das arme Kind nicht mehr zu entrinnen wußte, vielleicht auch erschreckt durch die Eifersucht, welche der Vicomte zeigte, enthüllte mir die reizende Lisette ihr Geheimniß und bat gar artig um meine Hülfe. Sie erzählte mir ihre Geschichte; Lisette war eine arme vater= und mutterlose Waise, aber von gutem Adel; ein harter Oheim und Vormund hatte sie zwingen wollen, einen alten reichen katholischen Herrn zu heirathen. Das junge Mädchen war von ihren Aeltern eifrig hugenottisch erzogen worden, der ihr bestimmte Bräutigam war ihr doppelt zuwider, weil er den Bekehrer bei ihr spielte; um ihm zu entgehen, war sie geflüchtet in der gefährlichen Verkleidung. Ich befahl nun Lisette, denn so müssen wir Herrn Champagne nun wohl nennen, mich am

selben Abend noch in meiner Wohnung aufzusuchen; sie kam, glückselig, der verliebten Frau und dem eifersüchtigen Vicomte im Hotel Préhis entronnen zu sein. Nun ließ ich das hübsche Kind seinem Geschlechte gemäß kleiden und wahrlich! während Champagne allerdings ein hübscher Bursche gewesen, so war Fräulein Lisette eine Schönheit ersten Ranges. Mit jedem Tage lernte ich dieses liebenswürdige Kind mehr schätzen, ich entschloß mich bald, es nie mehr von mir zu lassen und stellte es in meinem Gesellschaftskreise, wo die neue Erscheinung allgemeinen Beifall fand, als eine entfernte Verwandte vor. Unterdessen hatte ich ein lamentables Billet von meiner guten Henriette erhalten; sie klagte mir, daß ihr lieber Champagne verschwunden sei und sprach die Vermuthung aus, daß der Vicomte ihn aus Eifersucht heimlich nach den Colonien geschickt haben möchte! Lisette und ich lachten gewaltig über diesen Brief, da aber die Vicomtesse stets gütig gegen Champagne gewesen, so beschlossen wir aus Dankbarkeit sie einzuweihen in das Geheimniß und es war eine kleine köstliche Scene, in der That, als ich Lisette vorstellte; anfänglich erkannte sie ihren lieben kleinen Champagne nicht wieder und wenn sie endlich sich überzeugte und auch gute Freundschaft mit

Lisette machte, so möchte ich doch behaupten, daß es ihr viel lieber gewesen wäre, in Lisette einen Champagne, als in Champagne eine Lisette zu entdecken!"

Schmunzelnd nahm die alte Dame eine gewaltige Prise, dann fuhr sie fort: „Später hatten wir noch das Vergnügen, den Herrn Vicomte von Préhis unter Lisettens eifrigsten Courmachern zu sehen, der war weit zufriedener damit als die gute Henriette, daß sich der hübsche Bursche in ein großes, schönes, schlankes Mädchen verwandelt hatte!"

Bis dahin hatte Frau von Miramion ganz leicht, zuweilen spöttisch, zuweilen etwas frivol sogar erzählt, jetzt änderte sie plötzlich den Ton und sprach gewichtig: „Das war eine alte Geschichte von Paris, meine Lieben, behaltet sie wohl, denn sie geht Euch näher an, als Ihr denkt. Die schöne Lisette hat mich nie verlassen, sie hat mit mir die Gefangenschaft und Todesangst im blutigen Kerker, die Noth und die Sorgen der Flucht getheilt, sie ist mir nach Deutschland gefolgt und sie ist auch jetzt noch allezeit bei mir und bei Euch, auch wenn Ihr sie nicht sehet, denn Lisette ist Eure Mutter, meine Lieben, Eure Großmutter, ihr Kleinen, es ist die Geschichte Eurer Mutter und Großmutter, die ich Euch erzählt habe!"

Die alte Dame lehnte sich zurück und drückte ein vergelbtes Spitzentuch an ihre nassen Augen, die kleinen Enkelinnen der schönen Lisette umschlangen sie und wenn die jungen Damen des Kreises zuweilen erröthet waren bei der etwas decolletirten Erzählungsweise der alten Pariserin, so weinten doch Alle vor Rührung bei dem Schluß. —

Auch Frau von Miramion ruht jetzt schon manches Jahr in kühler, deutscher Erde, neben ihrer geliebten Lisette, der schönen, französischen Pfarrfrau, deren Nachkommenschaft noch immer in Segen waltet an der alten traulichen Stätte in der thüringischen Heimath.

Allen denen aber, die einst mit mir im lieben grauen Hause, in welchem seit Kurzem ein junges Ehepaar aus der Familie sich eingerichtet hat, den Erzählungen der edlen Frau Judith Athenais von Miramion gelauscht, denen sende ich diese Zeilen als einen Gruß. Ueber dem Grabe der beiden Französinnen weht das zierliche Laub der Platane, des schönsten französischen Baumes; an dem Grabe aber stehen deutsche Lieb' und Treue und deutsche Erinnerung!

Der Zwölfte.



I.

Am 16. September 1809, Morgens neun Uhr, versammelte sich auf der Citadelle von Wesel eine Militair-Commission, bestehend aus dem Bataillonschef Grand und fünf anderen Offizieren, niedergesetzt von dem Commandanten der Festung, General Lamoine, berühmt als Führer einer der „höllischen Colonnen", welche einst die Vendée verwüsteten, um auf Befehl des Kaisers Napoleon über zwölf Offiziere zu richten, die den kühnen Preußischen Major von Schill auf seinem kecken Zuge gegen den französischen Tyrannen begleitet hatten und unglücklicher Weise in Kriegsgefangenschaft gerathen waren.

Nur elf dieser Offiziere konnten dem Militairgericht vorgeführt werden, es waren: Leopold Jahn aus Massow in Pommern, Ferdinand Schmidt aus Berlin, Ferdinand Galle aus Berlin, Carl und Albert

von Wedell aus Braunsfort in Pommern, Adolf Keller aus Straßburg in Ostpreußen, Constantin von Gabain aus Geldern, Ernst Friedrich von Flemming aus Rheinsberg, Friedrich Felgentreu aus Berlin, Carl von Keffenbrink aus Krien in Pommern, Friedrich von Trachenberg aus Rathenow. Der Zwölfte, Leopold Heinrich von Wedell, fehlte, er lag schwer verwundet in Montmedy und hatte nicht nach Wesel abgeführt werden können.

Um neun Uhr trat die Militair-Commission zusammen und um elf Uhr waren elf preußische Offiziere, von denen noch keiner dreißig Jahr alt war, zum Tode verurtheilt wegen Verletzung des ersten Artikels des Gesetzes vom 29. Nivose des sechsten Jahres der französischen Republik.

Napoleon gesellte doppelten Hohn zur Tyrannei, denn er ließ die preußischen Offiziere, die im ehrlichen Kampfe gegen die Uebermacht gefangen waren, verurtheilen auf Grund eines französischen Gesetzes, welches keiner der Jünglinge kannte. Und wie lautete dieses Gesetz? Es lautete wörtlich: „Gewaltsame Diebstähle auf offener Landstraße, sowie Einbruch in bewohnte Häuser durch äußere Gewalt oder Leitersteigungen werden mit dem Tode bestraft."

Als Diebe und Straßenräuber ließ der französische Kaiser die hochherzigen Jünglinge, die für das Vaterland ausgezogen, zum Tode verurtheilen, weil sich ihr Anführer, der Major von Schill, natürlich überall, wohin er gekommen war, der feindlichen Kassen bemächtigt hatte, wie der Kriegsgebrauch ist. Das war napoleonische Gerechtigkeit; o, es war eine gute und vorsichtige Gerechtigkeit, die kaiserlich französische, sie hatte auch schon in der Nacht vor dem Tage, an welchem die Militair-Commission zusammentrat, drei große Gräber graben lassen für die preußischen Offiziere!

Nun, die Gräber waren fertig — umsonst konnte man sich die Mühe doch nicht gegeben haben? O nein! Um 11 Uhr wurde nicht nur das Todesurtheil gesprochen, sondern auch die sofortige Execution verfügt. Die Behörden des französischen Tyrannen waren nicht ohne Besorgniß, denn eine dumpfe Gährung gab sich unter der gut preußisch gesinnten Einwohnerschaft kund, die Thore wurden schon am frühen Morgen gesperrt und die Wachtposten überall verdoppelt. In ohnmächtigem Groll, mit den Zähnen knirschend, schlichen die Einwohner durch die Straßen, und selbst die französischen Soldaten der Besatzung murrten laut über

dieses blutige Tyrannenstück ihres sonst vergötterten Kaisers. Bei einem portugiesischen Bataillon, das aus seiner Heimath hierhergeschleppt worden war, gab sich der Unwille so stark kund, daß der Commandant es auf der Esplanade antreten und bis zum Schluß der Execution unter'm Gewehr stehen ließ.

Um 1 Uhr Mittags führte man die Elf zum Tode; die zur Execution bestimmten Truppen hatten einen Leiterwagen mitgebracht, die jungen Offiziere aber erklärten, daß sie als Preußen gewohnt seien, dem Tode entgegen zu gehen und sie würden das auch heute thun! Da band man Zwei und Zwei zusammen mit Stricken an den Armen und dann begann der Trauerzug.

Voran ein Commando Cavallerie mit schußfertigem Carabiner, dann eine Compagnie Grenadiere, darauf die Elf, umgeben von den zur Execution bestimmten Kanonieren, den Beschluß machte eine Voltigeur-Compagnie. So führte man sie hinaus, die Jünglinge, unter Trommelschlag, über die Esplanade zum Berliner Thore hinaus und von da nach dem Fürstenberge, denn die Lippe hatte den nächsten Weg zum Exercierplatze, wo die Gräber aufgeworfen waren, überschwemmt. Da die Thore geschlossen waren, so

konnte keiner der Einwohner von Wesel den Trauerzug geleiten und die Einsamkeit draußen stach mächtig ab gegen die gedrängte Menschenmenge in den Straßen. Die Wälle waren dicht mit Menschen besetzt, aber die Hinrichtungsstätte war ihren Augen durch ein Gebüsch verdeckt.

In dieser Einsamkeit zogen die Schergen des fremden Tyrannen des Weges dahin mit ihren Opfern; die wenigen Menschen aber, die ihnen auf der Landstraße begegneten, die folgten dem traurigen Zuge, denn die Offiziere riefen ihnen zu: „Geht mit uns und seht, wie Preußen sterben, damit Ihr's den Landsleuten erzählen könnt."

Kalt und ruhig mit männlicher Fassung marschirten die Elf auf in dem weiten Halbkreis, den die französische Besatzung auf dem Richtplatze, nahe an der Düsseldorfer Landstraße bildete. Dumpf und hohl klang das französische Commando über die offenen Gräber. Man wollte den Opfern des Tyrannen die Augen verbinden, wie's Brauch ist beim Erschießen, aus einem Munde aber weigerten sich die Elf. Sie wollten, wie's preußischen Soldaten ziemt, mit offenen Augen dem Tode entgegen gehen.

Sechsundsechzig französische Kanoniere traten an

zur Execution, die Elf umarmten sich mit dem einen Arm, den sie frei hatten, dann stellten sie sich in eine Reihe, entblößten Brust und Hals und riefen den Franzosen zu, die preußischen Herzen nicht zu fehlen.

„Fürchtet nichts," lautete die Antwort, „die französischen Kanoniere zielen gut!"

„Fürchten!" riefen die Elf, „wir Preußen fürchten keine französischen Kugeln!"

Die Kanoniere nahmen die Gewehre auf, und Friedrich von Flemming, der am äußersten linken Flügel stand, machte sich nach Verabredung fertig, selbst das Zeichen zu geben. Als die Franzosen im Anschlage lagen, warf er seine Mütze in die Höhe und Alle riefen mit schallender Stimme: „Es lebe der König! Preußen hoch!"

Die Salve krachte, und zum Tode getroffen sanken die an einander Gebundenen lautlos nieder; nur Albert von Wedell, der achtzehnjährige Jüngling, richtete sich noch einmal auf unter den blutenden Leichen, seine rechte Seite war von den Kugeln zerrissen, aber mit starker Stimme rief er: „Könnt Ihr nicht besser treffen, Franzosen? hierher, hier sitzt das preußische Herz!"

Eine zweite Section trat vor und lud die Ge-

wehre, welche Minuten voll bangem Entsetzen! Einige hofften, die Franzosen würden dem muthigen Jüngling das Leben lassen, viele der Feinde selbst hätten's sicher gern gethan, aber der kaiserliche Blutbefehl lautete bestimmt, und wer hätte es gewagt, dem Befehl des Kaisers entgegen zu handeln? Ein Tyrann herrscht nur über Sclaven, Sclaven aber gehorchen blindlings, bis sie meutern!

„Feuer!" commandirte Albert von Wedell, und das barmherzige Blei bettete ihn sanft neben seine Waffenbrüder!

In die offenen Gräber warf man die Leichen der Elf, französische Soldaten schaufelten sie zu, und Weseler Bürger bezeichneten in der Nacht nach der Execution die Stätte, wo die edlen Opfer fremder Tyrannei zum ewigen Schlaf gebettet lagen in vaterländischer Erde.

Das waren die Schüsse zu Wesel am Glacis, mit deren Krachen der fremde Imperator am 16. September 1809 den deutschen Zorn zu schrecken gedachte. Es kam aber anders; der Knall jener Schüsse weckte den Zorn auf, wo er bis dahin noch geschlummert. Wie der schöne Morgenstern der Befreiung war der Schill aufgegangen am deutschen Himmel, er ging

unter in dem Pulverdampf am Glacis zu Wesel, aber der Morgenstern geht unter, wenn der Morgen kommt, den er verkündet hat, der Morgen des Befreiungstages!

II.

An einem Novembertage des Jahres 1809 herrschte zu Cherbourg, der starken französischen Seefestung, welche, das britische Portsmouth gegenüber bedräuend, am Canale thront, eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit, denn die Sprengarbeiten an dem Riesenbassin, welches Napoleon im Jahre zuvor auszusprengen befohlen hatte, waren beendet, und es galt nun, die Steintrümmer so schleunig als möglich zu entfernen, damit der großartigste Schutzhafen für französische Schiffe alsbald vollendet werde. In Tausenden von Karren wurden Erde und Steingeröll über die Equerdreville- und Conglets-Hügel im Rücken des Homet-Forts abgeführt; schwere Arbeit, aber noch schwerere Arbeit wird leicht durch Lust und guten Willen! Doch hier hört man keinen ermunternden Gesang, hier tönt kein erfrischendes Wort, hier arbeitet Niemand mit

Lust und gutem Willen. Tiefe Stille herrscht, man hört nur das Kreischen der Räder, das Schnaufen der schwer arbeitenden Männer und den zornigen Zuruf der strengen Aufseher. Doch man hört noch ein Geräusch, ein Geräusch, bei dem selbst feste Männerherzen beben, man hört das Klirren der Ketten, denn die hier arbeiten, alle sind in Ketten geschmiedet, sie müssen arbeiten in Ketten — Gott erbarme sich!

Halb nackt, denn die Kleidung vom gröbsten Segeltuch reicht kaum aus, die Blöße zu bedecken, ziehen die Unglücklichen, die immer zu Zwei an eine Kette geschmiedet sind, in stummer Wuth, oder schon in thierischer Gleichgültigkeit, die Wenigsten in männlicher Fassung mit keuchendem Odem den Karren bergauf.

Schwere Arbeit in Ketten! aber drüben donnert das ewige Meer und sein erfrischender Hauch weht auch um die Stirn des Galeerensträflings, die Sonne leuchtet und ihre Strahlen vergolden nicht nur den Knopf des Kirchthurms, sondern auch das Elend des Bagno-Gefangenen. Der Galeerensträfling, er ist bei schwerster Arbeit glücklicher als der Gefangene in der Tiefe des Thurmes, zu dem kein Sonnenstrahl dringt und kein Hauch von frischer Luft, der nichts hört als das Klirren seiner Ketten, für den die Stimme seines

Kerkermeisters Musik geworden ist. Galeerensclave Du, mit dem blauen Auge und dem jugendlichen Antlitz, was Du auch verbrochen haben magst, wer da Gewalt über Dich hat, er hätte schlimmer mit Dir verfahren können: er schmiedete Dich an die Kette, aber er hat Dir das Licht gelassen, er bedeckte Dich mit Lumpen, aber er hat Dir die Luft gelassen — das ist der Galeerentrost.

Der jugendliche Sclave richtete sein Haupt stolz auf, der Schweiß rann ihm von der bleichen Stirn; ein Gleiches that der an eine Kette mit ihm geschmiedete Bärtige; Beide standen straff und fest, militairisch die Haltung und stummer Groll loderte aus ihren Blicken. Der jugendliche Galeerensclave da mit den zornigen Augen und dem wehmüthigen Munde, das ist der „Zwölfte;“ die Elf andern liegen vor dem Glacis zu Wesel im kühlen Grabe, der Zwölfte zieht in Ketten zu Cherbourg an der Karre, ein Galeerensclave des französischen Tyrannen!

Die Schüsse zu Wesel am Glacis hatten nicht den erwarteten Erfolg gehabt, es waren nicht Droh- und Schreckschüsse für Preußen und Deutschland geworden; sie hatten vielmehr, vom Echo durch ganz Deutschland getragen, eine so allgemeine Erbitterung

und so bedenkliche Aufregung erzeugt, daß der fremde Despot es nicht wagte, auch den Zwölften noch nachträglich erschießen zu lassen. Er machte den preußischen Offizier zum Galeerensclaven, er begnadigte ihn nach Cherbourg zu Kette und Karre. Bonapartische Großmuth!

So wurde Leopold Heinrich von Wedell, der Sohn einer alten märkischen Familie, die sich seit Jahrhunderten in allen Reichen des Nordens verbreitet hat, Galeerensträfling, weil er als ein Held gefochten und gefangen worden nach männlichem Widerstande. Der große Kaiser wagte den Zwölften nicht erschießen zu lassen, darum an die Kette mit ihm!

Leopold Heinrich von Wedell, Lieutenant im Regiment des Prinzen Louis, schlug sich heldenmüthig in Preußens dunkelsten Stunden bei Auerstädt 1806. Er erhielt eine Kugel in den Unterleib, ritt aber auf dem Pferde seines gebliebenen Majors, die Wunde im Leib, den Gram um das Vaterland im Herzen, von Auerstädt bis nach Magdeburg, um nur nicht in französische Gefangenschaft zu fallen. Schwer erkrankt und in Todesnoth vernahm er hier nach einiger Zeit das Gerücht, Magdeburg wolle capituliren; sofort machte er sich auf, denn er wollte keinen Theil haben

an der brennenden Schmach, die damit dem preußischen Namen angethan wurde. Der Schwerverwundete, begleitet von seinem ältern Bruder, schleppte sich fort; er folgte dem Corps Blücher's nach, aber auch das ging verloren durch die Capitulation von Lübeck, noch bevor er's zu erreichen vermochte. Der Lieutenant von Wedell rettete sich nach Dänemark, ließ sich in Kopenhagen heilen und gelangte mit seinem Bruder zur See nach Königsberg, wo ihn sein König sofort bei dem Garde-Reserve-Bataillon wieder anstellte. Den vergifteten Tilsiter-Frieden aber vermochte der feurige, junge Mann nicht zu ertragen, von grimmigem Franzosenhaß bewegt, nahm er im Jahre 1808, als jede Aussicht auf einen nahen Krieg geschwunden war, den Abschied, und schloß sich jenen treuen Patrioten und kühen Männern an, welche sich bemüheten, einen Aufstand in den Landen zwischen Weser und Elbe zu organisiren und durch denselben das Spottkönigreich Hieronymi von Westphalen umzuwerfen. Es ist bekannt, welchen traurigen Ausgang diese Schilderhebung unter Dörnberg nahm. Flüchtig irrte der Lieutenant von Wedell durch die Lande, von Versteck zu Versteck folgten ihm die Häscher des Spottkönigs „Kehrum," wie die Westphalen seinen ver-

dammten französischen Namen „Jerome“ auszusprechen beliebten: da, im Frühjahr 1809, sah Wedell plötzlich den Säbel blitzen in Schill's Faust, er vernahm die muthigen Trompeten-Klänge vom ruhmreichen zweiten Brandenburgischen Husaren-Regiment, die den französischen Kaiser, den Unterdrücker aller Völker, furchtlos herausforderten zum Kampfe! Leopold Heinrich von Wedell wurde ein Offizier Schill's. Aber schon in dem ersten Gefecht bei Dodendorf unweit Magdeburg, wo Schill die französisch-westphälischen Truppen trotz ihrer Uebermacht sprengte und in die Flucht jagte, hatte Wedell das Unglück gefangen zu werden. Er hatte sich verzweifelt gewehrt, er blutete schon aus mehreren Wunden, aber erst eine Kugel, welche er in die linke Hüfte erhielt, streckte ihn nieder und gab ihn in die Hände seiner Feinde, welche den Schwerverwundeten über Magdeburg und Kassel nach Montmedy schleppten. Im Gefängniß zu Kassel sah er seinen treuen Freund, den Obersten Emmerich, der drei Tage nachher auf Napoleon's Befehl erschossen wurde. Im Gefängniß zu Montmedy sah er seine elf Kameraden, die elf Anderen, die zu Wesel erschossen wurden, ihn, den Zwölften, schickte der große Zwingherr nach Cherbourg an die Karre!

Er ward vielfach bevorzugt in Cherbourg, der tapfere Wedell, an sich selbst erfuhr er des französischen Kaisers höllische Großmuth im reichsten Maße, ihm wurden weder die zwei, noch die drei verhängnißvollen Buchstaben*) auf die Schulter gebrannt. Freilich erhalten nur Räuber und Mörder diese entehrende Brandmarke, aber der große Kaiser, der die Elf zu Wesel wegen Straßenraub hinrichten ließ, der konnte ja auch den Zwölften zu Cherbourg wegen Straßenraub brandmarken lassen! Wer hätte ihn daran hindern können? Reine Großmuth, daß es nicht geschah, bonapartische Großmuth!

Nicht allein befand sich Wedell unter den französischen Mördern, Giftmischern und Spitzbuben; o nein; er fand dort zahlreiche, deutsche Gesellschaft, brave Soldaten und patriotische Ehrenmänner genug, die dort an Kette und Karre zogen! So Mancher, der damals spurlos verschwand aus dem deutschen Vaterland, den Weib und Kind und Freunde nimmermehr wiedersahen, er wäre zu jener Zeit in Cherbourg nicht vergebens gesucht worden, 1813 freilich

*) T. F., d. i. Travaux Forcés, Zwangsarbeit. GAL., d. i. Galérien, Galeerensträfling.

moderten seine Gebeine schon längst in den großen allgemeinen Begräbnißgruben hinter dem Fort Roucoulles.

Einen von den deutschen Landsleuten gab man dem Lieutenant von Wedell zum Genossen an der Kette, man schmiedete ihn zusammen mit einem Kriegs- und Unglücksgefährten, mit einem gefangenen Schill'schen Unteroffizier. Das ist der Bärtige, der so parademäßig straff neben dem bleichen Jüngling an der Karre steht. Die bonapartische Großmuth gab ihm einen Genossen im Leiden.

III.

Wenn die Galeerensclaven am Morgen zur Arbeit mußten, dann wurden sie auf dem Wege zum Kaiser-Bassin durch die Hafenstraße „getrieben" von ihren Aufsehern. Die getriebene Heerde zog regelmäßig auf der einen Seite der Hafenstraße hinaus und kehrte auf der andern zurück. Auf dem Rückwege war die Aufsicht der Treiber lässiger, man vergönnte den Getriebenen, die von der Arbeit meist völlig erschöpft

waren, einige Nachsicht, man ließ sie so langsam gehen, als sie mochten, überzeugt, daß sie sich wenigstens soviel beeilen würden, um die karge Abend-Ration im Bagno noch zu empfangen; an eine Flucht dachte Niemand, eine solche war, wenn nicht unmöglich, so doch völlig nutzlos, da die Wiederergreifung unvermeidlich.

Seit einiger Zeit schon waren Wedell und sein Unglücksgefährte, der Schill'sche Unteroffizier, immer die Letzten bei'm Heimzuge in die Stadt; waren sie die Erschöpftesten? Benutzten sie diese Minuten ungestörten Beisammenseins, um vom Vaterlande und ihren Lieben in der Heimath zu reden? oder hatten sie einen andern Grund?

In der Hafenstraße zu Cherbourg, gerade an der Ecke der Seilergasse, steht ein alterthümlich stattliches Haus mit vorspringendem Erker im ersten Gestock und einer Wetterfahne darauf. In diesem Hause wohnte ein alter Herr, Namens de Lachétardie, ein höherer Beamter der Hafenverwaltung von Cherbourg, mit seiner Familie, welche aus einer schon verwittweten Tochter mit mehreren Kindern bestand.

An einem der Fenster zu ebener Erde in dem alterthümlichen Hause blieb das letzte Paar der Ga-

leerensträflinge regelmäßig stehen beim Heimzuge und ruhete dort einige Augenblicke. Anfänglich mochte das Niemandem auffallen, nach und nach aber wurde es doch bemerkt; zuerst durch die Kinder des Hauses, welche sich vor dem bleichen Gesicht fürchteten, mit welchem der junge Galeerensträfling jeden Abend durch das Fenster hereinstierte in das große Gemach, in dem sie ihre Spiele trieben. Nach und nach gewöhnten sich die kleinen Mädchen an das bleiche Gesicht Wedell's, so wie an das bärtige seines Begleiters. Bald harrten sie auf „ihre" Galeerensclaven, wurden unmuthig, wenn diese zu lange auf sich warten ließen; und sie öffneten endlich das Fenster, um kurz und gut mit ihnen zu plaudern. Es konnte nicht fehlen, daß die Mutter der kleinen Mädchen bald Kunde von der Freundschaft erhielt, welche ihre Töchter mit zwei Galeerensträflingen geschlossen; der guten Dame war die Sache bedenklich, sie examinirte gar scharf und erfuhr, daß der bleiche Mann Henri heiße, der spreche niemals ein Wort mit ihnen, sondern blicke nur nach dem großen alten Bilde an der Wand mit seinen schönen, traurigen blauen Augen und gehe dann seufzend weiter; der Andere aber mit dem großen Rothbart heiße Frédéric, der sei lange so traurig nicht,

wie sein Gefährte, der spreche mit ihnen ein wenig, nenne sie „mamselles,“ was sehr komisch klinge und esse alle Butterbröde und alle Aepfel, die sie ihm gegeben.

So lauteten die Mittheilungen der Kinder.

Die Mutter beschloß noch am selben Tage die Sträflinge zu erwarten und sie zu beobachten, denn trotz der scheinbaren Unverfänglichkeit war die gute Frau nicht ganz ohne Sorge, konnten die Gesellen nicht die Gelegenheit zu einem Diebstahl auskundschaften wollen?

Und an demselben Abend zogen die Unglücklichen wie gewöhnlich in langer Reihe an dem Fenster vorüber, hinter welchem die Kinder standen; endlich kam das letzte Paar, der Schill'sche Lieutenant und sein Unteroffizier. Wedell nickte den Kindern traurig, aber freundlich zu, lehnte sich an den Sims und schaute auf ein ziemlich großes Oelbild in ovalem Goldrahmen, welches an der Seitenwand hing und eine Dame in ganz alterthümlicher Tracht und seltsamen Kopfputz darstellte. Es war eine Verwandte der Familie, gegen Ende des 17. Jahrhunderts gemalt und in der Tracht jener Zeit, übrigens sichtlich ein werthvolles Bild von der Hand eines Meisters.

Die kleinen Mädchen reichten ihrem bärtigen Freunde Frédéric ihre Butterbrödchen, dieser stammelte sein: „merci, petite mamselle!“ und nickte gutmüthig zu allen Fragen, welche die Kinder reichlich an ihn richteten, weil er offenbar keine derselben verstand. Die Mutter, die sich anfänglich in dem Hintergrunde gehalten und sofort erkannt hatte, daß die Beiden keine Verbrecher, sondern unglückliche fremde Kriegsgefangene waren, trat jetzt hervor und fragte, sich an Wedell wendend, dessen jugendliche Erscheinung sie gerührt haben mochte: „Kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein?

Der Lieutenant, aufgeschreckt aus der Betrachtung des Bildes, verneigte sich leicht vor der plötzlich hervortretenden Dame und zog sich mit einem leisen: „pardon, madame!“ zurück, indem er mit seinem Genossen sofort weiter schritt.

Betroffen stand die Dame, denn die Art, wie der Galeerensträfling seine Entschuldigung machte, seine Verneigung, sein rasches Zurückziehen endlich gaben ihr die Ueberzeugung, daß dieser junge Mann die beste Erziehung genossen haben müsse; sie war von dem Augenblick an in ihrem milden Herzen fest ent=

schlossen, die traurige Lage desselben nach besten Kräften zu erleichtern.

Am andern Abend harrten Mutter und Töchter in gleicher Spannung beinahe ihrer Freunde an der Kette, dieselben erschienen auch und wie gewöhnlich zuletzt, gingen aber an dem Fenster vorüber, wobei Wedell nach der andern Seite der Straße blickte, während Frédéric nicht umhin konnte, seinen kleinen Freundinnen wehmüthig zuzunicken. Wir lassen dahin gestellt sein, wie viel von der Wehmuth des braven Schill'schen Unteroffiziers auf die Butterbröde kam, welche die „petites mamselles“ für ihn bereit hielten. Die kleinen Französinnen waren übrigens auch keineswegs gesonnen, sich in ihrem Verkehr mit den Fremden ohne Weiteres stören zu lassen, sie schalten und weinten und waren höchst unartig gegen ihre Maman, indem sie, nicht ohne Grund, behaupteten, daß deren Erscheinung allein ihre Freunde gestern gestört, heute aber verhindert habe, an das Fenster zu treten und sich mit ihnen zu unterhalten. Madame Noirot hatte Mühe, die Ungezogenen zu beruhigen, sie vertröstete dieselben auf den folgenden Abend.

Am folgenden Abend aber gingen die beiden Schill'schen nicht wie gewöhnlich zuletzt, sondern mitten im

Zuge, sie hielten nicht an bei dem Fenster und wurden von den Kindern eigentlich erst entdeckt, als sie schon vorüber waren. Ein Mal konnte das Zufall sein, als aber auch in den nächsten Tagen die Beiden niemals, wie sonst immer, die Letzten waren, da erkannte die Dame, daß die Männer sich geflissentlich zurückhielten, und war nun zweifelhaft, ob sie überhaupt ein Recht habe, diese Zurückhaltung zu übersehen und sich fürder um die Fremden zu bekümmern. Vielleicht wäre die Geschichte damit zu Ende gewesen, doch hatte das bleiche, kummervolle Gesicht Wedell's und sein edler Anstand zu tiefen Eindruck auf die gutherzige Frau gemacht, und überdem mahnten die Kinder sie täglich an „Henri" und „Frédéric"; interessirte sich die Mutter mehr für den Ersteren, so war den Kindern der Letztere ganz entschieden interessanter. Frau Noirot sprach mit ihrem Vater, Herrn de Lachétardie; der alte Employé war lange nicht so zartfühlend wie seine Tochter, er lachte sie ganz tüchtig aus und wollte nichts von den beiden seltsamen Schützlingen seiner Tochter und seiner Enkelinnen wissen. Glücklicher Weise besann sich die etwas beschämte Frau noch zuletzt darauf, daß der jüngere Kettenträger mit starren, traurigen Blicken das Bild der Urgroßmutter

betrachtet habe; glücklicher Weise besann sie sich darauf, denn die meisten Frauen pflegen das Wichtigste ganz praktisch zuerst zu erzählen oder es ganz zu vergessen! Diese Mittheilung machte einen tiefern Eindruck auf den alten Employé des Hafens, als seine Tochter erwartet haben konnte, und am folgenden Abend stand er versteckt hinter seinen Enkelinnen am Fenster und ließ sich die beiden Schillianer zeigen, die im Zuge mit gesenkten Häuptern müde dahinschlichen, aber bei dem alten Hause doch die Blicke erhoben und, als sie die Dame nicht bemerkten, die Kinder freundlich grüßten. Die kleinen Aeffchen klatschten vergnügt in die Hände und Florine, die keckere, ältere Schwester, warf ihrem bärtigen Freunde Frédéric sehr eifrig Kußfinger zu. Ein eigenthümlich Geschlecht diese Französinnen, als Kinder schon auf „la belle passion“ ganz leidlich eingerichtet!

Am andern Tage begab sich Herr de Lachétardie zu einem der Arsenaloffiziere, unter welchem die Sträflinge des Bagno standen; dem erzählte er den Vorgang und die beiden sehr befreundeten alten Herren beschlossen, sich sofort die beiden Schill'schen vorführen zu lassen und sie zu befragen. Als dieselben eintraten, sagte der Arsenaloffizier zu Wedell: „Hier ist Herr de La-

chétardie, einer der Hauptsecretaire der Hafenverwaltung, welcher einige Fragen an Sie zu richten wünscht."

Verwundert schauten die Preußen auf, denn schon diese höfliche Anrede von Seiten eines französischen Offiziers war etwas so Außerordentliches in ihrer Lage, daß sie es kaum zu begreifen vermochten. Wenn man im groben Leinenhemd des Sträflings die Karre schiebt, dann spürt man nichts von der berühmten französischen Höflichkeit.

„Meine Freunde," begann Herr de Lachétardie sehr freundlich, „ich bewohne ein Haus an der Ecke der Hafenstraße und Seilergasse, an welchem Sie täglich vorüberkommen, wenn Sie zu Ihrer Arbeit geführt werden und von derselben zurückkehren. Sie pflegten eine Zeitlang bei der Rückkehr vor diesem Hause zu verweilen, aufmerksam ein Bild, das Portrait einer Dame zu betrachten, das dort an einer Seitenwand hängt, und mit den Kindern am Fenster, meinen Enkelinnen, zu plaudern; seit mehreren Tagen schon thun Sie das nicht mehr. Darf ich Sie nun bitten, mir zu sagen, ob Sie ein besonderes Interesse für das Bild haben und warum Sie nicht mehr mit den Kindern plaudern? Die erste Frage wünschte ich

für meine Person gern beantwortet, zu der zweiten haben mich meine Enkelinnen genöthigt, welche durchaus die Abendunterhaltungen am Fenster fortsetzen wollen.“

Herr de Lachétardie sprach mit einer gewissen Verlegenheit, in welcher er sogar scherzhaft zu werden versuchte, denn er vermochte den Ton nicht zu finden, Galeerensträflingen gegenüber, die er nach den Mittheilungen seiner Familie für anständige Menschen hielt.

„Mein Herr,“ antwortete Wedell in gutem Französisch und tief gerührt; denn den tapfern Offizier, der sich seit seiner Gefangenschaft als Verbrecher behandelt sah, rührte es wirklich tief, daß ein Franzose zu ihm trat, dessen Worte Theilnahme und menschliches Fühlen verriethen, „mein Herr, haben Sie Dank dafür, daß Sie einem Unglücklichen nicht zürnen, der, ein Bild betrachtend, einige Augenblicke sein entsetzliches Schicksal vergaß und der Heimath gedachte, an die ihn jenes liebe Frauenbild erinnerte. Für die Freundlichkeit Ihrer lieben Enkeltöchter wird Ihnen mein Leidensgenosse danken, der den Verlust schwer und nur aus Liebe zu mir getragen hat, weil ich der

Ansicht war, es schicke sich nicht für Sträflinge, eine Dame ferner durch Dreistigkeit zu stören."

„Sie waren sehr im Irrthum, mein Herr!" begann der alte Beamte nach einer kurzen Pause, während welcher er die Beiden scharf gemustert hatte; er nannte Wedell auch schon „monsieur", denn er wußte jetzt bestimmt, daß er keinem Verbrecher gegenüber stand. „Sie waren sehr im Irrthum, denn alle diese Damen da, die Mutter wie die Töchter, interessirten sich auf's Lebhafteste für Sie, und meine Tochter hat es schmerzlich empfunden, daß sie einem Unglücklichen seine einzige Freude vielleicht gestört hat. Dürfen Sie mir sagen, welchen Antheil Sie an dem Portrait der Dame nehmen? Sind Sie vielleicht Künstler? Das Bild ist von Poinsonnet, dem geschickten Hofmaler des Herzog-Regenten von Orleans, wenn auch, wie man mir sagt, eine Jugendarbeit. Poinsonnet ist hier zu Cherbourg geboren, seine Familie war mit der meinigen verwandt."

„Ich bin kein Künstler," entgegnete Wedell, „ich glaube kaum, daß ich so viel von der Malerei verstehe, um ein gutes Bild von einem schlechten unterscheiden zu können; ich bin Soldat, mein Herr, preußischer Soldat, ein unglücklicher Offizier vom Corps

des Major von Schill; ich wurde mit andern Cameraden kriegsgefangen, meine elf Cameraden hat Ihr Kaiser vor etlichen Wochen erschießen lassen, mich, den Zwölften — ich weiß nicht, wodurch ich solche Großmuth verdient habe — hat er zu Kette und Karre begnadigt und mich hierher gesendet."

Die Art und Weise, in welcher Wedell das sagte, war nicht zornig, aber sie verrieth die tiefste Empörung und verfehlte ihres Eindrucks auf die beiden guten alten Herren nicht.

„Pauvre jeune homme!" flüsterte der Arsenaloffizier.

Herr de Lachétardie wischte sich die Augen mit einem riesenhaften, gelbseidenen Taschentuche, welches fast betäubend stark nach Moschus roch; er fragte nicht weiter.

„Doch reden wir von dem Bilde der hübschen Frau, mein Herr," fuhr Wedell voll männlicher Fassung fort, „das Bild erinnerte mich an meine Heimath, mein Vaterland, schöne Tage, welche ich in Berlin verlebt habe. Dort wohnte ich bei der Großtante eines meiner lieben Cameraden, die Ihr Kaiser jüngst zu Wesel füsiliren ließ; die alte Dame war die Wittwe eines reichen Seidenhändlers, bewohnte ein

schönes Haus in der Friedrichsstraße und in ihrem Wohnzimmer hing ein Bild in ovalem Goldrahmen, welches entweder das Original Ihres Bildes ist, mein Herr, oder eine Copie desselben, jedenfalls stellt es ganz dieselbe Dame dar, ich kann mich darüber nicht täuschen! Jetzt werden Sie begreifen, warum der Galeerensträfling auf das offene Fenster Ihres Hauses schaute und sehnsüchtig nach dem Bilde blickte, das ihn an vergangene schöne Tage erinnerte!"

„Dürfen Sie mir den Namen der Wittwe in Berlin sagen, welcher jenes Bild gehörte, mein Herr?" fragte der alte Employé, der mit jedem Wort, welches er aus Wedell's Munde vernahm, artiger und höflicher wurde.

„Ich habe keinen Grund, ein Geheimniß aus dem Namen der guten Madame Gabain zu machen!" erwiderte Wedell.

„Gabain?" rief de Lachétardie sichtlich auf's Höchste überrascht, „Gabain, höre ich recht, Gabain? Wissen Sie, mein Herr, daß meine Urgroßmutter eine Gabain war, die ganz allein von ihrer ganzen Familie im Lande geblieben, während alle übrigen Glieder derselben nach Holland und Brandenburg auswanderten, einige Jahre nach der Revocation des Nanteser Edictes.

Die Gabain waren Hugenotten, mein Herr, wir, de Lachétardie, sind auch von der Religion; sehen Sie, mein Herr, Sie haben in Berlin weder die Copie, noch das Original meines Bildes gesehen; das, was Sie zu Berlin sahen, ist sicherlich das Portrait meiner eigenen Urgroßmutter. Das Bild aber, daß in meinem Hause hängt, ist das Bild meiner Urgroßtante, der Mademoiselle Rahel Marie Gabain, welche sich mit ihren Eltern und Verwandten nach Brandenburg flüchtete, aber ihrer an meinen Urgroßvater, den Commandeur Franz Anton Noyaret de Lachétardie, verheiratheten Schwester ihr Bild hier ließ, während sie das Bild meiner Urgroßmutter mit in die Verbannung nahm. Also giebt es noch Gabain in Preußen? hier habe ich lange den Namen nicht mehr vernommen — wissen Sie nichts weiter von der Familie, mein Herr?"

„Wenig, mein Herr," erwiderte Wedell, „außer der alten, trefflichen Dame, die, wie ich wohl weiß, zu der sogenannten französischen Colonie gehört, kannte ich nur meinen theuern Waffenbruder, der unter den Elfen zu Wesel war, doch erinnere ich mich, daß in Berlin noch eine berühmte Seidenhandlung unter dem Namen Gabain besteht!"

Nur wenige Worte wechselte der Employé noch mit den Preußen, oder vielmehr mit Wedell, denn der tapfere Unteroffizier Friedrich Kühns, ehemals beim leichten Bataillon von Schill, bediente sich in allen Fällen des preußischen Säbels besser, als der französischen Sprache. Die beiden Schillianer wurden zurückgeführt und de Lachétardie blieb allein mit dem Arsenaloffizier.

Von diesem Tage an wurden Wedell und sein Gefährte von allen Aufsehern mit auffallender Nachsicht behandelt, sie erhielten von unbekannter Hand bessere und reichlichere Nahrung, auch für ihre Bekleidung wurde gesorgt. Jetzt waren sie stets das letzte Paar bei der Rückkehr vom Bassin, und niemals verfehlten sie von nun ab, an dem alterthümlichen Eckhause stehen zu bleiben. Wedell wechselte freundliche Worte mit Herrn de Lachétardie und Madame Noirot; der Unteroffizier Kühns plauderte mit den kleinen Damen Florine und Dorine, genoß Butterbrödchen und Bonbons in fabelhafter Anzahl und vervollkommnete sich, wie er selbstgefällig bemerkte, täglich mehr in der französischen Sprache.

Der alte Employé aber that mehr für den hart geprüften, jungen Mann, er hatte sich mit den Gabain

zu Berlin in Verbindung gesetzt, durch sie hatte er der Familie von Wedell Nachricht über Heinrich Leopold gegeben, und von da ab fehlte es nicht an gewichtigen Verwendungen für ihn, Napoleon aber hielt den Zwölften fest und gab ihn nicht frei. Unter der Hand erlangte de Lachétardie aber doch, daß der unglückliche Offizier, nachdem er etwa acht Monate an die Kette geschmiedet gewesen und Steine gekarrt hatte, von der Kette und der Karre befreit und mit Schreiberei im Büreau des Bagno beschäftigt, auch als Dolmetscher zwischen den französischen Offizieren und den zahlreichen deutschen Kriegsgefangenen gebraucht wurde. Aehnliche Vergünstigungen wurden auch seinem Gefährten, dem Unteroffizier Kühns, zu Theil. Von dieser Zeit an durften die beiden Preußen auch von Zeit zu Zeit das Haus des Herrn Lachétardie besuchen und dort einige Stunden verweilen. Es versteht sich von selbst, daß sie dort nicht wie Sträflinge behandelt wurden.

IV.

Gewiß erkannte Wedell mit dankbarer Rührung die Mühe an, die sich der ehrliche de Lachétardie gab, um ihm sein schweres Loos zu erleichtern, und gewiß würden Viele, die an der Stelle Wedell's solche Theilnahme gefunden, wenn auch nicht befriedigt, sich doch dadurch getröstet gefühlt haben; die Meisten würden auch den süßern Trost nicht verschmäht haben, den die Augen der schmucken Madame Noirot oft recht ausdrucksvoll verhießen, mit dem Wedell aber wollte es nicht also gehen! Er wurde von Tage zu Tage trüber und zorniger in seiner Seele, ja, es kamen Stunden, in denen er sich der Schwäche anklagte, daß er die Erleichterungen seiner Lage angenommen; er verurtheilte sich hart darum, und wirklich, dem Galeerensträfling, der im zerrissenen Linnen an die Kette geschmiedet, Steine karrte und hungerte, dem war leichter im Gemüth gewesen, als dem, der warm gekleidet und genährt am Schreibtisch des Gefängnißwärters Dienste thun und so gewissermaßen doch den Helfer der bonapartischen Schergen gegen seine preußischen und deutschen Landsleute machen mußte. Die

geistigen Leiden des jungen Offiziers waren jetzt größer, als ehedem die leiblichen!

Im Jahre 1810 erfuhr Wedell, daß sein älterer Bruder Carl, sein Spielkamerad von Halle, sein Schulgenosse vom Kloster Bergen bei Magdeburg, der mit ihm gewesen auf Reisen und im Schlachtgetümmel, der ihn treu begleitet von Magdeburg nach Kopenhagen und von dort zur See nach Memel; kurz, daß sein Bruder Carl, der Hauptmann im Leibgrenadier-Bataillon war, der Preußischen Gesandtschaft in Paris attachirt worden sei. Der unglückliche Galeerensträfling wußte, daß jetzt das Aeußerste geschehen werde, um seine Befreiung zu erwirken.

Er kannte die gewaltige Energie und Geschicklichkeit seines Bruders, er durfte hoffen und er hoffte in peinlichster Spannung.

Carl von Wedell war 1806 Adjutant seines Vaters, des Generals von Wedell, der früher in Halle an der Saale, wo seine Söhne geboren wurden, bei dem berühmten Regimente des alten Dessauers (Anhalt-Dessau, später von Thadden, 1806 von Renouard) stand. General von Wedell setzte sich bei Auerstädt an die Spitze dieses alten berühmten Regimentes; zum letzten Male als Marsch schmetterten die schrillen

Töne des Marsches von Cassano, den der alte Schnurrbart von Dessau „unsers lieben Herrgotts Dragonermarsch" nannte, den aber die Welt als „Dessauer Marsch" kennt, zur Attaque; siegreich drang das Regiment vor, der General von Wedell wurde erschossen, sein Sohn und Adjutant blessirt, aber das glorreiche Regiment des alten Dessauers zog auch vom Auerstädter Schlachtfelde mit Ehren ab; es marschirte in guter Ordnung nach Magdeburg und brachte auch dahin die von ihm gemachten französischen Gefangenen, unter denen sich 18 Offiziere befanden. Ein solcher Zug thut wohl neben dem ekeln Wust von Schwäche, Feigheit, Verrath und Erbärmlichkeit in jenen Tagen. Wie Carl von Wedell mit seinem schwerverwundeten Bruder von Magdeburg über Kopenhagen nach Preußen kam, ist bereits erwähnt. Er wurde dem General von Benningsen beigegeben, zeichnete sich sehr aus, erhielt neben preußischen und russischen Orden die Erlaubniß, einer Campagne gegen die Türken beiwohnen zu dürfen.*)

---

*) Carl von Wedell war bei der Schlacht an der Katzbach im Generalstabe Blüchers, später war er preußischer Bevollmächtigter im russischen Hauptquartier, nach dem Kriege Chef des

Dieser Wedell war jetzt in Paris, in einflußreicher Stellung, und sein Bruder auf der Galeere hoffte von Tag zu Tag mit größter Spannung; aber er hoffte vergebens. Carl von Wedell verließ Paris im Jahre 1811, ohne seines Bruders Freilassung erwirkt zu haben. Er hatte es nicht an Bemühungen fehlen lassen, er hatte alle Mittel erschöpft, die sich mit der Ehre vertrugen; zuletzt hatte der Unglückliche aus dem Bagno selbst noch eine Bittschrift eingesendet, in welcher er den französischen Gewalthaber geradezu bat, ihn doch wie seine Cameraden, wie die andern Elf, erschießen zu lassen. Es war Alles umsonst gewesen.

Napoleon hielt den Zwölften fest.

Als Carl von Wedell Paris verlassen hatte, fiel sein Bruder Heinrich Leopold in eine tiefe Schwermuth, jedoch nur für eine kurze Zeit, dann raffte er sich auf und trug sein schweres Schicksal mit Ernst, ja, mit einer Würde, die ihn zu einer geachteten Per-

---

Generalstabs des Garde-Corps und vielfach zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Im Jahre 1840 nahm er als General-Lieutenant den Abschied, und der in vielfacher Beziehung höchst ausgezeichnete Mann lebte noch fast zwanzig Jahre lang in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Rittergute Ludwigsdorf bei Oels in Schlesien; er starb erst am 29. Oktober 1858.

son im Bagno machte. Er hatte die Sträflingsjacke geadelt.

Uebrigens hatte der Bruder seiner nicht vergessen in der Heimath, er setzte dort Alles in Bewegung für den Gefangenen, und Napoleon staunte nicht wenig, als plötzlich sogar vom kaiserlich-russischen Hofe Verwendungen für den „Zwölften" eingingen, doch beharrte er mit dem rücksichtslosen Eigensinn seines Wesens darauf, jede Bitte abzuschlagen bis er endlich im Jahr 1812, als König Friedrich Wilhelm III. abermals eine neue Verwendung für den unglücklichen Offizier eintreten ließ, in dessen Entlassung willigte, weil er damals sich dem Könige gefällig erzeigen wollte, welchen er zum Bundesgenossen gegen Rußland wünschte.

So wurde der „Zwölfte" frei und er kehrte heim in sein Vaterland, krank und arm, denn sein Vermögen war völlig geopfert und er selbst fast ein Fremdling geworden in der Heimath. Aber er war frei und kehrte heim! Das war genug für ihn, sein Auge leuchtete, und fest drückte er die Hand auf das pochende Herz. Einen herzlichen Abschied nahm er von dem alten Herrn de Lachétardie und dessen Familie, Madame Noirot selbst war in sehr weicher

Stimmung, und ihre Töchter Florine und Dorine schluchzten laut, denn auch ihr Freund, der bärtige Unteroffizier Friedrich Kühns, war in gleicher Weise frei geworden und hatte Erlaubniß erhalten, seinen Offizier zu geleiten.

So kamen diese beiden Schill'schen heim; sie zogen durch Frankreich und hörten, wie die Mütter jammerten und die Väter fluchten in den Hütten über den Welteroberer, der ihnen einen Sohn nach dem andern vom Herzen riß und ihre lieben Kinder achtlos in den Tod jagte, um sich einen hohen Kriegsruhm, seinen Brüdern, Vettern und Genossen aber Königskronen, Fürstenthümer und Herrschaften zu gewinnen; sie zogen über den Rhein, die beiden Schill'schen, sie hörten die liebe deutsche Muttersprache wieder klingen, und sie sahen von ferne die Wälle von Wesel, wo die Elf verscharrt wurden, das französische Blei im Leibe; da preßte der Zwölfte die Hand auf's Herz, und seine Augen sprüheten Feuer. Und da sie nun weiter in's deutsche Land hineinkamen, die zwei alten Schillianer, da wollte ihnen ganz seltsam zu Muth werden, denn sie erkannten bald, daß ein heimlich Rüsten ging von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, ein fein geistig und leiblich Bereiten zum großen

Kampfe! Da wurden denen, so von der Karre und aus dem Bagno kamen, die Herzen weit, und sie mußten lächeln über die Blindheit des armen Spottkönigs von Westphalen und seiner Janitscharen, daß die so gar nichts sahen von alledem, was sich um sie gestaltete, obwohl ihr böses Gewissen sie fort und fort mit schlimmen Ahnungen erfüllte, und sie wohl das Gefühl eines herannahenden Sturmes hatten.

Endlich erreichte Leopold Heinrich von Wedell die preußische Grenze; an seiner Vaterstadt zog er vorüber, denn das alte Halle hatte westphälisch werden müssen, und die fünf spitzen blauen Thürme mußten an officiellen Feiertagen des Spottkönigs Hieronymi Banner tragen.

So sah Wedell seine Heimath wieder, sein König aber ernannte ihn zum Premier-Lieutenant bei der Garde-Normal-Uhlanen-Escadron!

Es versteht sich wohl von selbst, daß der Premier-Lieutenant von Wedell zunächst das Gabain'sche Haus in Berlin aufsuchte, durch dessen französische Verwandte in Cherbourg ihm so viel Liebes zu Theil geworden, denen er endlich auch eigentlich seine Freiheit verdankte, ohne sie würde es ihm kaum möglich geworden sein, die Nachricht von seinem Aufenthalte in Cher-

bourg nach Deutschland kommen zu lassen und seinen Bruder zu benachrichtigen, denn seine Familie hatte ihn bereits für todt gehalten. Mit tiefer Rührung sah man Wedell zu Berlin oft das Bild betrachten, welches durch die Aehnlichkeit mit dem in Cherbourg so bedeutungsvoll für ihn geworden war.

V.

Die Stunde hatte geschlagen, der Tag des Zorns und der Vergeltung war da; auf den eisigen Feldern Rußlands lag das ungeheure Heer des Welteroberers. Er flog voraus, der Gewaltige, der Fürsten und Völker niedertrat. Er flog voraus, auf flüchtigem Schlitten das nackte Leben rettend. Als er aber nach Paris glücklich entkommen war, da ließ er wie zum Hohn für die Mütter und Väter der Tausende, die in Rußlands Schnee begraben lagen, der empörten Welt verkünden, daß „Seine Majestät der Kaiser sich niemals wohler befunden hätten!“ Ein dumpfer Schrei der Entrüstung erklang selbst in Frankreich

bei diesem giftigen Hohn, und aus Deutschland antwortete gellend der Kampfruf. Hinter dem flüchtigen Kaiserschlitten her aber stob und schnob, hastete sich und keuchte angstvoll allerlei gespenstisch Zeug, schauderhaft und abenteuerlich anzuschauen, mit mangelnden Gliedmaßen, kaum noch Menschen ähnlich — das waren die Trümmer der großen Armee!

Wie der Donnerruf der Posaunen zum Weltgericht schmetterte nun der preußische Kriegsruf über die Lande zwischen Weichsel, Oder und Elbe; fluchend oder betend, je nachdem, riß der Bauer wie der Edelmann, der Bürger wie der Gelehrte, das Schwert des Vaters oder die Büchse von der Wand; zur Fahne! zur Fahne! wie rief die Trommel so laut!

Es braucht wohl kaum der Versicherung, daß der „Zwölfte" nicht fehlte, wo so viel Tausende kamen auf des Königs Ruf. Mit erhobenem Haupte und leuchtendem Antlitz schritt Leopold Heinrich von Wedell daher in jenen Tagen, die Hand lag ihm wie fest geschmiedet am Säbelgriff, und wenn er die Gedanken abwendete von König und Vaterland in jenen Stunden hoher und heiliger Begeisterung, dann flüsterte seine Lippe leise: „revanche pour Cherbourg!"

In den ersten Märztagen schon meldete sich der

Lieutenant von Wedell und bat um Erlaubniß, ein Freicorps anwerben zu dürfen; er machte sich anheischig, die Marschälle und Generale des fremden Tyrannen auf ihrer Flucht nach Frankreich aufzuheben. Warum ließ man dem alten Schillianer nicht die Zügel schießen damals? Mancher Marschall hätte dann als Geißel dienen mögen für bessere Männer.

Als Rittmeister und Chef der neuerrichteten Garde-Kosaken-Escadron focht Wedell bei Lützen und Bautzen, oder vielmehr bei Groß-Görschen und Wurschen, wie diese beiden Schlachten eigentlich heißen; er that seine Pflicht als guter Offizier, aber sein Ehrentag, der große Ehrentag seines Lebens, kam noch. Das war der 26. Mai 1813, Wedell's neun und zwanzigster Geburtstag — der herrliche Sieges- und Ehrentag der preußischen Cavallerie, der Tag von Haynau, wo Obrist Dolffs, der kühne Reiter, wie das Soldatenlied von ihm klingt, in den Tod ging für seinen König und das liebe Vaterland, aber zweitausend Franzosen vorausschickte, um ihm Quartier zu machen. An diesem Tage fuhr Heinrich von Wedell wie der Blitz in die Feinde, und die preußische Garde-Kosaken-Escadron wie der Donner hinter ihm her; da war kein französisches Viereck, welches dem „Zwölften" und

seinen Reitern vermocht hätte, Widerstand zu leisten. Für den Tag von Haynau erhielt Wedell das eiserne Kreuz. Das war der Anfang. Von Haynau gings nach Leipzig, und auch nach der dreitägigen Riesenschlacht, da kannte er keine Ruhe, da schmetterte hell seine Trompete hinter dem flüchtigen Imperator her, er folgte seiner blutigen Fährte und hetzte ihn bis zum Rheine, der Wedell und seine Reiter in rastloser Verfolgung.

Das war das Ende vom Anfang.

Ueber den Rhein nach Paris; nach Paris zog der Wedell mit seinen Reitern, er half die blutige Bahn zwei Mal hauen und zog zwei Mal mit Orden und Ehren geschmückt in die Hauptstadt des großen Tyrannen ein, der ihn fünf Jahre zuvor nach Cherbourg geschickt hatte, der ihn als Sträfling an die Karre schmieden ließ.

O ja, es giebt doch eine Vergeltung auf Erden!

Dem Major von Wedell war es eine ernste Pflicht in Frankreich, sich sofort in Cherbourg und andern Städten selbst umzuthun, oder doch durch seine Cameraden nachforschen zu lassen nach deutschen Kriegsgefangenen, die der gestürzte und verbannte französische Kaiser in der grausenhaften Ueberhebung

seiner Tyrannennatur zur Galeere verurtheilt hatte. So wurden noch Hunderte von deutschen Landsleuten frei durch den „Zwölften," und nicht ohne Mühe, denn die durch ihre Niederlagen erbitterten Franzosen versteckten die Gefangenen und hielten sie fest, als wollten sie dieselben behalten zur Erinnerung an den gefallenen Zwingherrn.

Zu Cherbourg suchte Wedell vergebens nach Herrn de Lachétardie, seinem alten Freund, er konnte nur sein Grab besuchen, denn seines Wohlthäters Tochter, Madame Noirot war mit ihren Kindern nach dem Süden gezogen. Wedell mußte sich die Freude des Wiedersehens versagen. Er stand lange nachdenklich vor dem alterthümlichen Hause in der Hafenstraße, in dem jetzt andere Leute wohnten, und ihm wurde das Auge naß bei der Erinnerung. Der bärtige Wachtmeister aber hinter ihm, der weinte wie ein Kind, daß er Florine und Dorine nicht fand, seine beiden kleinen artigen Freundinnen. An Ruhm und Ehren reich kehrte der Major von Wedell heim aus Frankreich. Zu Wesel besuchte der „Zwölfte" das Grab der „Elf." Bürger von Wesel hatten es durch kleine eingepflanzte Büsche bezeichnet, damit die Stätte nicht in Vergessenheit gerathe.

Auf Sanct Helena gefangen saß Napoleon — der Zwölfte verließ mit leichtem Herzen das Grab der Opfer. Er hatte im Siege die Schmach vergessen, es war keine Spur von Rachegefühl mehr in seiner Seele. Im Frieden gründete sich der ehemalige Sträfling von Cherbourg sein Haus. Die edle, milde Gräfin Charlotte Pückler wurde, zehn Jahre nach dem zweiten Einzuge in Paris, seine Gemahlin. Der Obrist von Wedell wurde General und galt für einen der vorzüglichsten Truppenführer der königlichen Armee. Seit 1846 lag der General von Wedell mit seiner Division in Bromberg, als 1848 der polnische Aufstand ausbrach. Da zeigte der 63jährige General, daß all' das Feuer und die rastlose Energie des jugendlichen Schill'schen Offiziers noch lebendig waren in ihm. Sein Federbusch wurde der Schrecken der polnischen Insurgenten, seine Erscheinung der Trost und die Zuversicht der deutschen Landsleute, und endlich war er es, der die Reste des polnischen Heeres bei Bardo auseinandersprengte und so die deutsche Bevölkerung des Großherzogthums von der brutalen Unterdrückung der Polen befreite. Die Dankbarkeit der deutschen Bewohner Posens sendete 1851 den Befreier, den rastlosen General von Wedell, als Ab-

geordneten in die erste Kammer. Da hat sich der tapfere General nicht wohl befunden, er hat seine Pflicht gethan, so gut er's vermochte, aber der ehemalige Offizier von Schill und der Gefangene von Cherbourg, der Mann der Thaten, nicht der Worte, war doch herzlich froh, als im folgenden Jahre schon sein Mandat erlosch. Gleich darauf wurde er Generaladjutant Sr. Majestät des Königs und Gouverneur der Bundesfestung Luxemburg, 1855 aber General der Cavallerie.

Da saß nun der „Zwölfte" hoch oben auf dem grotesken Felsenhorste von Luxemburg; mit hellem Auge schaute er hernieder in die Lande der Belgier und der Niederländer, deren Könige ihn mit ihren höchsten Orden decorirten, aber er schaute auch in die französischen Landschaften hinüber, über welche abermals ein Bonaparte gebot; ein dritter Napoleon herrschte mit eiserner Gewalt und glatten Redensarten, ein Herrscher, den die Fürsten Europa's bewunderten, weil er gegen die Bewältigung der Völker zwar auch kein anderes Mittel wußte, als die brutale Kartätsche und das dumme Bajonett, die freche Polizei und die gemeine Spionage, aber diese traurigen Mittel mit Glück angewendet hatte.

Wedell schaute ernst hinüber, er wußte, daß es nur ein wirksames Mittel giebt, die Revolution zu bekämpfen und den Völkern das Heil zu bringen. Wer die Revolution nicht geistig zu bestreiten und aus ihrem Gegentheil heraus zu besiegen vermag, der arbeitet mit Kartätschen und Bajonett doch nur für die Revolution.

VI.

Im Jahre 1855 war es, da hielten einige prachtvolle und glänzend bespannte Hofequipagen des Kaisers Napoleon III. zu Paris vor dem Hotel Mirabeau in der Friedensgasse und, geleitet von kaiserlichen Ceremonienmeistern und Kammerherren in Gala, sah man einen greisen Herrn in der preußischen Generalsuniform, von seinen Adjutanten und andern Offizieren gefolgt, die Treppen herniedersteigen. Der greise Herr war der Generaladjutant des Königs von Preußen, Gouverneur von Luxemburg, General von Wedell, welcher in außerordentlicher Mission sei-

nes Souverains in Paris eingetroffen war und jetzt von den höchsten Hofbeamten des gekrönten Bonaparte in feierlichem Aufzuge zur Audienz in das Schloß der Tuilerien geleitet werden sollte.

Es war Wedell, es war der „Zwölfte,“ den der Bonaparte, der dritte Napoleon mit den höchsten Ehrenbezeigungen zu seinem Hoflager geleiten ließ!

O ja, es giebt doch eine Vergeltung auch auf Erden!

Die schimmernden Karossen donnerten über das Pflaster von Paris, mit unbewegtem Antlitz saß Wedell dem kaiserlichen Ceremonienmeister gegenüber, nur auf den Platz, auf welchem der Obelisk von Luxor steht, machte er den preußischen Offizier, der ihn begleitete, durch eine Handbewegung aufmerksam.

„Der Platz Ludwig's XV.“ sagte Feuillet de Conches, der kaiserliche Ceremonienmeister, erklärend.

Wedell verneigte sich leicht, er kannte den Platz gut genug, den Platz, der erst nach Ludwig XV. hieß, der dann das Schaffot Ludwig's XVI. trug und Revolutions-Platz genannt wurde. Eintrachts-Platz wurde er später getauft, aber Wedell hatte hier in Parade gestanden 1814, Preußen, Oesterreicher, Bayern, Würtemberger, Russen, die ganze siegende

Eintracht der deutschen und europäischen Rache gegen Napoleon's Zwingherrschaft — und nun saß doch wieder ein Bonaparte in jenem Tuilerienschloß.

Halt! Trommelwirbel, Spiel, der französische Marsch, die kaiserliche Wache steht unter dem Gewehr und macht die Honneurs vor dem „Zwölften," der langsam die Stufen zum Pavillon Marsan hinaufsteigt. Die Hundert-Garden, die in großer Gala an den Thüren schildern, sie salutiren vor dem alten Schill'schen Manne, der vielleicht an Cherbourg und die Karre denkt.

Während der General von Wedell Audienz hat in dem großen Salon hinter der Dianengallerie, hat auch ein altes, kleines Männchen mit dünnem, weißen Haar, das mit dem General von Luxemburg gekommen ist, eine Audienz und zwar bei einer Dame. Das alte kleine Männchen hatte seinen General in allem Glanz davonrollen sehen und wollte eben in seine Wohnung zurückkehren, als ein Hausdiener zu ihm trat und ihn um einige Augenblicke bat, denn eine Dame wolle ihn sprechen. Der kleine Alte sah den übereleganten Gasthofsdiener mit einer halb verlegenen, halb lächelnden Miene an, als wollte er sagen: „Sie befinden sich sicherlich in einem schweren Irrthum,

mein geputzter junger Herr, sehen Sie mich doch an und Sie werden selbst begreifen, daß ich es nicht sein kann, den eine Dame zu sprechen wünscht.

Der Kellner aber fuhr statt aller Antwort mit der Hand durch die genialen Locken, lächelte spöttisch, öffnete eine Thür und rief mit lauter Stimme: „Der Herr, welchen Madame befohlen hat!“ Dann ließ er den Kleinen eintreten und schloß die Thür hinter ihm. Der Alte stand in einem sehr eleganten Zimmer, eine in braune Seide gekleidete, ziemlich wohlbeleibte Dame, die ihn sehr freundlich aus ihren hübschen dunkeln Augen ansah, kam ihm entgegen. Der Alte im blauen Rock, der mancherlei Bänder im Knopfloch trug, verneigte sich höchst geschmeichelt, denn die Dame gefiel ihm sehr, obwohl sie schon im reifen Alter war und sicher über fünfzig Jahre zählte. Die Dame nöthigte den kleinen Alten höflich, Platz zu nehmen, und ein Glas Liqueur mit ihr zu trinken, endlich begann sie das eigentliche Gespräch mit der Frage: „Sie gehören zum Gefolge des Herrn preußischen Generals, mein Herr, der mir die Ehre erzeigt hat, in meinem Gasthofe abzusteigen?“

„Allerdings, zu seinem Gefolge, Madame,“ entgegnete der Alte in ziemlich gewagtem Französisch,

„ich bin kein Diener Sr. Excellenz, königlicher Beamter, Steueroffizier außer Dienst, aber ich wohne im Hause Sr. Excellenz, denn wir sind alte Kriegscameraden." Der kleine, vom Alter gekrümmte Mann richtete sich bei den letzten Worten stolz auf und fuhr, da die schmucke Dame ihm verbindlich zulächelte, mit großem Selbstbewußtsein fort:

„Seine Excellenz haben mich eingeladen, sie nach Paris zu begleiten, wissen Sie, Madame nur der Erinnerung wegen; ich bin nämlich mit seiner Excellenz schon drei Mal nach Frankreich gekommen, und da meinten sie, daß es doch hübsch wäre, wenn wir auch das vierte Mal zusammengingen."

„Sie kennen also den Herrn General schon lange, mein Herr?" fragte die Dame.

„Seit Anno 1809," entgegnete der Alte nachdenklich und wiegte das weiße Köpfchen, „ja, ja, Anno 1809; Du lieber Gott, wer hätte das gedacht, als wir damals Beide Gefangene in Cherbourg waren!"

„In Cherbourg?" rief jetzt die Dame, „wirklich in Cherbourg? so ist er's, ich habe mich nicht geirrt! War der Herr General von Wedell 1809 Gefangener in Cherbourg, mein Herr?"

Die Dame verrieth eine große Aufregung.

„Se. Excellenz und ich," erwiderte der Alte, der sich nicht vergaß, „wir waren in jenem Jahre zu Cherbourg als Gefangene an eine Karre geschmiedet; an der Karre haben wir unsere Bekanntschaft gemacht, Madame; der Bonaparte hat uns selbst zusammengeschmiedet, Se. Excellenz und mich, das hat gehalten. Er verstand sich auf's Schmieden, der Bonaparte."

Der Alte plauderte so eine ganze Weile fort, ohne darauf zu achten, daß sich die Dame zurückgelehnt hatte, und ihn mit scharfen Blicken aufmerksam musterte. Plötzlich traten der französischen Dame ein paar kleine Thränen in die Augen, die sie indessen mit den Wimpern zerdrückte; sie richtete sich hastig auf, faßte die Hand des kleinen Alten und rief lebhaft: „Sie sind ein Ungeheuer, Frédéric, Sie verdienen gar nicht, daß ich mich Ihrer erinnere, denn Sie haben Ihre kleine Freundin von Cherbourg ganz vergessen!"

Erschreckt durch die französische Lebhaftigkeit war der gute alte Friedrich Kühns, der ehemalige Schill'sche Unteroffizier, aufgestanden, die Dame aber zog ihn mit einem kräftigen Ruck wieder nieder zu sich und fuhr hastig fort: „Ja, ja, Sie sind ein Ungeheuer, Frédéric, Sie sind mir nicht treu geblieben,

obwohl Sie uns das so oft geschworen haben, mir und meiner Schwester, dieser armen Dorine; ja, ich bin Florine, Monsieur Frédéric, die kleine Florine Noirot aus dem alten Hause in der Hafenstraße zu Cherbourg — o! wie viele Bonbons habe ich Ihnen gegeben! Großvater Lachétardie hielt mich für eine Gefräßige darum, aber ich ließ es mir ruhig gefallen, um nur Ihnen recht viele Bonbons geben zu können, und nun haben Sie mich undankbar vergessen! O, auf diese Ueberraschung war ich gar nicht vorbereitet; als ich vorgestern den Namen des Herrn Generals nennen hörte, da klang mir der so bekannt; ich suchte gestern unter den Papieren meiner armen Mutter und des Großvaters, bis ich den Namen fand; richtig er war es, aber es konnte mehrere des Namens geben; sollte das mein Jugendfreund Henri aus Cherbourg sein? Das mußt Du wissen, dachte ich, ich ließ Sie rufen, ei! ich hatte keine Ahnung, daß ich einen zweiten, alten Freund finden würde! Henri und Frédéric — von 1809 bis 1855 — Cherbourg und Paris; o! wenn meine arme Mutter noch lebte, wie würde die sich freuen! und diese arme Dorine und der liebe kleine Großpapa Lachétardie!"

Einen Augenblick verzog Dame Florine wehmüthig

den Mund und schwieg, gleich darauf aber lachte sie wieder und plauderte so unaufhaltsam und so in einem Gusse weiter, daß der brave Herr Friedrich Kühns gar nicht die Möglichkeit fand, auch nur ein einziges, armes, kleines Wörtchen einzuschieben, obwohl ihm seine Jugendfreundin von Cherbourg zum zwanzigsten Male wenigstens befahl: „Ei, so reden Sie doch, Frédéric, sprechen Sie, sagen Sie mir, ob Sie mich ganz verändert finden, ob Sie auch nicht ein Zug mehr an das kleine Mädchen von 1809 erinnert!“

Als der kleine Alte die Unmöglichkeit erkannte, sich durch Worte verständlich zu machen, begann er mit großem Eifer zu nicken und streichelte dazu höchst zärtlich die derbe, sehr fleischige Hand, welche ihm seine Jugendfreundin überlassen. Er war sehr erfreut, daß er auf diese Weise wenigstens einigermaßen vermochte, seine Gefühle an den Tag zu legen.

Nach und nach erst kam einigermaßen Ordnung in das Gespräch; das heißt, Madame nahm noch immer den Löwenantheil für sich, aber sie ließ doch hier und da ein Wort über den General zu, während sie dem Herrn Kühns in höchster Ausführlichkeit den Tod ihres armen Großvaters, den Tod ihrer armen Mutter, den Tod ihrer armen Schwester Dorine, den

od ihres armen Mannes schilderte, denn „arm“ aren, ächt französisch, in den Augen der wohlbeleib= n, lebenslustigen Frau Alle, welche das Unglück ge= ıbt hatten, zu sterben, mochten sie auch wie der arme err de Lachétardie, das höchste Alter erreicht haben. o feierten Dame Florine und Herr Friedrich Kühns ıs Fest des Wiedersehens mit etlichen Thränen, meh= ren Gläsern Liqueur und einer eigentlich ganz un= lligen Menge von Worten. Als der General von Sedell zurückkam von der kaiserlichen Audienz, stattete m Kühns ausführlich Rapport ab über dieses Wieder= nden und der General eilte sofort in höchster Freude, ıs Kind seiner Wohlthäter, seiner Retter zu be= rüßen.

Die Leute, die Dienerschaft wie die Gäste, im otel Mirabeau haben sich in jenen Tagen nicht we= ig den Kopf darüber zerbrochen, was wohl der Ge= ındte des Königs von Preußen so lange und so oft it „Madame“ zu besprechen haben könne!“

VII.

Das französische Kaiserthum hatte in jenen J
nuartagen 1855 den General von Wedell mit Zuvo
kommenheiten überhäuft; der Greis aber fragte sic
als er heimkehrte in sein Gouvernement nach Luxen
burg, ob die Ehre, die ihm die Bonaparten angetha
als sie ihn nach Cherbourg an die Karre schickte
nicht doch noch größer gewesen, als die, welche s
ihm zu Paris in den Tuilerien erwiesen!

Das war der Gedanke, der den „Zwölften“ b
schäftigte bei der Heimkehr! Zu Luxemburg feier
General von Wedell am 15. April 1856 sein sechs
zigjähriges Dienstjubiläum, und nicht nur die preuß
sche Besatzung der Bundesfestung beging dieses Fe
mit ihrem General, sondern auch die Bevölkerung de
Stadt feierte es mit, eine Bevölkerung, die sonst de
preußischen Gouverneurs eben nicht besonders freund
lich gesinnt zu sein pflegt. Der alte Wedell abe
der hatte es doch verstanden mit den Leuten da ferti
zu werden, und so erklärte die Bürgerschaft feierlich
„Unser Militairgouverneur hat, seit er dieses hoh
Amt bekleidet, nicht versucht, sich gefürchtet zu machen

e zog es vor, sich verehren zu lassen. Große und
leine, Arme wie Reiche, lieben und verehren ihn!“

Die Orden und Ehrenzeichen aller Souveraine
smückten den alten Schillianer von Cherbourg, und
i Jahr 1858 erhielt er auch die höchste Auszeich=
ing im Königreich Preußen, den hohen Orden vom
chwarzen=Adler. Erst am 1. Juli 1860 nach 64jäh=
rem treuem Dienste trat Leopold Heinrich von We=
el in den Ruhestand, und er war auch da noch eine
ische, männliche kräftige Erscheinung, so würdig und
vinnend auch im äußeren Auftreten, daß häufig
emde, die ihm begegneten, stehen blieben und ach=
ngsvoll den Hut vor ihm zogen.

Die letzten Lebenstage des greisen Kriegers waren
cht ungetrübt, er mußte noch seine geliebte Gemahlin
graben und seinen König, an dem er mit wahrer
egeisterung gehangen; er eilte nach Berlin, um ihn
r Gruft zu geleiten. Noch bei der großen Fahnen=
ihe und bei dem Ordensfeste sah man den ältest=
enenden preußischen Soldaten in ungebrochener
üstigkeit. Zwei Tage darauf war er todt: Am
2. Januar 1861, ein halbes Jahrhundert nach den
f Kameraden starb der „Zwölfte.“

Meister Casimir.

Seit undenklichen Zeiten versammelt sich auf Mittfasten nach der Vesper die Jugend des Ortes und der umliegenden Dörfer auf dem freien Platz vor der Kirche zu Carlepont in der Bretagne.

Die paarweis ankommenden Mädchen und Burschen trennen sich, begrüßen ihre Verwandten, mischen sich unter die Menge und zerstreuen sich hierhin und dorthin.

Endlich beginnt das, was man weit und breit dort die „Carlepont-Verlobungen" nennt. Die alten Weiber gerathen zuerst in Bewegung. Hier sieht man Eine leise mit einem jungen Burschen sprechen, dort eine Andere einem Mädchen ein Zeichen geben, eine Dritte mit einer Mutter flüstern. Dann treten sie zusammen und hastig theilen sie sich ihre Geheimnisse mit. Endlich sucht sich jede Alte ihren jungen Burschen wieder

auf, geht hinter ihm vorbei und nimmt ihm dabei seinen Hut, den sie sofort einem jungen Mädchen zuträgt. Nähert sich der Eigenthümer des Hutes dann dem Mädchen, so setzt sie ihm denselben wieder auf, nimmt seinen Arm und wendet sich mit ihm nach dem Tanzsaal.

Das ist die altherkömmliche Carlepont-Verlobung, und weder Vater noch Mutter, ja nicht einmal der Feldhüter, haben an diesem Tage den Muth, ein also vereinigtes Paar zu trennen.

Am Abend aber führt der Bräutigam die Braut vom Tanzsaal bis zu ihrer Hausthür. Gestatten ihm nun die Eltern den Eintritt in's Haus, so nehmen sie ihn dadurch wirklich zum Eidam an. Wenn sich aber Vater oder Mutter an der Hausthür zeigen und ihm den Eingang wehren, so muß er das als eine bestimmte Weigerung ansehen und das Mädchen aufgeben.

Es vergeht fast kein Jahr, in welchem nicht diese „Verlobungen" einigen Verliebten aus Carlepont und den umliegenden Dörfern zu Statten kämen. Wenn junge Leute sich lieben und es nicht wagen, den Eltern ihre Liebe zu gestehen, so lassen sie sich erst auf Mittfasten durch die alten Weiber von Carlepont verloben,

und erfahren nachher wenigstens, was sie zu fürchten haben, oder hoffen dürfen. Die Carlepont-Verlobung ist demnach auch das beste Mittel für einen jungen Mann, eine Liebeserklärung oder einen Heirathsantrag zu wagen, denn ohne daß der Bräutigam der Verlobten ein Wort von Liebe gesagt, ohne daß er mit der Familie derselben ein Wort über die Heirath gesprochen, weiß er am Abend, ob er angenommen ist oder nicht. — Trotz der mannigfachen Befürchtungen oder Hoffnungen Einzelner ist das Fest selbst immer heiter, Dank den alten Gevatterinnen, welche, nachdem die Verlobungen vollzogen sind, sich unter einander necken und den Neugierigen lustige Streiche spielen. Die Sache ist so allgemein, daß diejenigen, welche nicht verlobt sein wollen, ohne Hut zum Feste kommen, weil dies das einzige Mittel ist, den alten Weibern zu entschlüpfen. Diese schelten aber jeden Mann, der ohne Hut kommt, einen Feigling, und wünschen ihm einen tüchtigen Schnupfen. Uebrigens ist es selten, daß dieser freundliche Wunsch nicht in Erfüllung geht.

Auch Simon Quentin aus Tracy-le-Val mit Frau Adelaide, seiner noch recht schmucken Eheliebsten und Desirée, seiner hübschen Tochter, wanderte nach Carlepont, um den „Verlobungen“ beizuwohnen. Das junge

Mädchen schritt gesenkten Hauptes dahin, Frau Adelaide bemerkte es und sprach, zu ihrem Gatten gewendet: „Simon, sieh' Dir einmal unsere Tochter an, und sage mir, ob sie wie ein junges Mädchen aussieht, das man zu einem Feste führt. Kannst Du Dir ihr seltsames Betragen erklären?“

„Ich denke mir, daß sie fürchtet, keinen Hut bei der „Verlobung“ zu erhalten,“ meinte Quentin, und zu seiner Tochter gewendet, fuhr er fort: „Höre, Kind, wenn Du umkehren willst, so kann uns das Keiner wehren!“

„Quält mich doch nicht,“ bat das junge Mädchen, „ich weiß recht gut, daß ich noch zu jung bin, um einen Hut zu bekommen, und ich versichere Euch, daß ich mir auch gar nichts daraus mache.“

„Aber Du bist doch erwachsen,“ sagte die Mutter spottend, „könnte es nicht irgend einer alten Gevatterin einfallen, Dich zu verloben?“

„Meinetwegen,“ antwortete Desirée anscheinend gleichgültig, aber doch unwillkürlich ihren Schritt etwas beschleunigend.

„Schade,“ sagte Quentin plötzlich, als er etliche Mädchen bereits am Arme ihrer Verlobten erblickte, „wir kommen zu spät, es ist vorbei.“

In der That waren die „Verlobungen“ eigentlich schon alle vollzogen und die unausbleiblichen Neckereien hatten bereits begonnen.

Eine der Gevatterinnen hatte den bejahrten Maire mit einer drallen Frau aus Bailly-aux-Bois vermählt; diese nahm mit kecker Miene den Arm des ehrwürdigen Mannes und nannte ihn mit spöttischer Zärtlichkeit ihren „kleinen Ehegatten“. Das gab Anlaß zu lustigen Einfällen ohne Ende, die der alte Beamte mit großer Heiterkeit beantwortete und dadurch alle Anwesenden in Entzücken versetzte.

„Guten Tag, Freund Quentin,“ sagte die Frau, welche die spaßhafte „Verlobung“, über die man so viel lachte, zu Wege gebracht hatte, „guten Tag, Frau Adelaide, guten Tag, meine liebe Desirée, soll ich Dich auch verloben?“

„Sehr verbunden,“ entgegnete das junge Mädchen schnippisch, „ich liebe es nicht, den Leuten zum Gespötte zu dienen!“

Aber die Gevatterin, ohne auf Desirée's Worte zu achten, sah sich überall suchend um, bis sie Casimir Blanchard, den Nachbar Simons, erblickte, der die Scene mit gekreuzten Armen und ruhigem Gesicht betrachtete. Casimir war ein stolzer, etwas scheuer

und nicht mehr ganz junger Hagestolz, man hatte es schon seit einiger Zeit unterlassen, ihn zu verloben, da man ihn als einen entschiedenen Feind des Ehestandes betrachtete. Hinter diesen also schlich sich die Gevatterin und entwendete ihm geschickt seinen Hut, er aber bequemte sich mit guter Miene, ihn zu suchen.

„Casimir sucht seinen Hut!“ riefen die Umstehenden jubelnd.

„Nehmt Euch in Acht, er wird böse werden!“ meinten Einige.

Blanchard fand seinen Hut nicht.

„Hier ist er!“ rief ihm ein altes Weib zu.

Der Junggeselle eilte herbei und stand vor der reizenden Desirée Quentin. Das Mädchen lachte hell auf und die Umstehenden verfehlten nicht, mit zu lachen. Nur Casimir lachte nicht; aber er dachte auch nicht im Entferntesten daran, die Laune zu verlieren, wie man gefürchtet hatte.

„Halt,“ sprach die hübsche Kleine, „man hat Dir einen Streich gespielt, mein armer Casimir, da hast Du Deinen Hut wieder und zwar ohne Bedingung!“

„Nun, Nachbar,“ fügte Simon hinzu, „ärgere Dich nicht, weder meine Frau noch ich haben es befohlen, Dich einzufangen.“

„Bin ich denn eingefangen? erwiderte Casimir heiter, „im Gegentheil, man hat mir eine Braut gegeben, ich behalte sie."

„Vortrefflich, Blanchard," sagte Quentin, „Du brauchst meine Tochter nicht zu verachten. . . Also," setzte er dann hinzu, sich an Desirée wendend, „wirst Du doch nicht ohne Hut zurückkommen."

„Es ist aber wirklich zum Lachen!" entgegnete das junge Mädchen.

„Lachen wir darüber," sprach Casimir, „und dann laß uns tanzen."

„Nun, das muß ich schon thun," antwortete Desirée, überglücklich bei dem Gedanken, zu dem Feste zu gehen. „Da der Spaß einmal gemacht ist, so wäre es Unrecht, ihn zu stören."

„Ich hoffe Euch wieder zu sehen, wendete sich Casimir an Quentin und dessen Frau; — „ich denke, Ihr werdet mir die Thür bald öffnen und mich nicht draußen lassen."

„Seid ruhig," erwiderte Frau Adelaide, herzlich lachend, „wir werden uns Zeit zum Ueberlegen nehmen."

„Noch ein Wort, Alter," fügte Quentin hinzu, „bringe Desirée zeitig zurück, höre nicht auf sie, wenn sie etwa nicht gleich nach Hause will."

„Ihr könnt mir vertrauen, war Blanchards Antwort, „ich bin alt genug, um verständig zu sein und überdies werden mir meine müden Beine Eure Ermahnung zeitig genug ins Gedächtniß zurückrufen.“

Während Simon und seine Frau ruhig nach Traihle-Val zurückkehrten, ging Casimir, Desirée am Arm führend, nach dem besten Wirthshaus in Carlepont.

Als Blanchard mit dem reizenden Mädchen am Arm in den Saal trat, wo die Verlobten ihre Bräute bewirtheten, riefen Alle, in lautes Gelächter ausbrechend:

„Seht Ihr Blanchard? Man hat ihn mit der kleinen Quentin verlobt, das ist wirklich spaßhaft!“

Casimir nahm einen besonderen Tisch, ließ ein feines, weißes Tischtuch auflegen und befahl der Magd mit lauter Stimme, vom besten Kuchen und vom besten Wein, den der Wirth im Keller habe, für seine kleine Braut zu bringen.

Als die andern jungen Mädchen das hörten, fanden sie, daß Casimirs Betragen gar nicht so übel sei, und daß diese Art und Weise, Jemanden den Hof zu machen, wirklich nicht so ungeschickt wäre.

Nachdem Desirée den Kuchen angeschnitten hatte, erhob sich der alte Junggeselle und ging hinaus.

Jetzt riefen die andern Mädchen der Verlobten Blanchard's zu: „Weißt Du, Liebe, daß Du gar nicht zu beklagen bist? Dein Bräutigam ist höchst galant."

„Die älteren Männer sind das immer," entgegnete das junge Mädchen altklug

Nach einer Viertelstunde etwa kehrte Casimir zurück, ein großes, mit blauseidenen Bändern umwundenes Packet Zuckerwerk in der Hand. Als er seiner Verlobten die Bonbons überreichte, entstand beinahe eine Revolution im Saal. Von allen Seiten eilten die Bauernmädchen auf Desirée zu, welche stolz auf Blanchard's Aufmerksamkeit die Bonbons auf einen Teller schüttete und ihren Freundinnen davon anbot.

„Du solltest Deinem alten Manne einen Kuß geben," sagte eines der jungen Mädchen, eine Handvoll Bonbons nehmend.

„Ja, ja", riefen die andern Verlobten, „sie muß ihm einen Kuß geben."

„Nein," entgegnete das Mädchen, „ich habe noch keinen Burschen geküßt, ich will nicht."

„Thue, als ob er Dein Vater wäre," rieth eines der Mädchen lachend.

Die Kleine sträubte sich lebhaft, als sich Casimir näherte.

„Ich verbiete Jedem, wer es auch sei, dieses Kind zu irgend etwas zu zwingen,“ sprach er befehlend und sich an Desirée wendend, setzte er hinzu:

„Wenn Du mich nicht küssen willst, Kleine, so thue es nicht.“

Mit verlegener Miene entgegnete das junge Mädchen:

„Ich schäme mich, Dich zu küssen, Casimir; aber wenn Du mich küssen willst, so will ich's recht gern leiden.“

Das Gelächter begann von Neuem. Casimir aber faßte das Mädchen um die Taille, und als sie das Gesicht mit den Händen bedeckte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, küßte er sie zu wiederholten Malen.

In den Armen ihres Verlobten zitternd, kam es Desirée vor, als ob Casimirs Küsse, die ersten, welche sie empfing, ihr bis ins Herz drängen.

„Nun laßt uns tanzen!“ riefen jetzt die jungen Mädchen.

„Laßt uns tanzen!“ wiederholte Casimir, welcher Desirée immer noch festhielt, in heiterster Stimmung. Im Tanzsaal angekommen, sagte er zu dem Mädchen:

„Weißt Du, kleine Hexe, daß Du mich zu etwas

bringst, woran ich seit zehn Jahren nicht mehr gedacht habe? Du bist aber auch so niedlich und zierlich, daß ich in der That glaube, Du könntest den heiligen Antonius verliebt machen."

Das war die erste Schmeichelei, die dem jungen Mädchen gesagt wurde. Aus des weisen Casimir Munde, der die schönsten Mädchen des Cantons verschmäht hatte, schien ihr dies Lob doppelt schmeichelhaft zu sein.

Desirée, die noch nie getanzt hatte, war ganz verwirrt, weil man sie so viel ansah, Casimir aber, der sich jetzt wieder erinnerte, daß er früher ein vortrefflicher Tänzer gewesen, zeigte ihr, wie sie sich benehmen müsse. Da er groß und stark war, so hob er die Kleine, wenn sie sich geirrt hatte, in seinen Armen auf und stellte sie lächelnd wieder an ihren Platz. Kurz, er benahm sich so gut, daß sie sich höchlich belustigte. Das junge Mädchen suchte ihre Freude auch keineswegs zu verbergen. Wenn ihre Augen Casimir's Blicken begegneten, oder wenn sie mit ihm sprach, verrieth sie stets die größte Zufriedenheit. Blanchard aber war völlig verwandelt. Ihn, welchen sie früher nur finster, düster und die Menschen fliehend gesehen hatte, sah Desirée heute lachend und glücklich über

das Vergnügen, das er ihr bereitete. Er war wirklich nicht mehr derselbe. Sie hatte ihn sonst für ziemlich alt gehalten und wäre ihr nicht in diesem Augenblicke eingefallen, daß Casimir schon ein Tänzer ihrer Mutter gewesen, so würde sie ihn für jünger als den Jüngsten erklärt haben.

Während des ganzen Abends war Blanchard ungemein aufmerksam gegen das junge Mädchen, welches ihm großen Dank für seine Zuvorkommenheit wußte. Wenn sie im Stillen Casimir mit den andern „Verlobten" verglich, fragte sie sich, wie sie es wohl machen würde, um sich an die derben Manieren der andern jungen Leute, die um sie herum tanzten, zu gewöhnen.

Um acht Uhr etwa verließen die ersten Paare den Tanzsaal und leise ermahnte Casimir die Kleine, dem Beispiele der Verständigen zu folgen. Desirée gab seiner Mahnung sofort Gehör und da sie sich ein wenig müde fühlte, so willigte sie gern ein, sich von ihm nach Hause führen zu lassen.

Erst als Casimir und Desirée Carlepont im Rücken hatten und sich schon auf der Landstraße befanden, bemerkten sie, daß die Nacht sehr finster war. In diesem Augenblicke schien es dem jungen Mädchen, als

sei es viel besser, am Arm eines reifen Mannes, als an dem eines jungen Burschen zu gehen.

„Wenn ich nicht bei Dir wäre,“ sagte sie zu Blanchard, „so würde ich mich fürchten.“

„Beruhige Dich, der Mond wird bald aufgehen,“ erwiderte dieser, „auch ich fürchte mich, aber nicht vor der Dunkelheit, sondern vor der Nachtkälte; denn, da Du Dich beim Tanze doch etwas erhitzt hast, so fürchte ich, daß Dir der Wind nicht gut thun wird, laß uns lieber etwas schneller gehen.“

„Nicht so rasch, lieber Casimir, ich bin sehr müde.“

„Warum hast Du das nicht gleich gesagt? ich hätte dann den Wagen des Wirths genommen und Dich nach Hause gefahren. Es ist noch Zeit dazu, wir wollen umkehren.“

„Danke, Casimir, ich kann sehr gut bis Tracy gehen, ich will nicht Schuld sein, daß Du Dein Geld unnöthigerweise verschwendest. Man sagt immer, Du wärest sehr genau; meiner Treu, ich habe nichts davon bemerkt.“

„Ich bin genau mit den Leuten, welche mich langweilen, deshalb gelte ich für geizig. Aber ich finde

ein wahres Vergnügen daran, mein Geld für diejenigen auszugeben, welche mir gefallen."

„In der That, Casimir, ich hätte Dich nie für so liebenswürdig gehalten."

„Ich bin es auch durchaus nicht."

„Heut bist Du es aber doch gewesen."

„Vielleicht gegen Dich ... Du gefällst mir. Wenn Du wüßtest, wie gern ich Dein hübsches kleines Gesicht betrachte! Mehr als einmal habe ich zu Deinem Vater gesagt, daß ich es bereue, mich nicht verheirathet zu haben, wenn ich daran dächte, daß ich eine Tochter in meinem Hause haben könnte, die Dir ähnlich."

„Warum hast Du Dich denn nicht verheirathet, Casimir?"

„Du verlangst ein Vertrauen von mir, das ich noch Niemand geschenkt habe."

„So schenke es mir, ich bin neugierig und durchaus nicht schwatzhaft."

„Wenn es die Geschichte eines Unglücks wäre, so würde ich sie Dir sofort erzählen, aber es ist gerade das Gegentheil, und ich fürchte, Du wirst Dich über mich lustig machen."

„Lachen würde ich nie über Deinen Kummer, selbst wenn er lustig wäre!" entgegnete Desirée; zugleich

aber stieß sie einen Schrei der Furcht aus. Der Mond war eben rasch hinter einer Wolke hervorgetreten und hatte die dunklen Schatten der Bäume auf dem Wege gezeigt, welche Desirée, die keineswegs sehr muthig war, für eine Schaar Gespenster angesehen hatte.

Instinctmäßig schloß sie die Augen; als sie dieselben wieder öffnete, war Alles um sie her auf's Neue in die tiefste Dunkelheit versenkt.

„Du glaubtest, der Mond würde aufgehen, Casimir?“ fragte sie zitternd.

„Gewiß, wenn er hinter diesen Wolken vorbeigegangen ist, wirst Du sein ruhiges Angesicht nach Gefallen schauen können.“

„Das soll mir sehr lieb sein,“ erwiderte das junge Mädchen, „denn in der Finsterniß höre ich nicht gern Geschichten erzählen.“

„Du bist eine kleine Närrin,“ entgegnete Casimir, eine von Desirée's Händen ergreifend, die er dann in der seinigen behielt.

Endlich erleuchtete ein helles, mildes Licht die Gegend.

„Nun fange an, ich höre,“ sagte Desirée aufathmend.

„Man glaubt in Trach und in der Umgebung, ich sei ein Feind der Ehe,“ begann Casimir, „und man irrt sich. Viele Leute würden erstaunen, wenn ich ihnen sagen wollte, daß es immer mein liebster Gedanke gewesen, eine Frau zu haben. Als ich noch jung war, bildete ich mir ein, es könne niemals Mangel an Mädchen zum Heirathen sein und man könne ohne Mühe so viele Bräute finden, als man wolle. Mit diesen Gedanken bemühte ich mich also nicht, ein Mädchen für mich zu gewinnen, deshalb fing man nach geraumer Zeit an, mich für einen Feind der Ehe anzusehen, und nun hüteten sich die Mädchen wohl, Freundlichkeiten an mich zu verschwenden, denn sie hielten es für unnütz. Ich begriff endlich, daß man, um heirathen zu können, eine Frau suchen müsse und nun fragte ich mich entschlossen, wen ich wählen solle. Aber alle die Mädchen, denen ich gern mein Herz gegeben hätte, waren bereits mit Männern verlobt, die es klüger angefangen hatten als ich. Das entmuthigte mich und zuletzt mußte ich mir auch eingestehen, daß ich zu alt geworden sei, um noch auf die Mädchen Anspruch zu machen, die noch nicht verlobt waren. Seit dem Tode meiner Mutter führe ich ein recht trauriges Leben, dessen ungeachtet

trage ich mein Loos mit Geduld, denn ich kann es nicht ändern."

„Du solltest Dich mit einem Mädchen Deines Alters oder mit einer Wittwe begnügen und so Deiner Noth ein Ende machen!"

„Schön, aber das wunderbarste an der Geschichte ist, daß ich weder ein altes Mädchen, noch eine Wittwe haben möchte. In meinem Herzen wohnt so viel Liebe, wie sie nur ein junger Mann haben kann und ich will ein junges Mädchen oder gar keines. Da mir nun bis jetzt keine Gelegenheit dazu gekommen ist, sehe ich nicht ein, warum ich, um mich zu trösten, eine Wittwe oder sonst eine Alte nehmen soll, die ich nicht mag. Wenn ich dadurch mehr leide, desto schlimmer für mich!"

„Ich versichere Dich, daß bei Deiner Geschichte gar nichts Lächerliches ist," erwiderte nachdenklich geworden Desirée.

„Du bist doch das beste Mädchen von der Welt," sagte Blanchard gerührt; „wenn ich heute weniger mürrisch war, als an andern Tagen, so ist es Dein Verdienst und ich bin stolz darauf."

Als Beide endlich vor Simon Quentins Thüre ankamen, klopften sie lustig an.

„Wer ist da?“ fragte Frau Adelaide von Innen.

„Die Verlobten.“

„Herein, herein,“ riefen Quentin und seine Frau zugleich, den Beiden vergnügt entgegenkommend.

Von Casimir gefolgt, trat Desirée ein.

„Da bist Du ja, Kamerad,“ rief Quentin seinem Freunde Blanchard zu, „hast Du Deinen Beinen ihr steifes Wesen etwas abgewöhnt? Und Du, Kleine, bist Du vergnügt gewesen?“

„Ach, freilich,“ entgegnete das Mädchen, „Ihr habt keinen Begriff, wie aufmerksam Casimir gegen mich gewesen ist, er ging so weit, daß die anderen Verlobten neidisch wurden.“

„Casimir ist ein braver Bursche,“ sagte Frau Adelaide, Blanchard freundlich auf die Schulter klopfend; „er war es sonst schon und wenn unsere Liebhaber nicht da waren, gingen wir am liebsten mit ihm.“

„Ich habe immer viel Glück gehabt,“ erwiderte der alte Junggeselle zweideutig lächelnd und Desirée anblickend, die es nicht unterlassen konnte, laut zu lachen.

„Was liegt daran?“ bemerkte Simon, „jedenfalls hast Du Dich heute muthig geopfert.“

„Ich versichere Euch, das Opfer war nicht allzu

groß. Es machte mir viel Vergnügen, das junge Mädchen so heiter zu sehen. Obgleich ich nicht wenig müde bin, so bin ich doch bereit, Desirée jeden Sonntag zum Tanz zu führen, wenn sie will."

„Alter Freund," fiel Quentin rasch ein, „das ist ein prächtiger Gedanke von Dir, Du würdest uns damit einen großen Dienst leisten; denn in Folge Deines freundlichen Anerbietens braucht Desirée nicht für einen Tänzer zu sorgen und wir sind sicher, daß sie nicht an Einen geräth, der uns nicht behagt."

„Ei, der Tausend," rief Casimir mit gezwungenem Lachen, „ich würde nicht böse sein, wenn ich die Kleine von einer Thorheit zurückhalten könnte."

„Sie ist ja auch halb und halb Deine Tochter," fügte Simon hinzu.

„Du hast ganz recht," sagte Frau Quentin lachend. „Er hat ihrer Taufe in Person beigewohnt und hat sie mit eigenen Augen aufwachsen sehen."

Als Casimir fortgegangen war, wendete sich Quentin an seine Frau: „Ein so geachteter, braver, wohlhabender Mann von guter Familie, schade um ihn, wenn er nur zehn Jahre jünger wäre!"

„Wie alt ist er denn?" fragte Desirée mit anscheinender Gleichgültigkeit.

„Achtunddreißig Jahre wenigstens!"

„Achtunddreißig Jahre, ist das so sehr alt?"

„Aber Kind," entgegnete Frau Adelaide, „das ist ja beinahe vierzig."

Von dem folgenden Sonntage an wurde Desirée wirklich von Blanchard zu allen Tänzen geführt; er ordnete selbst neue Vergnügungen an und die Jugend von Trach gestand willig ein, daß sie sich nie zuvor so belustigt habe. Väter und Mütter, durch die Gegenwart des alten Junggesellen beruhigt, ließen ihre Töchter überall sorglos dahin gehen, wohin er ging. Auch hüteten sich die jungen Leute gar wohl, Desirée den Hof zu machen, um Casimir nicht aufzubringen und ihn zu verlieren. Die Freundinnen des jungen Mädchens wiederholten ihrerseits unaufhörlich: „Verlobe Dich nicht sobald, warte bis wir uns noch etliche gute Tage gemacht haben; denn von der Stunde an, wo Du Dich verlobst, leb' wohl Casimir, lebt wohl all ihr Feste und lebe wohl du Freiheit" . . . .

„Seid ganz ruhig," antwortete die hübsche Kleine sehr weise, „ich weiß, daß meine Eltern mich so sorglos keinem jungen Burschen anvertrauen würden."

Wenn Casimir offen gesprochen hätte, kein Mensch im Dorf hätte sich rühmen können, verliebter zu sein

als er. Wenn man ihn so heiter und vergnügt sah, ahnte man nichts von der Unruhe und Traurigkeit, die ihn bei jedem Feste stärker überkam.

Wenn er allein war, seufzte er schmerzlich, ja der alte Verliebte vergoß Thränen. Oft betrachtete er sich im Spiegel und sagte dann zu sich selbst: „Wahrlich, ein schöner Liebhaber, ich bin völlig zu Grunde gerichtet."

Simon Quentins Tochter aber war das zurückhaltendste Mädchen von der Welt geworden und sprach nie davon, einen Gatten zu wählen. Daher konnten ihre Eltern nach Herzenslust Heirathspläne entwerfen, Desirée dachte nicht daran, ihnen zu widersprechen. „Ich werde den Mann heirathen, welchen Ihr mir aussuchen werdet," sprach sie öfters, „denn ich ziehe keinen Burschen aus dem Dorfe und aus der Umgegend vor."

Deshalb sagte Simon eines Tages zu seiner Tochter, als er von einem Besuche bei seiner Schwester in Ourscamp zurückkehrte:

„Jetzt habe ich einen Mann für Dich gefunden, mein Kind. Dein Cousin hat eine einträgliche Stelle bei der Eisenbahn erhalten und wird sich in Folge dessen in Compiègne niederlassen; Deine Tante und

ich haben nun beschlossen, Euch sobald als möglich miteinander zu verheirathen, weil, wie meine Schwester meint, ein junger Mann sich in der Stadt ohne Frau sehr leicht zu Grunde richte. Um das zu vermeiden, werden wir Euch auf Mittfasten miteinander verloben lassen."

Als gehorsame Tochter erlaubte sich Desirée keinen Widerspruch; aber ihre Heiterkeit war trotzdem dahin und jedesmal, wenn Vater oder Mutter sie nach der Ursache ihres Kummers fragten, erklärte sie, daß die Heirath ihr Furcht einflöße.

Am Abend vor Mittfasten sagte endlich der alte Quentin, der noch kein Wort aus seiner Tochter in Bezug auf ihren Vetter hatte herausbringen können, in strengem Tone zu ihr:

„Höre, Desirée, das geht nicht länger so fort, was ist Dir unangenehm an dieser Heirath? Hätte ich Dich verliebt gewußt, so würde ich kein Versprechen eingegangen sein; aber Du liebst Niemanden. Ich glaube, wir können ohne Furcht ein wenig Zwang bei Dir anwenden. Dein Vetter ist ein hübscher Mann, der die Welt kennt, Du wirst stolz auf ihn sein und ihn sehr lieb gewinnen."

„Wenn Dich Jemand hörte, lieber Vater, so würde

er es gewiß nicht glauben, daß ich Dein einziges Kind bin," entgegnete Desirée betrübt, „Du weißt, daß ich Euch verlassen muß, wenn ich meinen Vetter heirathe, das aber hindert Dich gar nicht, diese Verlobung zu beschleunigen! Nun gut, ich liebe Euch mehr, als Ihr mich und weiß, daß ich fern von Euch nicht glücklich sein kann. Uebrigens bin ich noch so jung, daß sich Niemand wundern wird, wenn ich noch keine Lust zum Heirathen habe."

„Kind," entgegnete Quentin, „wir haben Dir zu viel Vergnügungen gestattet, Du magst nicht arbeiten und wirthschaften, das ist Alles. Aber verlaß Dich darauf, wenn Du Deinem Vetter einen Korb giebst, so verbiete ich Dir fortan, auf den Tanzsaal zu gehen und dann hast Du durch Deinen Trotz nicht viel dabei gewonnen."

„Es würde mir wahrlich nicht viel Kummer machen, dem Tanz zu entsagen," erwiderte das junge Mädchen, Thränen in den Augen.

„Aber mein Gott, was hast Du nur, sage es doch endlich!" rief die Mutter.

„Ich will morgen nicht zu den „Verlobungen" gehen!" antwortete Desirée schluchzend.

„Das sind Grillen und es ist hohe Zeit, allen

diesen Kindereien ein Ende zu machen," zürnte Vater Simon, „wir haben einen Bräutigam, wie er für Dich paßt, gefunden, und, so wahr ich Quentin heiße! ich will Dich mit ihm vermählen."

„Ich werde Dir gehorchen, Vater," sagte das Mädchen weinend, „aber Du machst mich unglücklich für mein ganzes Leben."

„Ach was," entgegnete Simon, schon wieder besänftigt, „Du wirst mich nie glauben machen, daß Du einen Mann, wie Deinen Vetter, nicht leiden kannst. Weißt Du, daß er Dir sehr viel Ehre anthut, daß er um ein Landmädchen, wie Du bist, freit, während er eine Städterin wählen könnte."

„Ich würde auf diese Ehre sehr gern verzichten, ich finde meinen Vetter zu schön und zu stolz für ein Landmädchen, und gerade, wenn ich ihn liebte, wäre ich nur desto mehr zu beklagen."

„Was faselst Du," fragte Simon, der nicht mehr auf seine Tochter hörte.

„Ich glaube," fuhr das junge Mädchen fort, „daß ich einen weniger schönen, weniger jungen und weniger stolzen Mann vorziehen würde, denn, meiner Ansicht nach, genügt es bei einer Heirath noch nicht, zu lie-

ben, sondern man muß auch sicher sein, geliebt zu werden."

„Von Deinen Ansichten kannst Du mit Deinem Vetter sprechen," sagte Frau Adelaide, die ihre Tochter nicht begriff, „er ist klüger als wir, ich kann nicht entwirren, was Du uns da vorschwatzest. Aber ich denke wie Dein Vater, nämlich, daß vernünftige Eltern sich nicht durch solche Kindereien abhalten lassen können."

Desirée senkte das Köpfchen und schwieg. Einige Augenblicke später ging sie fort, angeblich zu einer Freundin.

Als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, sagte Frau Adelaide zu ihrem Manne: „Wenn Desirée nicht so gehorsam wäre, könnte sie uns zu schaffen machen, denn sie hat Gedanken im Kopf, die nicht natürlich sind."

„Das Beste ist," meinte Vater Simon, „sie sobald als möglich zu verheirathen, man kann mit der heutigen Jugend nicht mehr auskommen." —

Casimir Blanchard hätte etwas darum gegeben, wenn das Jahr seiner „Verlobung" mit Desirée ewig gedauert hätte; aber er sah die Maiblumen den Erdbeeren früher als gewöhnlich Platz machen, er sah

die Nüsse von Tag zu Tag reifer werden und die langen Abende ungewöhnlich schnell dahinschwinden, Die Tage eilten in so raschem Fluge davon, daß er nicht mehr daran dachte, sie zu zählen. Als der Abend vor Mittfasten gekommen war, setzte er sich traurig und einsam an's Feuer, des kommenden Tages gedenkend, der seinen letzten Traum vernichten sollte.

„Sie wird nicht einmal wissen, daß ich sie liebe, das süße Kind,“ dachte er, „wenn sie wüßte, wie viel Leid ich für mich fand, während ich nach Vergnügungen für sie suchte, so würde sie vielleicht Mitleid mit mir haben.“ Plötzlich hörte er ein leises Geräusch in seinem Hofe. Er erhob sich. Die Hausthür wurde geöffnet und Desirée trat ein.

„Casimir,“ sagte sie bittend, „komm' schnell, ich muß mit Dir sprechen.“

„Komm' herein, draußen ist es kalt und am Feuer läßt es sich besser plaudern.“

„Nein,“ erwiderte das junge Mädchen, „das geht nicht.“

Jetzt ging Casimir schnell hinaus:

„Was hast Du mir zu sagen, Kleine?“

Mit leiser Stimme fragte das Mädchen: „Ich

wollte wissen, ob Du morgen zu den „Verlobungen" gehst?"

Casimir zitterte und seine gewöhnliche Ruhe ganz verlierend, sagte er:

„Es würde mich zu sehr schmerzen, wenn ich Dich am Arme eines Andern sehen müßte; ich werde darum nicht zu den „Verlobungen" gehen.

„Komm' doch, komme hin," bat das junge Mädchen, „wenn Du nicht bei mir bist, werde ich mich mit meinem Vetter verloben lassen müssen, den ich nicht liebe. Ich fürchte mich vor meinem Vater, wenn er schilt; aber mit Dir fürchte ich nichts."

„Dann werde ich kommen und es zu verhindern wissen, daß man Dich einem Manne verlobt, der Dir nicht gefällt."

„Er mißfällt mir ja nicht, im Gegentheil, ich finde ihn zu schön für mich."

„Wie das?" fragte Blanchard.

„Siehst Du, Casimir, ich habe Gedanken, die den Gedanken anderer Leute nicht gleichen und ich kann sie ihnen nicht klar machen. Wenn ich mit meinem Vater aber mit meiner Mutter darüber sprechen wollte, würden sie mich auslachen."

„Was für Gedanken hast Du denn, liebe, gute

Desirée?" fragte Casimir, das junge Mädchen an sich ziehend, „erzähle sie Deinem alten Freunde, er wird versuchen, Dich zu verstehen."

Desirée lehnte das Haupt an Blanchards Brust. Sie hörte sein Herz so heftig schlagen, daß sie ganz verwirrt wurde, bis ihr Herz in derselben Weise schlug.

„Ich will, daß mein künftiger Gatte mich über Alles liebt."

„O, wenn das genügte, dann würde ich sprechen: „Ich liebe Dich über Alles, leidenschaftlich, so sehr, daß, wenn Du fern sein wirst, ich den kleinen Rest meines Verstandes auch noch verlieren werde. Lache nicht über den alten Casimir, Kleine, er ist zu elend. Uebrigens bist Du ja noch für diesen einen Abend seine Verlobte. Laß ihn Dir sagen, daß er Dich liebt, wie Dich nie wieder Einer lieben wird. Ruhe einen Augenblick an seinem Herzen, daß ihm die Erinnerung bleibe, Dich einmal in seine Arme gepreßt zu haben. Ach, wenn Du mit Deiner süßen Stimme nur einmal lügen, wenn Du Deinen Freund eine Minute lang beglücken wolltest, dann würdest Du ihm ein einzig Mal sagen, daß Du ihn liebst."

„Ich liebe Dich," flüsterte das junge Mädchen

mit so bewegter Stimme, daß es kaum zu hören war.

„Dank', dank'." —

Und eine Thräne fiel auf Desirée's Stirn.

„Casimir, Du weinst?" rief das Mädchen.

„O, warum bin ich so alt?" rief er in herzzerreißendem Tone.

„Casimir," sprach Desirée, „ich habe eben nicht gelogen, als ich Dir sagte, daß ich Dich liebe. Ich liebe Dich. . . . Aber, wenn ich es Dir auch gestehe, würde ich doch niemals wagen, es meinem Vater zu bekennen, und wenn Du mich nicht vertheidigst, werde ich meinen Vetter heirathen müssen."

Casimir war ein Mann; er wußte, daß man viel kann, wenn man nur will, deshalb sagte er mit großer Entschiedenheit:

„Nach Allem, was Du mir jetzt gesagt hast, meine theure Desirée, bin ich fähig Alles zu wagen; Weigerungen, Kränkungen, Drohungen, nichts soll mich hindern. Ich habe wahrlich nicht darum so lange auf die Liebe eines jungen Mädchens gewartet, um sie mir wieder entreißen zu lassen, ich schwöre es Dir, in sechs Monaten sollst Du meine Frau sein."

„Morgen, mein Casimir,“ flüsterte Desirée, durch die Sicherheit ihres Freundes etwas beruhigt.

„Morgen,“ erwiderte Blanchard, „und wir werden sehen, welcher von uns Beiden, Dein Vetter oder ich, den Sieg davon tragen wird, dessen Preis Du bist.“

Als sich nun am Morgen des Mittfastentages Desirée zum Feste schmückte, zweifelten Simon und seine Frau nicht länger an ihrem Gehorsam, obwohl sie todtenbleich aussah und den ganzen Weg über kein Wort sprach.

Auf dem Platze angekommen, entdeckte sie Casimir augenblicklich, voll Unruhe suchten ihre Augen nach ihrem Vetter; aber sie sah ihn nicht. Die Mutter des jungen Eisenbahnbeamten kam ihrem Bruder allein entgegen.

„Und Dein Sohn?“ fragte dieser.

„Sein Dienst hinderte ihn, heute Früh nach Ourscamp zu kommen.“

„Ich glaube aber doch,“ sagte Frau Adelaide gekränkt, „daß er aus einer solchen Veranlassung gewiß Urlaub bekommen haben würde.“

„Es war nicht möglich, übrigens brauchen wir uns doch wahrlich nicht darüber zu ärgern, wir können

unsere Kinder ja auch ohne die alten Gevatterinnen hier verloben. Sie sind überdies auch Beide noch so jung, daß wir die Sache recht gut bis zum nächsten Jahre aufschieben könnten!"

„Das habe ich schon gestern Abend zu meinem Vater gesagt," fiel Desirée ein.

„Nun, dann ist ja nichts verloren," sagte Simons Schwester in heiterer Stimmung.

„Man hätte uns das aber doch vorher wissen lassen können," erwiderte Frau Adelaide trocken, „und uns nicht unnütz den weiten Weg schicken sollen!"

Simon sagte kein Wort, er dachte genau wie seine Frau.

Die Tante, welche ihre Schwägerin kannte, hielt die Gelegenheit nicht für günstig, ihren Sohn zu entschuldigen, sie umarmte ihre Nichte und entfernte sich rasch.

In dem Augenblick, wo Quentius nach Hause zurückkehren wollten, wurde ihrer Tochter ein Hut gebracht.

Zitternd nahm ihn Desirée an.

„Was soll das?" fragte Quentin streng.

„Sehr wenig," antwortete Blanchard, hervortretend, mit fester Stimme, „ich sah, daß Desirée keinen

Verlobten hatte und darum werde ich diese Stelle wieder wie im vorigen Jahre einnehmen."

„Gieb ihm seinen Hut zurück," befahl Simon seiner Tochter, „der Spaß hat schon zu lange gedauert."

Ohne auf Quentins Bemerkung zu achten, bot Casimir dem Mädchen seinen Arm und sie ließ sich in ihrer Angst von ihm fortziehen, ohne sich umzusehen.

„Ich verbiete Dir, mit ihm zu gehen," schrie Simon.

„Ich habe diese „Verlobung" vollzogen, und verbiete Dir, sie aufzulösen," mit diesen Worten trat eines der alten Weiber dem Zürnenden mit dem ganzen Ernst der Volkssitte entgegen und alle Anwesenden waren auf ihrer Seite.

Simon und seine Frau wagten nicht, zu widersprechen, sie kehrten ärgerlich nach Trach-le-Val zurück.

Desirée dachte nicht daran, die „Verlobung" wie im vorigen Jahre durch Tanz zu feiern. Casimir führte sie erst nach einem Wirthshause, in welchem nicht getanzt wurde, und dann gingen Beide, trotz der Kälte, den ganzen Nachmittag im Walde spazieren.

Blanchard war voll Zuversicht. Während der Nacht hatte er alle möglichen Fälle berechnet, und mit Sicherheit glaubte er, frohe Hoffnungen hegen zu dürfen.

Am Abend kehrten die „Verlobten,“ um sobald als möglich ihr Schicksal zu erfahren, zeitig nach Trach-le-Val zurück.

Je mehr sie sich dem Hause ihres Vaters näherte, desto ängstlicher wurde Desirée; Casimir aber fand seine volle Kraft erst in dieser immerhin peinlichen Lage.

Vor der Thür angekommen, klopfte Blanchard und sagte wie gewöhnlich: „Die Verlobten sind da.“

Desirée, für welche die Anstrengungen dieses Tages zu mächtig gewesen waren, schwankte und wurde in Casimirs Armen ohnmächtig.

„Oeffnet, öffnet!“ schrie dieser mit halb erstickter Stimme.

Adelaide und Simon traten vor, um ihm den Weg zu versperren, aber Blanchard, der Desirée trug, stürzte in's Haus. Als die Eltern ihre Tochter todtenbleich und mit geschlossenen Augen erblickten, vergaßen sie Alles, was vorgegangen war.

„Wach' auf, mein Kind!“ rief Simon.

Die Mutter lief hin und her, als ob sie den Verstand verloren hätte, und zu den Füßen des Mädchens flüsterte Casimir:

„Verleugne mich nicht, Desirée, verleugne mich nicht!“

Endlich öffnete sie die Augen. Als sie Casimir erblickte, färbte eine plötzliche Röthe ihr liebliches Gesicht.

„Da er eingetreten ist,“ sagte sie, „schickt ihn nicht fort, ich bitte Euch von Herzen!“

„Du liebst ihn!“ riefen Simon und seine Frau zugleich.

„Ja, ich liebe ihn und er liebt mich über Alles, das war es ja, was ich haben wollte.“

„Hast Du sie dazu angelernt?“ fragte Simon.

„Sie hat mir erst gestern Abend ihre Liebe gestanden,“ sagte Casimir; „aber als ich das wußte, schwur ich, daß sie meine Frau werden müsse.“

„Ihr werdet uns verheirathen, nicht wahr, mein Vater?“ fragte das junge Mädchen, „ich werde Euch dann nicht verlassen und sehr glücklich sein.“

„Es war unrecht von Dir, Dich aus Liebe für uns aufzuopfern,“ sagte Simon, welchen dieser letzte Satz, den er für den Hauptgrund hielt, gerührt hatte.

„Das Mädchen hat erreicht, was es gewollt hat,“ erwiderte Frau Adelaide, welche endlich anfing, die Gefühle ihrer Tochter zu verstehen.

Im Ahnensaal.

Adelbert, der Träger eines großen Namens und soliden Reichthums, der Abkömmling von hundert Rittern, stifts- und turnierfähig, unabhängig, jung und schön, steht im Begriff, seine uralte Freiherrnkrone einer Dame nicht adeligen Herkommens ohne Vermögen, aber von außerordentlicher Schönheit, vor dem Traualtar auf die blendende Stirn zu setzen, kurz eine — Mesalliançe zu schließen. Seine glühende Liebe zu dem edeln Mädchen hat in deren Gegenwart den Gedanken an den Standesunterschied nicht aufkommen lassen. Erst als der Freiherr in sein Stammschloß zurückkehrt, ergreift ihn dieser Gedanke und in unbehaglicher, zwiespältiger Stimmung betritt er den Rittersaal des Schlosses, in welchem die Bilder seiner Ahnen mit ihren Waffen und Wappen aufgestellt sind. Er geht langsam die Reihe entlang; wir folgen seinen halb-

laut gesprochenen Gedanken. — Der Vater und die Mutter des Freiherrn. Der Vater in preußischer Obristenuniform mit dem Orden pour le merite und dem eisernen Kreuz, die Mutter im weißen Kleide mit unendlich kurzer Taille und engen Aermeln, den Louisenorden am Busen. — „Sie sehen beide so mild aus, mein Vater, der kühne Reiter, erlegen auf dem Siegesfelde von La belle Alliance; die sanfte Mutter, die Pflegerin der todtwunden Krieger in den Lazarethen, die mich gesegnet auf dem Todtenbette, sie würde mich segnen auch heute und mein kühner, herrlicher Vater, ich bin gewiß, er würde die schöne, fromme Tochter eines wackern Preußen, der mit ihm für ein Vaterland kämpfte, auf einem Felde stritt, auf einem Ehrenbett starb, — er würde sie mit offnen Armen als seine Tochter empfangen. — Mein Großvater? hm! Ich habe ihn nicht gekannt, die Stirn mit den düstern Falten, der lauernde Zug um die Mundwinkel, die Adlernase und der Adlerblick im großen Auge! Man sagt, er sehe mir ähnlich; hätte er mein Herz, er spräche sicher von keiner Mißheirath. — Aber die Kreuze am Halse, der Stern auf dem gestickten Kleid — er war eine Excellenz, ein hochgebietender Minister. Und die Großmutter dazu mit den glatt nach oben

gestrichenen Haaren, mit der Freiherrenkrone darüber, diese glatten, eisig kalten Züge, die kokettirende, schmale Hand, diese hochmüthig aufwärts gezogne Lippe — das fatale Lächeln, das, wie mein Vater sagte, selbst der Tod nicht zu vernichten im Stande gewesen! — bei Gott, sie würde mit lächelndem Munde sagen: „Mon fils, das geht nicht, ich werde Sie verfluchen, mon cher baron!“ Und der alte, stolze Minister, er sieht aus, als würde er kein Wort verlieren, sondern die „Person“ ohne Aufheben über die Grenze bringen lassen. Das Bild daneben, der Urgroßvater mit den breiten, sinnlichen und doch stolzen Zügen, das joviale Gesicht unter der gewaltigen Perrüque, die langschößige Weste und die goldstarrende Uniform! des galanten, lebengenießenden Herrschers galanterer Oberstkammerherr! Ihm zur Seite die edeln, kummervollen Züge seiner freiherrlichen Gemahlin! O ich kenne die Leidensgeschichte, die diese Züge erzählen. Sie liebte in ihrer Jugend leidenschaftlich; den heitern, reichen Freiherrn, den allmächtigen Günstling des Herrschers, der von ihrer hohen Schönheit angezogen um sie warb, mußte sie heirathen auf des strengen Vater's Gebot; — der Mann ihrer Liebe gab sich den Tod. Arme Frau! Das war eine Mesallianҫe! Nicht zwei Monate war

ihr der galante Oberstkammerherr treu; es wäre auch ganz hors de saison gewesen. Mit trübem Lächeln ging sie durch die rauschenden Feste; man lachte ihrer ehelichen Treue; selbst der Herr Gemahl spöttelte über seine „Penelope“; lächelnd konnte sie reden hören von den Triumphen ihres Gemahls, sie sank mit gebrochenem Herzen, aber mit einem Lächeln auf den Lippen, ins Grab. Der Wittwer verheirathete sich nicht wieder und galt bis in spätestes Alter für einen galanten Cavalier. Was würde er zu meiner Liebe gesagt haben? O, er würde sich gefreut haben, ausnehmend, über den guten Geschmack seines petit-fils, äußerst piquant diese liaison mit einem schönen Mädchen aus der bourgeoisie findend — heirathen? solchem Ansinnen würde er entgegengelacht haben. Der sechzigjährige Oberstkammerherr fiel in einem Duell mit einem ebenso alten General. Sie schlugen sich wegen eines Kammermädchen's der Frau Herzogin Cornelia; alle Hofdamen trauerten um ihren Freund und klagten, daß solch edles Blut um eine Person aus der canaille geflossen sei; die Hofherren gaben das zu, fanden es aber erklärlich, denn die fille de chambre war die Schönheit par excellence.

Daneben ist das Bild eines derben Jägers —

ein grünes Jagdkleid, das Hifthorn an der Seite. Ich weiß es, dieser alte Freiherr war geliebt von seinen Unterthanen, er war ihnen ein gnädiger Herr, Keiner ging ungetröstet von ihm, oder von seiner edeln Gemahlin neben ihm. Ein schönes Paar die beiden; seine Züge sind derb, sein Auge klar, die ihren regelmäßig, ruhig, das Auge mild und klug. Hohe, stolze Figuren. Die Bilder sind in einen Rahmen verbunden, zu gleicher Zeit gemalt, denn das Paar starb in einem Jahre.

Hirschgeweihe darüber, Jagdgewehre darunter und ein Täflein — ich brauche nicht zu lesen, was darauf steht, ich hab's als kleiner Knabe auswendig gelernt:

„Im Leben vereint,
Im Tode geeint,
Den Bauern freund,
Den Bürgern feind!"

Das ist wenig Trost für mich — warum mußten die benachbarten Bürger der Reichsstadt so viel wilddieben und Holz stehlen? Einen unauslöschlichen Groll auf alles, was Bürger hieß, hatte der gute Freiherr, weil ihm die Bürger sein Wild stahlen; aber nicht deßhalb allein, denn es kam ihm auf ein Paar Stück

im Grunde gar nicht an, aber die ungeschickten Schützen verwundeten seine Hirsche, fingen sie nicht ab und die angeschossenen verendeten im Walde. Das war dem eifrigen Waidmann eine entsetzliche That, das empörte ihn, und so gnädig und freundlich er mit den Bauern umging, so stolz und feindselig war er gegen die Bürger. Seine beiden jüngern Söhne wurden seine Lieblinge, besonders deswegen, weil sie diesen Groll theilten.

Da kommt ein leeres Feld; — kein Bild und doch ein Bild. Ein breites Schwert und ein kaiserlicher Commandostab kreuzen sich an der Wand, darüber ein Federhut, die goldenen Sporen darunter. Man hatte kein Bild vom Feldmarschall; — er war gefallen bei Nördlingen und war auf dem Schlachtfeld begraben; — ein treuer Reiter brachte diese Reliquien seiner Wittwe. Da hängt ihr Bild, in schwarzer Nonnentracht mit weißem Wimpel; — Entsagung, nichts als Entsagung, höchstens ein klein wenig Ketzerhaß, weil die Ketzer ihren Gemahl erschlugen, kann man in dem kühlen Blick und den strengen, fast harten Zügen lesen. —

Und ein Sohn aus ihrem reichsfreien, rechtgläubigen Hause will eine Nichtadelige und obendrein eine Ketzerin heirathen? Wie drohend erhebt die lange, magere Hand

den gold'nen Rosenkranz, den der heilige Vater vielleicht selbst geweiht.

Hinweg!

Da ist der Vater des Feldmarschall's ein herrliches Greisenantlitz, die Leidenschaften haben ausgestürmt in diesem Gesicht; es trägt den Stempel der Erhebung über das Irdische. Der Greis erwartet sichtlich nichts mehr für sich als einen sanften Tod; zwischen dem seinen und dem Bilde seiner ihm vorangegangenen Gemahlin hängen drei liebliche Mädchenköpfe; volle, runde Gesichtchen, helle Augen; sie sehen mich schalkhaft lächelnd an; auch ihre Mutter, hat einen glücklichen, zufriedenen Ausdruck im Antlitz; Sie sieht aus, wie eine Mutter, deren Herz und Auge sich am Spiel eines kräftigen Knaben labt. — Das Mutterauge hat dann einen andern Blick, als wenn es auf die Töchter schaut; — ihr Sohn der nachherige Feldmarschall, mag ein derber Sprosse gewesen sein; schade, daß gerade sein Bild fehlt. Das ist keine Mesalliance gewesen — ob die freundliche Mutter ebenbürtig war? Ach gewiß, da steht es auch: „geborne Reichsgräfin zur Eschen, Semperfreie auf — ach, wie Schade! —

Der Vater des Greises daneben, das wilde, böse Gesicht — ich hab's schon als Kind nie leiden mögen;

er war ein Haupt des Schwabenbundes und trug doch Lehne von den Herzögen zu Württemberg; seine Gemahlin war eine italische Fürstin mit ellenlangen Titeln und spannlangen Mitteln. Ein düsteres, sprühendes Auge; sie soll an den Mißhandlungen gestorben sein, die ihr der Gemahl zufügte. Arme Frau, so weit vom Heimathlande, ohne allen Trost, ohne allen Beistand den Mißhandlungen eines rohen Mannes ausgesetzt! Auch eine Mesalliance. —

Das sind die vier getreuen Brüder, mit ihren schönen Gemahlinnen, vier Schwestern.

Eine rührende, liebliche Episode in der Geschichte unseres Hauses.

Die vier Brüder hatten sich Treue gelobt bis an's Ende und haben den Schwur treulich gehalten in guter und schlimmer Zeit. Sie haben ihren Besitz nie getheilt, haben an einem Tag vier schöne Schwestern geheirathet, nur umgekehrt, daß der älteste Bruder die jüngste Schwester, der jüngste Bruder die älteste Schwester an den Altar führte, sie zogen stets zu vier in gleichen Waffen und Farben zu Turnier und Krieg. Kriegstrophäen und Turnierdenkpreise sind reichlich von ihnen noch vorhanden, Alles ist zu vier. Auf gleichem Kampfesgefilde fanden endlich alle vier den

„männerehrenden“ Schlachtentod, ihre vier Särge stehen vereint in der Ahnengruft und vier Wittwen weinten darüber. Alle hatten Kinder, doch nur der älteste Bruder einen Sohn. Keine Mesalliance, die Schwestern waren von gutem Adel.

Wieder zwei Brüder, doch nur der Eine hat ein lieblich Weib an seiner Seite, Fahnen umgeben das holde Paar, in heißer Feldschlacht erobert. Wie süß mag diese feine Haud, wie hold mögen diese vollen Lippen den kühnen Freiherrn belohnt haben, wenn er heimkehrte aus der Schlacht und niedersaß neben dem lieblichen Gemahl in dieser hohen Halle? wie mag ihm gemundet haben, dem mächtigen Streiter, der Willkommentrunk, kredenzt von solchen Lippen?

Und der Bruder daneben, der kriegerische Mönch, mit dem weißen Mantel und dem rothen Kreuz der Tempelherren darauf, wie hat er es ansehen können, ohne daß ihm Herz und Augen übergingen? Ward dem armen Streiter des heiligen Tempels auf Zion sein Lieb untreu? starb sie ihm? oder hat er nie geliebt? auf was stützt er seine Hand? auf eine goldne Harfe — ein Sänger war's, ein Sänger aus der Zeit, der schönen Zeit, wo die Dichtkunst eine fürst=

liche, wo es die hohe Kunst war. Dein Lied war dein Trost, armer Templer! —

Der junge Freiherr ward in seinen Betrachtungen im Ahnensaal durch den Eintritt seines alten Oheims mütterlicher Seits gestört, den er zu sich bitten lassen.

Der edle Graf, in Staatsdiensten mit hohem Ruhm ergraut, ging seinem Neffen mit freundlicher Miene und ausgebreiteten Armen entgegen und drückte ihn innig an seine besternte Brust.

Er war schon von des Freiherrn Wünschen unterrichtet.

„Mein liebes Kind,“ sprach der alte Mann, „glauben Sie, daß auch unter diesen Sternen und Bändern ein menschlich Herz schlägt; ich weiß, die junge Zeit hat uns alte Edelleute in Verdacht, daß wir, eingerostet in unseres Standes Vorurtheilen, nicht mehr mit ihr fühlten, daß wir noch in einem andern Jahrhundert lebten und sie nicht mehr verstünden. Wir verstehen sie aber recht gut; auch wir hatten unsere junge Zeit und sie war an neuen Ideen noch reicher, als die jetzige. Zu unserer jungen Zeit sprach man von gänzlicher Abschaffung des Erbadels und realisirte die Idee sogar in einem Lande. Aber siehe da, der Adel ist doch noch da und — glauben Sie mir —

nur eine Vernichtung aller socialen Verhältnisse vermag den Erbadel zu vernichten. Nun, um gleich auf Ihre Angelegenheit zu kommen, so halte ich es allerdings im Allgemeinen für besser, wenn ein alter Freiherr ein adelig Gemahl heimführe, weil im andern Falle die Basen und die Muhmen, kurz die hochadelige Sippe weiblicherseits, sich dann gewöhnlich unadelig genug beträgt; aber ich meine denn doch, es zieme einem alten Freiherrn mehr, ein Weib zu heirathen, das er liebt, als daß er unglücklich wird aus Furcht vor Weiberworten. Bei Ihnen, mein Kind, finde ich nicht das geringste Bedenken, weil sie keine weiblichen Agnaten haben. Besser ist's, nicht unter und nicht über seinen Stand zu heirathen, für beides aber müssen Ausnahmen statuirt werden und zahlreiche glückliche Ehen haben auch in solchen Fällen stattgefunden. Wenn Ihr freiherrlich Blut sich nicht empört hat schon bei dem Gedanken, ein Fräulein nichtadeligen Herkommens zu lieben, so kann es sich auch nicht empören bei dem Gedanken, die wahrhaft Geliebte zu heirathen. Wo haben Sie Ihren Adel her, mein Kind? Sie haben ihn geerbt und so alle ihre Vorfahren hinauf bis zum Urahnen, wo hat ihn der her? Er hat ihn verdient — so, sehen Sie, kann nur adelig sein derjenige, der

den Adel verdient hat, oder derjenige, der des Erbadels sich würdig zeigt durch sein Leben; denn der, der sich unwürdig zeigt, wird des Adels entsetzt. Ein Weib aber kann den Adel nicht verdienen, sondern es erhält ihn mit der Verheirathung, demnach sind sämmtliche unverheirathete Frauenzimmer, ganz von ihren Aeltern abgesehen, entweder adelig oder nichtadelig. Sagen Sie, alle Frauenzimmer sind von einem und demselben hohen Adel und verheirathen Sie sich ruhig mit der liebenswürdigen, jungen Dame, deren Herz Sie gewonnen haben; ich, ein Graf, früher einmal des heiligen römischen Reichs, Gott hab' es selig! Unmittelbarer, werde als Ihr einziger Verwandter mit Freuden assistiren bei der Trauung und versehe mich eines herzlichen Empfangs von Seiten der jungen Freifrau."

Die Hochzeit fand statt. Der Minister war zugegen. Die Ehe war eine durchaus glückliche. —

Drei Tage aus dem Leben

König Friedrich Wilhelms IV.

I.

Anno dreizehn war es, in des großen Befreiungs-Jahres sonnigem Frühling, als die Preußischen Hoffnungen um die Wette blüheten mit den Rosen am Hag, als die Lieder der Vaterlandssänger um die Wette klangen mit den Klingen der Vaterlandsstreiter und der Hauch des Heldenthums so mächtig durch die Welt wehete, daß er in Aller Herzen ein heilig Feuer entflammte, und auch in schwache Seelen die heiße Lust kam, den süßen Tod zu sterben, den Tod für König und Vaterland.

Bei Großgörschen, am rothen Maientag, hatte sich der alte Preußische Ehren- und Siegesdegen, von Fehrbellin und Roßbach, welchen Meister Scharnhorst und seine Gesellen wieder festgehämmert und neu gefeilt in den stillen Jahren der Zurückhaltung, zum

ersten Male wieder gekreuzt mit dem Riesenschwert des französischen Revolutionskaisers — hei! wie klirrten die mächtigen Gewaffen da gegen einander, daß die Funken stoben und das Blut in breiten Bächen floß!

Der Sieg ward da noch nicht gewonnen, wohl aber ein trefflich Faustpfand genommen, die sichere Hoffnung baldigen Sieg's.

Und als die Schwerter wiederum zusammenklirrten bei Wurschen an der Halde, da gabs noch einen schärfern Klang, noch tiefere Scharten hieb der Preußendegen in das fränkische Kaiserschwert und näher schon schauten die Preußen dem Siege in's leuchtende Antlitz.

Am Ehrentage von Wurschen war es, am spätern Nachmittage schon, als man eine Anzahl von Preußischen und Russischen Offizieren auf einem Hügel zusammen reiten sah, von dessen Gipfel aus sie den Marsch der Regimenter, die zurückgenommen wurden, sowie das Andringen der Feinde, beobachten wollten.

Nur Einige dieser Offiziere blieben zu Pferd, die Meisten saßen ab, blickten durch ihre Perspective, schauten auf Karten und mehrere breiteten sogar größere Landkarten auf dem Erdboden aus, über welche sie sich suchend niederlegten. Bei dieser Beschäftigung schienen sie sich mehr durch die fallenden Regentropfen,

als durch einzelne feindliche Kugeln, welche über sie hinpfiffen, behindert zu fühlen.

Aber nicht alle Offiziere waren so ernsthaft mit den Landkarten beschäftigt, Mehrere standen in einem Trupp zusammen in eifriger Unterhaltung begriffen. Den Mittelpunkt dieses Trupps bildete ein schlanker junger Herr, einfach in den Kriegsrock des Königs von Preußen gekleidet, die kleine Feldmütze auf dem hochgetragenen Haupte, einen Säbel in seiner Scheide umgeschnallt. Es war ein dem Generalstabe zugetheilter Infanterie-Capitain, ein junges Blut mit hoher stolzer Stirn, herrlich leuchtenden, dunkelblauen Augen, und einem anmuthig kecken Lächeln um den feingeformten Mund. Es mußte mit diesem jungen Infanterie-Capitain, der mit lauter, heller Stimme sprach, eine ganz eigene Bewandtniß haben, denn selbst höhere Offiziere lauschten mit sichtbarer Achtung seinen Worten.

Der junge Capitain wendete sich jetzt an einen andern Offizier, dieser trat mit ihm einen Schritt beiseite und reichte ihm ein ziemlich großes Stück grobes Commisbrod. Augenblicklich biß er hinein mit seinen weißen Zähnen, man sah's an der Hast, mit welcher er das that, man sah's ihm an den Augen

an, daß er großen Hunger haben mußte, daß ihm das Stück Brod hochwillkommen war. Während er also aß, fielen seine leuchtenden Augen plötzlich auf die ihm zunächst stehenden Offiziere, und er sah deren Blicke, wenn auch nicht neidisch, so doch verlangend auf die Brodportion gerichtet, die er in seiner Hand hielt. Erklärlich genug, denn die Herren waren den ganzen Tag zu Pferde gewesen und hatten keinen Bissen über die Lippen gebracht.

Der Capitain hielt inne, sein Gesicht wurde ernst, doch nur für einen Augenblick, dann flog ein zufriedenes innig frohes Lächeln über seine edeln Züge und mit heller Stimme fragte er: „Wer hat ein Messer, meine Herren? Wer will mir ein Messer leihen?“

Mehrere Offiziere fuhren rasch in die Taschen, der Capitain nahm das erste Messer, welches ihm diensteifrig gereicht wurde, dann zerschnitt er mit fast schalkhaftem Lächeln seine Brodportion; aufmerksam, mit heißverlangenden Blicken sahen ihm die Offiziere zu.

In sieben Theile war das Brod zerlegt, mit anmuthiger Freundlichkeit vertheilte der junge Mann die Stücke an sieben Offiziere, welche überrascht anfänglich danken wollten, dann aber, durch kurze Worte des

Gebers ermuthigt, doch gar zu gern zufaßten und hungrig ihr Theil verzehrten. Für sich hatte der Capitain nichts übrig behalten, aber mit leuchtendem Antlitz gab er das Messer dem Eigenthümer zurück und schnitt alle Dankesworte dadurch ab, daß er sofort ein Gespräch über militairische Dinge begann.

Diese kleine Scene war nicht unbemerkt geblieben, denn dicht hinter den Offizieren hielt in einer mäßigen Bodensenkung ein reisiger Trupp, welcher die Pferde der Abgesessenen am Zügel führte; es waren das Reiter von verschiedenen Regimentern, welche als Ordonnanzen commandirt sein mochten.

„Hat Euch der Teufel geritten," brummte ein verzwickt aussehender Husar, in seiner Säbeltasche wühlend, „daß ich Alles aufgefressen habe, keine Krume mehr drin, verdammt! hätte ich noch ein Stück Brod und müßte ich selber drüber vor Hunger krepiren, dem Capitain gäbe ich's, obgleich er von der Infanterie ist. Doch da ist noch ein Schluck in der Flasche."

Der Husar hielt eine kleine grüne Flasche an's Licht, es war noch ein geringer Rest darin. „Du," fuhr er zu einem Kürassier vom Brandenburgischen Regiment, der neben ihm stand und einen hochbeinigen braunen Engländer zusammt seinem eignen Roß im

Zügel hielt, gewendet fort: „Du, ob ich hingehe und dem kleinen Capitain, der all sein Brod vertheilt, meinen letzten Schluck anbieten thue?"

„Du weißt wohl nicht, wer der kleine Capitain ist, Kamerad?" fragte mit tiefer Stimme der Küraſ-ſier, der scheußlich aussah, weil er an der linken Wange blessirt und mit frischem und geronnenem Blut bedeckt war.

„Was geht das mich an?" brummte der Husar in seinen dichten Schnauzbart, „ist ein kreuzbraver Kerl, hat selbst wüthenden Hunger im Leibe und vertheilt doch all sein Brod an die hungernden Kameraden; ich sage Dir, Schildkröte, das thut nicht Jeder!"

„Weiß das," entgegnete der Kürassier, „übrigens heiße ich nicht Schildkröte, sondern Löwe, Löwe, verstehst Du mich, Kamerad?"

„Sieh mal an, Löwe heißt Du?" knurrte der Husar mit einer Art von grimmiger Vergnüglichkeit, „das paßt, der Teufel soll mich reiten, wenn Du nicht auch ungefähr aussiehst wie ein Löwe mit Deiner langen Mähne, Deinen glub'schen Augen und Deinem großen Maule, sieh mal an! Uebrigens brauchst Du die Schildkröte nicht übel zu nehmen, denn so hießen

bei uns die Kürassiere schon, als wir Anno 93 am Rheine gegen die Franzosen lagen, und wenn Ihr jetzt auch keine Schalen wie Schildkröten mehr habt, ich meine keine Kürasse, so bleibt Ihr doch Schildkröten in alle Ewigkeit; das ist nun einmal so und Du wirst's nicht ändern, Löwe!"*)

Der Husar sagte das auf eine solche Art, daß es der Kürassier unmöglich übel nehmen konnte; er schwieg auch stille, denn er war überhaupt nicht von vielen Worten.

„Nun, soll der Capitain den Schnaps haben?" fragte der Husar wieder, der sein Ziel hartnäckig verfolgte.

„Der Capitain da," antwortete der Kürassier von Brandenburg mit Gewicht, „sind Seine Königliche Hoheit der Kronprinz!"

„Wie? was? soll mich der Teufel reiten!" murrte der Husar, „sieh mal an! wer hätte das gedacht? wirklich, Seine Königliche Hoheit der Kronprinz, unser eigener Kronprinz von Preußen!"

Der Husar war etwas in Verwirrung, aber als

---

*) Die preußischen Kürassiere zogen 1813 ohne Kürasse in's Feld.

ein rechter Husar fand er sich gleich wieder und sagte grimmig: „Nun thu' ich's erst recht, der Teufel soll mich holen!"

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, gab er dem Kürassier auch noch den Zügel seines Pferdes und trat ein paar Schritte vor; er nahm die Distance so gut, daß er gerade vor dem Kronprinzen stand, als dieser im Auf- und Niedergehen etwas von den andern Offizieren entfernt war.

„Was willst Du?" fragte der Kronprinz stehen bleibend, als der Husar salutirte.

„Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit," erwiderte er ruhig, indem er den Stöpsel von der Flasche zog, „wenn man keinen Bissen Brod im Leibe hat, dann hilft ein guter Schluck über den Hunger, es ist noch Einer drin, Königliche Hoheit!"

Der Kronprinz lachte hell auf, aber mit jener ächten Kameradschaftlichkeit, die nur den Fürsten aus dem Königlichen Hause Hohenzollern eigen, nahm er sofort die Flasche des Husaren, setzte sie an seine Lippen, trank den Schluck Branntwein und der grimmige Reiter sah ihm mit Entzücken zu.

„Dank Dir, Kamerad," sprach der Kronprinz einfach, „Dank Dir, hat mir gut gethan, Dein Schluck!"

Damit drehte er sich um und ging wieder zu den Offizieren, als wenn nichts geschehen wäre. Das aber ist die rechte Kameradschaftlichkeit; glückselig schmunzelnd, sein ganzes verwettertes Gesicht war eine breite Lache, kehrte der Husar zurück und nahm sein Pferd wieder; und all' die bärtigen und blutigen Gesichter der Reiter leuchteten und zuckten vor Vergnügen.

Ein General aber, der den kleinen Vorfall auch mit angesehen, der sprach: „Man weiß bei unserm Kronprinzen nie, wo der gute Kamerad aufhört und der Prinz anfängt!"

Gleich nachdem der Husar sein Pferd wieder genommen, begannen die Kugeln dichter zu kommen, man sah in nicht allzu großer Entfernung bebänderte Tschacko's auftauchen, das waren die Marine-Gardisten, eine Elite-Truppe der französischen Armee. Der Generalstab kam in Bewegung, die Offiziere packten ihre Landkarten zusammen und riefen nach ihren Pferden.

Löwe, vom Brandenburgischen Kürassierregiment, führte Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen den hochbeinigen braunen Engländer vor. In dem Augenblick, da der Kronprinz den Zügel nehmen wollte, pfiff eine Kugel dicht über ihn hin und schlug klatschend

an den Helmkamm des Kürassiers; der braune Engländer bäumte und machte einen grimmigen Satz, der Kürassier aber, der wie aus Eisen gegossen fest auf seinem Rosse saß, zuckte mit keiner Wimper, und hielt das Pferd des Kronprinzen fest im Zügel, als wäre die Musketenkugel nur eine Erbse.

„Du bist ein braver Kerl," rief der Kronprinz, der das wohl bemerkte, indem er sich in den Sattel schwang, „wie heißt Du, mein Sohn?"

„Löwe, zu Eurer Königlichen Hoheit Befehl!" antwortete der bärtige Reiter.

„Hurrah für den Kürassier Löwe! Hurrah!" schrie der Kronprinz mit heller Stimme durch das Pfeifen der Kugeln, indem er seinem Pferde die Sporen gab und davon sprengte.

„Hurrah! Hurrah! der Kronprinz!" schallte es jauchzend hinter ihm her.

Die Stabswachen und Ordonnanzen, die Escadrons, welche noch zurück waren, schlossen sich dem Generalstabe an und langsam im Schritt dahin reitend, unbekümmert um noch sausende französische Kugeln, zogen die Preußischen Reiter dahin des Wegs.

So ging's eine Weile schweigend, als sich aber in

der linken Flanke ein Trupp Jäger anschloß, der mit heller Stimme sang:

„Mit Hörnerschall und Lustgesang,
Als ging es froh zur Jagd:
So zieh'n die Jäger wohlgemuth,
Wenn's noth dem Vaterlande thut,
Hinaus in's Feld der Schlacht,"

da regte sich auch bei den Reitern die Sangeslust und alsbald begann jenes ganz unbegreifliche aber lustige Gemisch von Liedern, welches alten Soldaten so unvergeßlich ist, denn während die Husaren aus voller Kehle sangen:

„Husaren, Husaren sind gar wackere Truppen
Und Jedermann ist ihnen hold,
Von Außen wie die Puppen
Und Innen treu wie Gold ꝛc. ꝛc."

setzten die Küraſſiere hart und fest mit der Bässe Grundgewalt ein:

„Wo Küraſſiere nicht mehr stehn,
Da steht kein Andrer weiter,
Wir sind zu schwer linksum zu drehn,
Drum niemals wir auch rückwärts gehn
Und heißen schwere Reiter!"

Es war eigentlich sehr hübsch, das die Küraſſiere das ganz unbefangen sangen, während sie doch wirklich rückwärts gingen, aber Niemand dachte daran!

Ganz mit der gleichen Inbrunst sangen übrigens auch die Dragoner:

„Hoch lebe der Dragonerstand
Heut und nach tausend Jahren,
Denn weit und breit im ganzen Land
Rühmt man die tapfern Schaaren;
Die Ehre ruft, sie sind dabei,
Der Pflicht und ihrem König treu
Die preußischen Dragoner!“

So lustig zogen sie dahin, der letzte Trupp aber bestand aus Ulanen, schwarzweiße Fähnlein flatterten von den Lanzen, die Ulanen sangen aus heiserer Kehle:

„Ein Jeder, der die Lanze führt,
Und gut zu Pferde sitzt, ja, ja!
Und gut zu Pferde sitzt!“

Aller Gesang aber verstummte nach und nach, die Kugeln des Feindes pfiffen immer dichter, die Gangart der Rosse wurde immer rascher und immer tiefer senkte sich die Regennacht auf die Gefilde. Der Gesang der Preußischen Reiter ist längst verhallt in weiter Ferne schon, da horch! Trommelschlag und Trompetengeschmetter, französischer Feldruf, die Verfolgung bricht ab, die Colonnen sammeln sich und stehen in tiefen Gliedern, da wirbelt's heran, da brauset es hinauf, da hält es auf dem Hügel, eine

gespenstische Gestalt, hoch zu Roß, im Abenddämmer, die Tambours schlagen an und durch die Nacht donnert's: „Vive l'Empereur!" —

II.

Lange nach jenen unvergeßlichen Tagen reiner Vaterlandsbegeisterung und heller Siegesgewißheit von 1813, wohl zwanzig Jahre nachher, da begab es sich, daß Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen an einem heißen Sommervormittage, ein Buch in der Hand, einsam in den Umgebungen des damals noch ganz altfritzischen Schlosses Sanssouci herumspazirte.

Der Kronprinz von Preußen war damals schon lange nicht mehr der schlanke Jüngling, der sich Anno dreizehn so heldenfrisch in den Sattel geschwungen hatte und jauchzend vor Thatendrang in das feindliche Feuer hinein geritten war, so tief hinein, daß Blüchers Stabsoffiziere bei Großgörschen Noth genug gehabt hatten, ihn wieder herauszubringen; Herr Friedrich

Wilhelm war ein hochgebildeter, ungewöhnlich unterrichteter Mann geworden, ein Mann voll Geist und Leben, dessen witzige Einfälle und scharfe Bemerkungen durch das ganze Preußenland gingen und bewundernd wiederholt wurden im Schloß wie in der Hütte.

Auch vor Jahren schon hatte der Kronprinz die geliebte bayrische Elisabeth heimgeführt als sein fürstliches Gemahl und mit ihr jene Ehe begonnen, die eine Musterehe auf dem Throne nachmals werden sollte, dem Königlichen Paare selbst zum Heil, Vielen zum Segen und Allen ein Vorbild.

An jenem sonnigen Vormittag nun trug der Kronprinz eine schlichte Soldatenmütze wie einst bei Wurschen, einen Ueberrock ohne Rangabzeichen, einen derben Stock in der einen Hand, und wie schon bemerkt, ein Buch in der andern. Rückert's Gedichte mögen es gewesen sein, die hatte ihm der Dichter in jenen Tagen zugesendet nnd der hohe Herr liebte es gerade auf seinen einsamen Spaziergängen ein schönes Gedicht zu lesen und darüber nachzusinnen in seinem grünem Sanssouci.

So ging er denn nachdenklich den Weg am Gitter hin, bis er plötzlich aufblickend vor einem hübschen flachsköpfigen Jungen von etwa zwölf Jahren stand,

dessen glattes Gesicht zum Weinen verzogen war. Der Junge hielt in der einen Hand einen Brief, mit der andern aber einen Esel, welcher vor einen Karren gespannt war; ängstlich hin und her blickend begann der Junge wirklich zu weinen.

„Was fehlt Dir denn, mein Junge?" fragte der Kronprinz mit der ihm eigenen herzgewinnenden Freundlichkeit, indem er näher trat.

„Ich soll den Brief da an die alte Grunzigen abgeben, die Küchenfrau oben im Schloß!" entgegnete der Junge, seine Thränen tapfer niederschluckend und seine großen runden Augen auf den milden Herrn richtend.

„Nun so trage doch Deinen Brief hinauf an die alte Grunzigen," mahnte der Kronprinz belustigt, „du wirst sie schon finden, denn die alte Grunzigen kennt Jeder, die Küchenfrau ist ja die Hauptperson im Schloß!"

„Das kann ein Jeder sagen," versetzte der Knabe trotzig, „unterdessen aber läuft mir der Hans, mein Esel, davon."

So binde ihn doch, während Du oben bist, hier an das Gitter!" rieth der Kronprinz ernsthaft.

„So klug bin ich alleine," erwiderte der Knabe

nicht eben artig, „aber wenn ich den Hans anbinde, dann scheuert das L.... so lange mit dem Kopf an den Stacketen, bis er den Halfter durchgescheuert hat, dann aber bekomme ich Prügel, und wenn ich den Brief nicht an die alte Grunzigen abgebe, dann bekomme ich auch Prügel, ich kann's also machen wie ich will, ich bekomme immer Prügel!“

Der Junge fing wieder an zu weinen.

„Heule nicht, Junge,“ tröstete der Kronprinz und sprach, sich überall umsehend, „wenn doch Einer käme, dem ich sagen könnte, daß er Dir den Esel so lange hielte!“

„Es kommt aber Keiner, das ist's ja eben!“ meinte der Knabe, sah aber dabei dem freundlichen Herrn seltsam bittend in's Gesicht.

Die Jugend hat einen unglaublichen Scharfsinn in gewissen Dingen, sie fühlt es mit fast untrüglicher Sicherheit heraus, ob sie mit Erfolg eine Bitte wagen kann oder nicht.

Eine kleine Weile blickte der Kronprinz milde lächelnd zu dem Jungen nieder, der Junge bittend zu dem hohen Herrn auf, dann faßte der Letztere sich ein Herz und sprach hastig in überredendem Ton:

„Ach, lieber Herr, wenn Sie doch so gut wären

bitte, bitte, halten Sie mir den Esel ein Augenblickchen und ich laufe in's Schloß, gebe der alten Grunzigen ihren Brief und bin gleich wieder hier!"

Den flehenden Blicken des Knaben vermochte die Gutmüthigkeit des Kronprinzen nicht länger Widerstand zu leisten, „gieb her den Halfter," rief er lachend, „und nun lauf, aber sei geschwind, daß Du bald wieder hier bist!"

„Ich bin gleich wieder da!" entgegnete der Knabe, dessen Gesicht ganz Sonnenschein war, und rannte davon, so rasch ihn seine Füße tragen mochten.

Lächelnd schaute ihm der Kronprinz nach, aber das Lächeln verging ihm bald, denn die Sonne brannte heiß und der Knabe kam nicht wieder. Vergebens sah sich der hohe Herr nach Einem um, der ihm den Esel abnähme, es ließ sich aber Niemand blicken. Minute nach Minute verging, dem Kronprinzen wurde die Zeit gewaltig lang und sein Hüteramt erbärmlich unbequem, denn der Hans, den die Fliegen plagten, wurde immer unruhiger, und machte ein paar Mal Miene, Reißaus zu nehmen und den Heimweg allein anzutreten. Die Ungeduld des Kronprinzen wuchs, der Schweiß troff ihm von der Stirne, gern hätte er sich einen schattigen Halteplatz gesucht, aber weit hin, auf

und ab am Gitter, brannte die Sonne auf den Weg und weiter durfte er sich nicht entfernen, er konnte den Eigenthümer des Esels dann ja verfehlen und das Kind in tödtliche Angst versetzen!

Wie so Mancher würde an des Kronprinzen Stelle den Esel der immer ungebärdiger wurde, an das Gitter gebunden haben und seiner Wege gegangen sein! Das aber wäre gegen Friedrich Wilhelms Art gewesen, er hatte ein Mal versprochen, den Esel zu halten und er hielt ihn. Sicherlich trat trotz aller Sonnengluth und trotz des Aergers und der Ungeduld der Gedanke, den Esel zu verlassen, und so sein Wort nicht zu halten, gar nicht in die Seele des Kronprinzen.

Endlich, länger als eine halbe Stunde hatte es gedauert, kam der Junge zur größten Freude des treuen Hüters in langen Sätzen herangesprungen und erzählte freudig bewegt, daß er die alte Grunzigen erst gar nicht hätte finden können, als er sie aber gefunden und sie den Brief gelesen, da habe ihm die alte Grunzigen zwei Groschen geschenkt, „und weil Sie mir meinen Hans so schön gehalten, lieber Herr," schloß der Knabe, „sollen Sie einen Groschen davon haben, da sie suchen Sie sich einen aus!"

Das glückliche Kind präsentirte auf seiner kleinen

nicht ganz reinlichen Hand dem Kronprinzen die beiden Groschen zur Auswahl. Des Knaben Augen glänzten vor Seligkeit.

Lachend wies der Kronprinz, der die Noth seines beschwerlichen Hüteramtes schon längst wieder vergessen hatte, das großmüthige Geschenk zurück und freute sich an der herzlichen Dankbarkeit des Knaben, der aber ließ sich nicht zurückweisen, er bat so innig, so dringend, er möge ihm doch die Liebe erweisen und sich einen Groschen aussuchen, daß der älteste Sohn und Erbe des Königs von Preußen endlich nicht länger widerstehen konnte, sich einen der beiden Groschen nahm und ihn zum höchsten Entzücken des Knaben in die Westentasche steckte.

Während dem hatte der Kronprinz das Gesicht des Knaben aufmerksamer betrachtet, es kam ihm da was bekannt vor, die Augen erinerten ihn zumeist, und plötzlich fragte er rasch: „Wie heißt Du, mein Junge?"

„Friedrich Wilhelm Löwe!" antwortete der kleine Kerl, sich mit einer Art von militairischem Anstand aufstellend.

Jetzt wußte der Kronprinz augenblicklich, wo er diese großen runden Augen schon gesehen und freund-

lich fragte er weiter: „Dein Vater ist Soldat gewesen?"

„Na gewiß," lachte der Junge, „mein Vater ist im Kriege gewesen, stand bei den Brandenburgischen Kürassieren!"

„Gut, mein junger Löwe," sprach der Kronprinz lächelnd, „grüß Deinen Vater von mir und sage ihm, ich hätte Dir heute Deinen Esel ebenso tapfer gehalten, wie er mir mein Pferd bei Wurschen gehalten hätte! hörst Du? Adieu!"

Der Kronprinz schritt rasch von dannen, der Junge aber stand, steckte nachdenklich den Finger in den Mund und sah dem freundlichen Herrn nach, so lange er ihn sehen konnte, dann erst fuhr er mit seinem Hans davon; es mochte dem Knaben jetzt allerlei bedenklich vorkommen und er hätte für sein Leben gern gewußt, wer der Herr gewesen, der ihm seinen Esel so ehrlich gehalten. —

Der Kronprinz aber kam im höchsten Grade erhitzt, indessen doch mit heiterster Miene zu der Laube, wo ihn, der getroffenen Abrede gemäß, die Frau Kronprinzessin, seine Gemahlin, erwartete.

„Du hast mich heute recht lange warten lassen, lieber Fritz," bemerkte die Kronprinzeß verwundert,

denn sie war an ihrem Gemahl die größeste Pünktlichkeit bei solchen Verabredungen gewohnt.

„Ja, siehst Du," versetzte der Kronprinz in heiterster Laune, „erst arbeiten und dann spazieren gehen; ich habe mir erst etwas verdienen müssen!"

„Verdienen? was denn?" fragte die Frau Kronprinzessin, ihren Gemahl lächelnd anblickend, denn sie ahnete schon einen heitern Scherz. Der Kronprinz aber nahm seinen Groschen aus der Westentasche, legte ihn auf die flache Hand und zeigte ihn seiner Gemahlin, indem er stolz sagte: „Diesen Groschen habe ich mir verdient!"

„Wodurch denn?" fragte Elisabeth.

„Ich habe einen Esel gehalten!" versetzte Herr Friedrich Wilhelm launig.

Er erzählte nun die ganze Avanture in seiner witzigen Weise und belustigte seine Gemahlin damit, den Groschen aber mußte er ihr schenken und sicher bewahrt die Königin Elisabeth noch heute bei andern theuern Andenken den Groschen, den sich einst der Kronprinz von Preußen dadurch verdiente, daß er einem armen Knaben sein Versprechen und einen Esel hielt.

Die kleine Begebenheit hatte das Kronprinzliche

Paar so sehr belustigt, daß die Kronprinzeß in den nächsten Tagen öfter, wenn der Kronprinz pünktlich erschien, neckend fragte: „Heute gab es wohl keine Esel zu halten?“

„Nein,“ erwiderte der Kronprinz lachend, „heute habe ich nichts verdienen können, obgleich ich zeitig am Platze war; es scheint nicht, daß die alte Grunzigen eine starke Correspondenz führt, ist auch ein Glück für die alte Grunzigen, denn die ruinirt sich, wenn sie für jeden Brief zwei Groschen Trinkgeld giebt!“

Einige Tage später meldete ein Offizier dem Kronprinzen, es sei ein stattlicher Mann draußen, der um eine Audienz bitte, ein ehemaliger Kürassier vom Brandenburgischen Regiment mit Denkmünze und Schnalle, Namens Löwe, der große Aengstlichkeit verrathe.

„Ach! mein alter Freund von Wurschen!“ rief der Kronprinz und ging lebhaft hinaus.

Es war wirklich der alte Löwe, der in höchster Angst gekommen war, um seinen Sohn, seinen Jüngsten, bei Seiner Königlichen Hoheit zu entschuldigen wegen „despectirlichen“ Benehmens; er bat für ihn um Verzeihung, weil er doch nur ein dummer Junge wäre. Der Kronprinz aber lobte den Jungen wegen seiner Treuherzigkeit, unterhielt sich mit dem alten

Löwe über die Schlacht bei Wurschen und dessen spätere Schicksale und freute sich, daß es dem braven Soldaten, der eine wohlhabende Wittwe geheirathet hatte, so gut gehe. Es interessirte ihn auch besonders, zu hören, daß der Husar, der ihm bei Wurschen so kameradschaftlich den letzten Schluck aus seiner Flasche gegeben, auf seinem Bauergut bei Nauen noch ganz munter wirthschafte und die Flasche, aus welcher der Kronprinz damals getrunken, neben seinem Säbel und seinem Abschied aufgehängt habe unter dem Spiegel in der Oberstube. Wohl eine Stunde unterhielt sich der Kronprinz mit dem alten Kameraden und entließ ihn, nicht reich beschenkt, denn wie gesagt, der Mann war wohlhabend, aber doch hochbeglückt.

Einige Zeit darauf empfing der alte Löwe eine stattliche Tabackspfeife mit silberner Kette und silbernen Ringen, der Pfeifenkopf aber stellte einen springenden Esel dar, nur daß das Thier statt eines Eselskopfes mit langen Ohren einen Löwenkopf mit langer Mähne hatte, der Löwenkopf bildete den Deckel des Pfeifenkopfes. Das war ein Geschenk Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen, und der alte Löwe verfehlte, so lange er lebte, niemals, das mit schärfster Betonung zu bemerken, wenn er Sonntags aus

dieser Staatspfeife rauchte. Was es aber mit dem Esel und dem Löwenkopf für eine Bewandtniß habe, das erzählte er niemals, sondern begnügte sich mit einem höchst geheimnißvollen Lächeln, welches die Neugierigen allerdings nur mäßig befriedigte.

III.

Und wiederum waren Jahre ins Land gegangen, der ehrwürdige Greis, König Friedrich Wilhelm III., lag neben seiner schönen Königin Louise begraben im Mausoleum zu Charlottenburg, bedeckt mit dem bekannten Mantel, den er getragen während der Kulmer Schlacht, die er gewonnen hat, denn sie wäre verloren gewesen ohne ihn, ohne sein festes Ausharren; Friedrich Wilhelm IV. hatte den Thron bestiegen an seines Vaters Statt, und die Königin Elisabeth war an seiner Seite nicht nur eine Königin von Preußen, sondern auch eine Königin der Armen und Kranken geworden.

Unter der Last der schweren Sorgen, die das heilige Königsamt mit sich führt, war wohl längst in dem Könige die Erinnerung an den Knaben Löwe, an seinen Esel und an den tapfern Kürassier von Wurschen erblichen, vielleicht ganz erloschen, nur die Königin gedachte des heitern Ereignisses, als sie eines Tages zufällig erfuhr, daß eine ehemalige Küchenfrau, die alte Grunzigen, hochbetagt gestorben sei. Der Name, über den sich einst der Kronprinz höchlich belustigt hatte, führte das heitere Bild wieder vor ihre Seele und sie nahm sich auch wohl vor, mit dem Königlichen Gemahl darüber zu sprechen; es gerieth aber in Vergessenheit neben ernsteren Dingen und verschwand ganz unter dem dunkeln Schatten der schweren Ereignisse des Jahres 1848.

König Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin erfuhren an sich, „wie rauh der Könige Pfade und wie so dornenvoll,“ sie feierten ihre silberne Hochzeit, als die Preußische Ordnung wiederhergestellt wurde und das Preußische Volk sich ermannte zum ehrlichen Widerstande gegen die Lehren und gegen das Treiben der Revolution. Nach harten Stürmen kamen auch für das Königliche Paar einige Jahre des Friedens. —

Da begab es sich, daß des Königs älteste Schwester, die allen treuen Preußen unvergeßliche Prinzeß Charlotte, mit ihrem Gemahl, dem großen Kaiser Nicolaus, nach Sanssouci zum Besuch kam. Sofort wurde ein Commando vom Brandenburgischen Kürassier-Regiment, dessen Chef Kaiser Nicolaus war, nach Potsdam geholt und hatte die Ehrenwacht bei seinem Kaiserlichen Chef in Sanssouci.

Die Brandenburgischen Kürassiere hatten sich schon bei Großgörschen des Waffenruhms ihrer Väter würdig gezeigt, das heißt, des Ruhms jener sechs altpreußischen Kavallerie-Regimenter, aus denen sie hervorgegangen, sie hatten an jenem Maientag die Achtung der russischen Bundesgenossenschaft im höchsten Maaße gewonnen, davon ist Zeuge das nachfolgende historisch beglaubigte Gespräch. Zwei Tage nach der Großgörschener Schlacht begegnete ein russischer General einem Offizier von einem freiwilligen Jäger-Detachement mit kornblumenblauem Kragen.

„Von welchem Regiment, Herr Kamerad?" fragte der Russe in französischer Sprache.

„Brandenburgische Kürassiers!" antwortete der Preuße ebenso.

„Ah, Brandenburgische Kürassiere?“ rief der Russe freudig bewegt, „das sind Reiter, die sich wie Engel schlagen!“

Der russische General war der tapfere und getreue Graf Miloradowitsch, der 1825 im Kampf gegen den Aufstand in Sanct Petersburg für seinen Kaiser fiel. Der Preußische Jägeroffizier war der treffliche Dichter Friedrich Baron de Lamotte Fouqué, der Dichter des immer frischen Soldatenliedes: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen ꝛc.“ der erst 1842 zu Berlin als Major von der Armee gestorben ist.

Also die Kürassreiter von Brandenburg, die sich wie „Engel schlagen,“ hielten die Ehrenwacht vor den Gemächern des Kaisers Nicolaus von Rußland im Schlosse zu Sanssouci, da kam zu früher Morgenstunde, es war noch ganz still in dem Hause des großen Friedrich, König Friedrich Wilhelm IV. um seinen Kaiserlichen Bruder, welcher bekanntlich ein ganz gewaltiger Frühaufsteher war, durch einen Morgenbesuch zu überraschen. Das war ganz in König Friedrich Wilhelms Art, es war immer seine Freude, Anderen durch Ueberraschungen Freude zu bereiten.

Der Posten sah den König kommen, er richtete

sich straff auf und salutirte, den Pallasch mit dem tadellosesten Ruck präsentirend.

Der König wollte eben, mit der Rechten winkend, an dem stattlichen Küraßreiter vorübergehen, da blieb er plötzlich stehen, blickte dem Posten scharf in's Gesicht und schob auch, als ob er ganz genau sehen wollte die weiße Mütze mit den rothen Streifen (des Regimentes der Gardes du Corps, dessen Chef stets der König) aus der hohen Stirn. Der Kürassier rührte und regte sich nicht, der stand wie eine Bildsäule aus Erz gegossen, der König aber legte freundlich seine Rechte auf die Schulter des Reiters und sprach mit hinreißender Freundlichkeit: „Das freut mich, Friedrich Wilhelm Löwe, daß Du Dich wacker gehalten hast und ein braver Soldat geworden bist, wie Dein seliger Vater auch war, bist bei demselben Regiment und wirst Dich auch halten, wie er sich gehalten hat sein ganzes Lebenlang, nicht wahr, mein Sohn?"

Der Kürassier vermochte nicht zu antworten, der König bemerkte die tiefe Bewegung, die den eisernen Reiter ergriffen und mit mildem Lächeln fügte er hinzu: „Wir sind alte Bekannte, mein Sohn, und wollen auch weiter gut Freund bleiben, wenn wir auch keine Briefe mehr an die alte Grunzigen bestellen!"

Der König wendete sich ab und trat in die Gemächer des Kaisers von Rußland, der Kürassier stand regungslos, aber zwei große Thränen flossen über seine braunen Wangen herab in den Bart.

Also hatte der König ihn nicht vergessen, weder ihn noch seinen Vater!

Eine Viertelstunde nachher trat Friedrich Wilhelm mit seinem Kaiserlichen Bruder aus dem Gemach, der Kaiser blieb stehen und musterte mit scharfem, kundigem Blick, seiner Gewohnheit nach, den Posten, er nickte befriedigend dem schönen stattlichen Soldaten zu.

„Das ist ein braver Mensch," sagte der König laut, „schon sein Vater war ein braver Mann und wir sind alte Bekannte!"

Weiter hörte der Kürassier Löwe nichts, die beiden mächtigen Herrscher entfernten sich, da er sie aber aus der Ferne noch laut lachen hörte, so meinte er, daß Se. Majestät der König wahrscheinlich die Geschichte vom Esel und der Correspondenz der alten Grunzigen erzählt haben werde.

Das ist die Geschichte vom hochseligen König, wenn Einer unserer Leser aber nach Potsdam kommen sollte, so möge er nicht versäumen, sich die Stelle am äußeren Gitter von Sanssouci anzusehen, wo König

Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz einem kleinen Knaben treulich sein Wort und sehr tapfer einen Esel gehalten hat; zu verfehlen ist die Stelle um die Mittagsstunde nicht, denn um die Zeit, mag es nun gutes oder schlechtes Wetter sein, sieht man stets einen stattlichen Mann daselbst auf- und abgehen, der einen lahmen Fuß hat; man würde ihm den altgedienten Soldaten ansehen, auch wenn er nicht den blauen Rock des Königs, mit mehreren militairischen Ehrenzeichen, auch der Kaiserlich Russischen Sanct Annen-Medaille, decorirt, trüge.

Wir brauchen unseren Lesern nicht erst zu sagen, wer der Invalide ist, der an jener Stelle gerade täglich seinen Spaziergang macht, und an wen der Spaziergänger denkt, das brauchen wir auch nicht zu sagen! Ja, König Friedrich Wilhelm IV. hat sein Herz in Charlottenburg zu den Füßen seiner Eltern begraben lassen, sein Gedächtniß aber ist in den Herzen seiner Getreuen im ganzen Lande Preußen! —

Gustav Wrangel.

Eine Phantasie nach Schiller.



I.

Ein Act des großen deutschen Trauerspiels, das man den „dreißigjährigen Krieg" nennt, nahte sich seinem Ende. Der gewaltige Schlachtenfürst, Herzog Friedland, konnte sich gegen die Cabalen der Italiener, Spanier und anderer Ausländer am Kaiserhofe, welche den Krieg immer zu verläugnen wünschten, nicht mehr behaupten; er hatte insgeheim Unterhandlungen mit Schweden angeknüpft und zwar durch Vermittelung einer deutsch-patriotischen Mittelpartei, an deren Spitze der Feldmarschall Hans George von Arnim-Boytzenburg stand. Diese Partei wollte dem Kaiser treu bleiben wie der Confession, sie wollte durch Brandenburg und Sachsen eine Coalition der deutschen Fürsten zusammenbringen, dem Kaiser helfen, das Reich von Schweden und Franzosen zu säubern, dafür aber die

Bekenntniß-Freiheit erlangen. Einen Mann wie Wallenstein zu gewinnen, wäre ein ungeheurer Gewinn für diese Partei gewesen, aber der Friedländer zauderte in seinen Entschlüssen, er fragte seine Armee; die welschen und hispanischen Häupter zu Wien aber zauderten nicht und ihre rasche Action drängte Wallenstein zu einem Verfahren, das er von Anfang an nicht beabsichtigt hatte; er wurde gegen seinen Willen zu einem abgefallenen General, zu einem Verräther, während er nur der herrschende Führer der deutschen Partei am Kaiserhof hatte werden wollen. Die Vorgänge bei der Wallenstein'schen Katastrophe sind in ein Dunkel gehüllt, in das die Geschichtsforschung vergebens hineingeleuchtet hat.

Der Kaiser mußte sein bestes Schwert zerbrechen, wenn er es nicht gegen sich gezückt sehen wollte; das war nicht Wallensteins Schuld, sondern sein Verhängniß. Aber noch gab sich der Friedländer nicht verloren, listig umgarnte ihn die ausländische Cabale, sie wußte ihm das dräuende Verderben zu verbergen und der Friedländer traute seiner Armee und dem Ottavio Piccolomini, dem schlauen Herzog von Arragona, den er für seinen besten Freund hielt. Ottavio's Sohn, des Grafen Max Piccolomini, gedachte Friedland durch

die Hand seiner Tochter Thekla noch fester an sein Interesse zu binden. Doch dem jugendlichen Helden stand die Ehre höher als Liebe und Leben und sein Thun führte die Scene herbei, mit welcher wir unsere Erzählung beginnen.

Der Rheingraf Otto Ludwig lag unthätig mit dem schwedischen Kriegsvolke bei Neustadt im Lager; die Waffen ruhten in Folge der mit dem Herzoge von Friedland angeknüpften Unterhandlungen, als er sich plötzlich von sechszehn Fahnen kaiserlicher Cavallerie unter Max Piccolomini angegriffen sah.

Diese kühnen Reiter — nach ihrem ersten Obersten hörten sie sich gerne Pappenheimer nennen — bildeten den Kern der kaiserlichen Cavallerie und hatten sich nach der Lützener Schlacht den Piccolomini zu ihrem Führer erwählt, weil sie ihn allein würdig hielten, Pappenheims Nachfolger zu sein. Den jungen Führer beteten sie fast an und da er, seiner Pflicht und seinem Kaiser ehrenhaft treu, sich nicht bewegen ließ, dem Herzog zu folgen, eben so wenig aber auch gegen den Kriegslehrmeister seiner Jugend, gegen den Vater seiner Geliebten, kämpfen wollte und sich entschloß, mit einem ruhmvollen Sterben sein junges

Heldenleben zu enden: so folgten ihm seine Pappenheimer begeistert in den Tod.

Es war ein entsetzlicher Kampf im schwedischen Lager; Max und seine Getreuen wollten nicht siegen, sie wollten nur sterben und es gelang ihnen. — Das Schlachtfeld mit todten Reitern, Rossen und zerbrochenen Waffen bedeckt, von Todesröcheln und herbem Schmerz umgraut, liegt vor uns; eine Gruppe schwedischer Offiziere höhern Ranges steht um den Rheingrafen, während die Soldaten rechts und links Gräber graben, den gebliebenen Kameraden, Freund oder Feind — der Tod hat den Unterschied ausgelöscht — zum letzten, kühlen Bette.

Der Rheingraf ist ein alter Mann von edlem, stolzen Aussehen, ein wenig nur gebeugt von dem Druck der Jahre; seine Züge haben ganz die eiserne Starrheit, welche ein ewiges Kriegsleben einem jeden Gesichte mehr oder minder aufdrückt. Es ist eine seltsame Caprice der Natur, daß sie gerade durch das bewegteste und ruheloseste Leben dem Antlitz eine eiserne Festigkeit giebt. Man sehe die starren Gesichter der Seeleute, ist nicht jeder Zug ein Widerspruch gegen ihr unruhiges Leben? — Des Rheingrafen großes, blaues Auge schweift suchend durch seine Umgebung

und ruht endlich lange auf einem jungen Offizier, welcher träumerisch vor sich hinstarrend mit dem Stulphandschuh spielt; langes Blondhaar gab seinen wenig markirten Zügen das Ansehen, wenn auch nicht von Weichlichkeit, so doch von Weichheit, zumal da lange, schöne Wimpern sein feuriges Auge von glänzend brauner Farbe überschatteten. Knapp schloß sich ein hellblauer kurzer Kriegsrock um die elegant zierlich schlanke Gestalt, silberne Stickerei zierte Kragen und Schöße, und ein riesiges Schwert hing unter der blau und gelben Feldbinde von seiner Hüfte nieder, gemslederne Beinkleider und Stulpenstiefeln mit silbernen Sporen vollendeten die Kleidung des jungen Kriegers; die trotzige Stirn bedeckte ein breitkrämpiger Hut, über dessen Rand ein Strauß von weißen Schwungfedern seitwärts herabfiel.

„Hauptmann Wrangel!“ rief der Rheingraf. Der eben beschriebene Krieger fuhr auf und seine Gestalt zusammennehmend, trat er mit soldatischem Anstand vor den Feldherrn.

„Hauptmann Wrangel,“ redete der Rheingraf den herantretenden Krieger an, „nehmen Sie einen Trompeter und melden Sie dem Herzoge von Friedland sogleich das, woran Sie so thätig und eifrig Theil

genommen haben!“ Er deutete bei diesen Worten auf das Schlachtfeld. Die Lippe des jungen schwedischen Offiziers kräuselte sich in feinem Hochmuth ein wenig, als der Rheingraf seinen Antheil am Kampfe erwähnte; der graue Feldherr legte die Hand auf die Schulter des jungen Kriegers, zog ihn ein wenig seitwärts und nach einem kurzen Zwiegespräch gab er ihm ein Papier; Wrangel verbarg es an seiner Brust, dann verbeugte er sich stumm bejahend und schritt eilig dem Theile des Lagers zu, wo die Reiter vom blauen Regiment Südermannland lagerten.

Er rief einen Trompeter zu sich, langsam schwang er sich in den Sattel eines riesigen, schwarzbraunen Streithengstes, welcher ihm vorgeführt wurde, und wenige Augenblicke später sehen wir ihn, von einem Reitknecht und einem Trompeter gefolgt, in scharfem Trabe davoneilen.

Die Gegend, durch welche unsere Reiter ihren Weg nahmen, bot dem Auge wenig Anziehendes dar; hier und da trat ein halb oder ganz zerstörtes Haus auf ihren Pfad, den Schweden aus den ausgebrannten Fenstern drohende Blicke zuwerfend; aber auch die herrlichste Gegend hätte schwerlich einen Eindruck auf unseren Hauptmann Wrangel gemacht, der

in tiefes Träumen versunken, das innere Auge geschlossen hatte und blos mit dem äußeren sah. Mechanisch stieß er zuweilen seinem treuen Roß die Sporen in die Seiten, oder munterte es durch einen Ruck mit den Zügeln auf; aber er redete kein Wort mit seinen Begleitern, die sich in leisem Gespräch gegenseitig ihre Verwunderung über das Schweigen des sonst so fröhlichen Hauptmanns zu erkennen gaben. Um das Schweigen des jungen Kriegers zu enträthseln, ist es nöthig, daß wir einige Blicke in sein früheres Leben thun.

Gustav Wrangel, der nachgeborne einzige Sohn eines frühe verstorbenen schwedischen Reichsrathes, genoß in dem Hause des Reichsdrostes Peter Brahe, seines mütterlichen Oheims, ganz die gewöhnliche Erziehung eines jungen Edelmanns damaliger Zeit. Sein heftiges, aufbrausendes Temperament war ihm bei großer Herzensgüte kaum gefährlich, besondere Anlagen hatte er nicht, und der alte Peter Brahe hoffte nicht viel von ihm. Heiter und lebensfroh ging er mit dem glorreichen Könige Gustavus Adolphus nach Deutschland und ward bei Breitenfeld von dem gekrönten Feldherrn zum Lieutenant im blauen Regiment Südermannland ernannt. Zum Reichsrath war er verdor-

ben, meinte Peter Brahe und freute sich, daß doch ein Offizier aus seinen Mündel geworden. — Bei Lützen zeichnete sich Wrangel auf's Glänzendste aus, und Graf Horn gab ihm eine Compagnie; jetzt stand er beim Heer des Rheingrafen und war bei allen Cameraden wegen seiner immer heitern Laune gut angeschrieben, geachtet wegen seiner Tapferkeit, von den Soldaten geliebt, denn er war heiter, tapfer, nachsichtig und freigebig, besaß mithin alle Eigenschaften, welche der Soldat an seinen Offizieren schätzt. — Heute war es plötzlich anders geworden; Wrangel hatte seines Namens und seines Characters würdig gefochten, aber — trotz des Sieges war er nicht heiter, wie ehedem, er sprach nicht, seltsames Grübeln zog eine tiefe Furche über seine glatte Stirn. Was war das? Es fiel allen seinen Cameraden, es fiel selbst seinen Soldaten auf. — Manche Menschen gelangen stufenweise und langsam zu dem, was ihnen bestimmt ist; langsam entwickelt sich ihr eigentlicher Charakter, und dem gewöhnlichen Beobachter ganz unbemerklich verändert sich ihr Wesen; andere dagegen sind urplötzlich das, was sie sein sollen, ein Schlag, ein Moment ändert ihr Wesen, ihren Character, oder giebt ihnen überhaupt einen. So war es mit Gustav

Wrangel. Er sah den jugendlichen Max Piccolomini seinen Reitern weit voraus die Gräben überfliegen auf hohem Roß — er sah das heldenschöne Antlitz des Führers der Pappenheimer, die in Todeslust funkelnden Augen, die leuchtende breite Siegerstirn von Locken umflattert, denn der Helm war ihm entfallen, er sah ihn zusammt seinen Getreuen nach dem blutigsten Ringen erliegen. Er wußte, daß der erfahrene, feindliche Reiterobrist nicht an Sieg hatte denken können; es ward ihm durch den Ausgang des Kampfes selbst zur Gewißheit, daß Piccolomini, ohne auf Sieg zu hoffen, den Tod gesucht habe und mit ihn die Pappenheimer. Warum hatte der Heldenjüngling den Tod gesucht? Diese Frage war es, welche den Hauptmann Wrangel mächtig bestürmte; er war auch tapfer, die Tapferkeit war ihm angeboren, er scheute den Tod auf dem Schlachtfelde wahrlich nicht, aber es war ihm noch nicht eingefallen, daß man den Tod und den Tod allein dort suchen könne. Er ahnete, daß eine Idee den jugendlichen Helden in den Tod gestürzt, daß eine Idee die Pappenheimer gezwungen, ihm zu folgen, und Wrangel zuckte im Tiefinnersten zusammen, als er hier plötzlich die Macht der Idee

erkannte, welche Erkenntniß wie ein zündender Blitz in sein Inneres einschlug.

Dieser Tag machte den Jüngling zum Manne; es ward fester Entschluß bei ihm, sein Leben an die Idee des Weltruhmes zu setzen, und dem Namen Wrangel einen Klang zu geben über alle andere Namen. Obgleich er noch nicht wußte, welche Idee den ritterlichen Max zum Heldentod geführt, so beneidete er doch das Sterben des jungen Kriegers. „Sein Name ist im Munde aller, Freund und Feind rühmen ihn, wer spricht von Gustav Wrangel?" so grollte der junge schwedische Hauptmann leise für sich und er gelobte es sich fest, solche Thaten zu verrichten, daß man den kleinen Ehrentod des Piccolomini darüber vergessen sollte. Dieses Grübeln brachte ihn auf den Zweck seiner Sendung, er sollte dem Herzoge von Friedland gegenüberstehen, jenem Manne, dessen Name wie ein zürnender Donner über Europa klang. „Du wirst einst neben, oder über ihm stehen!" dachte Wrangel, und seine Brust hob sich, seine Augen funkelten bei diesem Gedanken.

„Wir sind vor Eger, Hauptmann!" unterbrach ihn hier sein alter Reitknecht, auf die vor ihnen liegende Stadt deutend. Der Hauptmann winkte mit

der Hand und die schwedische Trompete schmetterte ihre langgezogenen Töne rufend der Stadt zu. — Dreimal erklang ihr Ruf; da antwortete eine Wallenstein'sche, und ein friedländischer Offizier sprengte, von einigen Buttlerischen Dragonern gefolgt, heran, den schwedischen Offizier zu dem Hoflager Wallenstein's zu geleiten. — Wrangel's Augen wurden, der Kriegssitte gemäß, verbunden, und als man ihm die Binde wieder abnahm, befand er sich auf dem Marktplatz zu Eger, umgeben von einer zahlreichen Gruppe friedländischer Offiziere, doch sprach Niemand; eine tiefe Stille herrschte, und man mußte fast die Nähe eines höhern Wesens ahnen; siehe da schreiten zwei Gestalten die Straßentreppe nieder. — Die erste ist ein junger, ausgezeichnet hübscher Mann in grüner, reichgestickter Jagdkleidung; ein Waidmesser mit silbernem Heft und ein silbernes Hifthorn an der Linken, eilte er mit raschem Schritt auf den schwedischen Hauptmann zu und fragte hastig: „Der schwedische Offizier?" — Mit einem verächtlichen Blick maß ihn Wrangel und entgegnete mit etwas Pathos: „Der Abgesandte Ihrer Majestät der Königin in Schweden und der Gothen!" — Der junge Jäger stutzte; indem trat auch die zweite Gestalt herzu. Dieser, ein

ältlicher Mann, legte die Hand auf des Jünglings Arm und den Schweden anständig begrüßend, ersuchte er ihn, ihm zum Herzoge von Friedland zu folgen; Wrangel erwiderte die Verneigung und folgte dem alten Offizier in das stattliche Haus des Herrn von Pachelbel, des Bürgermeisters von Eger.

Ein hoher, düsterer Saal empfing die Eintretenden mit dem gewöhnlichen, alle Umgebungen des Friedländers charakterisirenden Schweigen; ein Kammerherr gab ihnen ein Zeichen zu warten, und Gustav Wrangel hatte Zeit genug, sich seine Umgebungen zu betrachten. — Die mit bunten Glasscheiben eingesetzten Fenster ließen, trotz ihrer beträchtlichen Höhe, das Licht nur sparsam in die Tiefe des Saales eindringen, dem das braune Holzgetäfel der Wände, so wie die rohen, kurzen Pfeiler ein noch düstereres Aussehen gaben. Der ältere Offizier, welcher den Schweden hierher geleitet, lehnte an einem der Pfeiler; unter dem abgetragenen Hute, auf welchem die rothe Feder nickte, blickte ein häßliches, gemeines, plumpes, von Blatternarben zerrissenes Gesicht hervor; das rothe, geschlitzte Reitkleid des Kriegers war beschmutzt, und so wenig man auch in den damaligen Zeiten bei dem gewöhnlichen Krieger Eleganz suchte, so war man doch

bei den höhern Offizieren einen sogar prächtigen Anzug gewohnt. Wrangel ging im Geiste alle Wallenstein'schen Helden durch, sich vergeblich mühend, einen davon der vor ihm stehenden Gestalt anzupassen; da faßte plötzlich der Gegenstand seines Forschens seine Hand und sagte leise: „Wir waren uns schon einmal nahe!“ — Fragend starrte ihn der Schwede an. — „Im Felde von Lützen,“ fuhr der Wallensteiner fort, „gerieth ich unter die Blauen von Südermannland, ein junger Offizier brannte sein Pistol vor meinem Gesichte los, und Ihr seid der Offizier!“ — Ein bejahender Zug ward auf Wrangels Antlitz sichtbar. — „Ich heiße Buttler.“ — „Mein Name ist Wrangel.“ — Im selben Augenblick erschien ein Kämmerling und öffnete dem Schweden die Thür zu dem düstern Gemach, in welchem Wallenstein, die Arme über der breiten Brust fest verschränkt, mit jenem Schritt, den das höchste Staatsbewußtsein zu geben pflegt, auf und ab ging. Der gewaltige Kriegsfürst blieb vor dem Hauptmann stehen und übersprühte ihn mit den Blitzen seines Auges; stolz und frei, ohne den Blick niederzuschlagen, schaute ihn Wrangel an, und wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß Wallenstein ihm imponirte, so müssen wir doch auch gestehen,

daß gerade in diesem Augenblick Wrangel seine einstige Größe fühlte und mit einem kaum gedachten: „ich bin ein Held wie Du!“ sich stählte gegen die Alles beugende Gewalt des Friedländers.

„Vom Rheingrafen?“ fragte dieser kurz. — Der Hauptmann verneigte sich bejahend. — „Euer Name?“ — „Gustav Wrangel, Hauptmann im blauen Regimente Südermannland, Durchlaucht!“ — „Was thut mir der Rheingraf kund durch Euern Mund? Wrangel schilderte kurz und soldatisch den Angriff und die Niederlage der Pappenheimer. — „Euer Creditiv?“ — Wrangel reichte ihm das Papier, nach kurzer Durchsicht gab er es zurück und sprach weiter: „Was verlangt der Kanzler?“ — „Eger und Prag,“ lautete die feste Antwort des Schweden. „Meine Hauptstadt,“ murmelte der Friedländer; dann den Hauptmann bei der Hand fassend, führte er ihn in leisem, aber lebhaften Gespräch in dem Gemach auf und ab, bis er ihn nach einer starken halben Stunde mit einem gnädigen Gruß entließ.

Wrangel folgte einem Diener über die Treppen von schweren dunkeln Eichenholz, über die Galerie, die in einen andern Theil des Hauses führte. —

II.

Ein in himmelblauen Sammet gekleideter Page, das Hütchen in der Hand, auf dem eine Wolke von weißen Reiherfedern wehte, öffnete eine Thür und rief mit klingender Stimme hinein: „Der schwedische Hauptmann!“ Dann trat er bei Seite und ließ den Hauptmann an sich vorüber eintreten, nicht ohne die kriegerische Einfachheit des Anzugs mit spöttischen Blicken zu mustern. Die Thür schloß sich und Gustav Wrangel stand vor der Prinzessin von Friedland. Der Sitte gemäß trat Wrangel einige Schritte an die erlauchte Tochter Wallensteins heran, um sie mit einer tiefen Verbeugung zu grüßen; als aber die Prinzessin aufstand und ihre großen herrlichen Augen, die ganz des gewaltigen Vaters Siegerblick hatten, auf dem Eintretenden ruhen ließ; als Wrangel den schmerzlichen Zug um die Mundwinkel bemerkte: da kam über ihn der ritterliche Geist seiner Ahnen; er beugte ehrerbietig sein Knie vor der Dame und drückte den Saum ihres Gewandes an seine Lippen. Die Prinzessin blickte einige Secunden sinnend auf den knieenden Paladin, dann reichte sie ihm die schmale, kleine, weiße

Hand. Gustav Wrangel zog diese schöne Hand an seine Lippen und erhob sich zögernd, gleichsam als ob er bedaure, diese Stellung so bald verlassen zu müssen. Mit sanfter Stimme hieß nun Thekla den schwedischen Offizier willkommen und eine süße Trauer vibrirte durch den holden Klang ihrer Worte.

„Ihr waret zugegen, Herr Wrangel, als —“ Sie stockte erröthend. Der schwedische Krieger fuhr fort: „als Graf Piccolomini mit seinen Pappenheimern uns angriff im verschanzten Lager. Ich war zugegen, Ihro Gnaden, und konnte leider nichts — als ihn, den Grafen Piccolomini, beneiden um solches Heldensterben. Doch nein, verzeiht, der Wrangel beneidet keinen Menschen um sein Loos, selbst keinen Piccolomini.“

Die Prinzessin richtete einen langen Blick auf den Sprecher, dann sagte sie: „Ich ließ Euch zu mir bitten, edler Herr, mir zu erzählen das, was sich begab im schwedischen Lager!“

Wrangel verbeugte sich. „Ein einfach, schlichtes Wort des Kriegers kann Eurer Hoheit Gram am besten fassen; jedoch verzeiht, ein Heldensterben wie dieses und die stumme Klage Eurer Gnaden um sein beneidenswerthes Loos ist nicht geeignet, zur ruhigen

Erzählung mich zu stimmen. Verzeiht die Fehler drum, die ich im Ausdruck mache, es sind die Fehler, die mich Euer Gnaden Auge machen läßt."

Wrangel begann seine Erzählung mit klarer Stimme, die Prinzessin blickte anfangs still vor sich nieder, bald aber wurde des Hauptmanns Rede lebendiger und ihr Auge hing an seinen Lippen. Nun flogen rasch vorüber die Pappenheimer auf den hohen Rossen, der ritterliche Max voran, die Locken wallend, denn der Helm war ihm im wilden Ritt entfallen — und der Prinzessin Busen wogte mächtig — das Kampfgetöse drang zu der Prinzessin Ohr, und über Alles, wie ein Adler, flog der Schlachtruf: vivat Ferdinandus! ihres Max und seiner treuen Schaaren. Sie hörte Schwedens Reiter ihm entgegenstürmen, sah die Schwadronen licht und lichter werden, sie wollten sterben, siegen nimmer; Graf Max sank todt zu Boden unterm todten Rosse — und jeder Pulsschlag der Prinzessin stockte — der letzte Pappenheimer war gefallen und des Leichenfeldes schauerliche Stille schien ihren Sitz auch in dem Prunkgemach der Prinzessin von Friedland aufgeschlagen zu haben.

Hauptmann Wrangel schwieg schon eine Weile und sah mit mildem und doch begeistertem Blick auf die

schöne, fürstliche Jungfrau. Sie hatte ihr Haupt vorwärts gebeugt, die braunen Locken, sie fielen wie ein Schleier über ihr Angesicht, sie schien zu beten. Endlich erhob sie sich — es dankte nur ihr Blick, kein Wort dem schwedischen Edelmann, von ihrem Finger streifte sie einen Goldreif und reichte ihn dem Hauptmann — jetzt perlten Thränen aus dem schönen Auge; „nehmt zum Gedächtniß, Herr, an diese Stunde!“ sprach sie leise. Und knieend empfing der Schwede Thekla's Ring, und hastig drückte er seine heißen Lippen und seine feuchten Augen auf der Prinzessin weiche Hand. Prinzessin Thekla fühlte Wrangels Thränen — Thränen, die ein Feind um ihren Piccolomini weinte — und Wrangel fühlte ihren leisen Händedruck.

Der Schwede stand auf, ein langer Blick aus seinem Auge umfaßte der Prinzessin ganze holdselige Gestalt. Beide neigten sich gegeneinander, die Thür schloß sich hinter dem Hauptmann, sie haben sich im Leben nimmer wieder gesehen. Träumend bestieg der Schwede sein Roß und ritt nach des Rheingrafen Lager zurück.

Seltsame Gedanken durchflogen seine Seele: ein Feldherr, groß wie Wallenstein, und Thekla's Hand der Aar, nach dem er strebte. „Er hat sie nicht ge-

nug geliebt," sprach der junge Ritter vor sich hin, „er mußte den Muth haben, für sie zu leben — doch halt, nein, ich thue dir unrecht, ritterlicher Max, verklärtes Heldenbild, du konntest deinen Kaiser nicht verrathen, du konntest auch nicht kämpfen mit dem Vater deiner Dame — es war dir nichts geblieben als ein ruhmvoll Sterben. Und wohl dir, Max, daß du gestorben, daß solcher Augen Thränen um dich flossen, daß solch ein Herz um dich in tiefer Trauer! O, in den Tod, sogleich in tausendfachen Tod ging ich für eine solche Thräne — und doch nicht — jetzt um keinen Preis; des kleinen Hauptmanns Wrangel, wer dächte seiner dann, wenn er gefallen? Nein, erst soll mein Name neben Wallenstein's und meines großen Königs Heldennamen prangen, der Ruhm von Wrangels Thaten mit neuem Glanz den Erdball überfließen und — will's dann Gott, so will ich fröhlich sterben für eine Thräne nur aus Thekla's süßem Himmelsauge. — Dann bin ich größer doch als Piccolomini, und Wrangel, ja — er wird die Prinzessin trösten um Maxen's Tod, er wird ihr mehr sein als Max. Gustav Wrangel mehr als Max Piccolomini!" — Er stieß seinem gewaltigen Streitroß die Sporen in die Weichen, daß es hoch aufbäumte und dann wie

ein Pfeil über die Gefilde flog. Seine Begleiter hatten Mühe, ihm zu folgen. Wie aber der Gang des Rosses ruhiger wurde, so wurde auch des Ritters Stimmung sanfter, er fiel in's Träumen zurück. Der Zügel lag schlaff in seiner Linken. „Ich fühlte," sprach er leise und eine hohe Röthe zog über sein Antlitz, „den warmen Druck der süßen, kleinen Hand!" Er zog den Stulphandschuh von seiner Rechten und betrachtete mit einer Art von freudiger Scheu die Finger, die ihm Thekla sanft gedrückt, er meinte, er fühle jenen sanften Druck noch jetzt. Dann bedeckte er die Hand wieder, betrachtete den goldnen Reif an seiner Linken und trieb dieses mit so seltsamen Geberden, daß der alte Diener, der nie das Auge von dem Herrn wandte, unmuthig das graue Haupt mit der rostigen Pickelhaube schüttelte und den Trompeter in ein tiefes Gespräch verwickelte, damit er nicht das närrische Benehmen seines Offiziers bemerke. So kamen sie zurück in's schwedische Lager.

Der Krieg hatte seinen Lauf — wer kannte den ehemaligen, den lustigen Wrangel noch, in dem kühnen Offizier, der Pläne entwarf mit wunderbarster Einsicht; der sie ausführte mit einer Gewandtheit und Verwegenheit, über welche die erprobtesten Führer des

schwedischen Heeres, die kühner Thaten gewohnt waren, erstaunten, der im entscheidendsten Momente die gewagtesten Chancen mit einer Kaltblütigkeit beherrschte, von der man keine Idee gehabt hatte; der endlich mit einem Blick, mit einem Wort die wildesten Söldnerbanden leitete und den im Kugelregen jede Kugel, als fürchte sie ihn, mied.

Wallenstein war todt; seine fürstliche Wittwe und seine Tochter lebten in Prag; die schwedischen Heere standen im Herzen von Böhmen und der Kaiser hatte keinen Feldherrn, sie zu schlagen. — Da hörte man eines Abends auf dem Hradschin langgehaltene Trompetenstöße.

„Das sind schwedische Trompeten," sagte man, „sind sie so nahe schon? Ein Offizier vom schwedischen Heer und ein Trompeter? Ein Parlamentair — will er noch vor dem ersten Angriff Uebergabe fordern?" — Man brachte den schwedischen Rittmeister zu den Jesuitern, wo Graf Kolalto, der in Prag befahl, im Quartiere lag. — „Was lässet mir der Schweden Feldherr durch Euren Mund entbieten?" — „Euch, nichts, als seine Bitte, dieses offne Schreiben zu lesen und dann in meiner Gegenwart der hocherlauchten Prinzessin Friedland einzuhändigen." — Graf Kolalto

las das kurze Schreiben und hieß den jungen Schweden ihm folgen. Man trat in den Palast der Fürstin Friedland. Prinzessin Thekla, bleich, in Trauerkleidern, empfing sie gütig. Graf Kolalto nahm das Wort: „Ein schwedischer Offizier, von seinem Commandeur an Euer Gnaden abgesendet, läßt Euch durch meine Hand dies Schreiben überreichen.“ Die Prinzessin nahm das Schreiben und las einen vollkommenen Salvaguardia- oder Schutzbrief, welchen der schwedische Feldherr und General Reichsrath Gustav Wrangel in ehrerbietigsten Ausdrücken für jeden Ort ausgestellt, in welchem sich die Prinzessin Friedland befinde.

Eine leichte Röthe flog über das bleiche Antlitz der Prinzessin Friedland bei Durchsicht dieses Briefes. Sie erinnerte sich wohl der ritterlichen Gestalt des schwedischen Hauptmanns, der ihr die Nachricht gab vom Sterben Max Piccolomini's. War es derselbe Gustav Wrangel, dessen Name oft mit hohem Ruhme ihr genannt ward, derselbe, der als General ihr diesen Salva Guardia Brief gesendet? Sie wendete sich zu Graf Kolalto und fragte mit holder Stimme: „Mein edler Graf, ein Hauptmann Gustav Wrangel war, von des Rheingrafen Heere gesendet, in Eger einst und brachte mir die Kunde vom Tode meines Vetters,

des Obersten Max Piccolomini, wollt Ihr vielleicht den jungen Offizier befragen, ob er eine Person mit seinem Generale ist, der ritterlich an eine verlassene Prinzessin denkt?" — Graf Kolalto wendete sich an den schwedischen Rittmeister und dieser sprach eifrig: „Derselbe, Hoheit, mein edler Vetter Gustav Wrangel war Hauptmann dazumal im blauen Regimente Südermannland, jetzt führt er als General Schwedens Armeen." — „Ist er noch froh und ritterlich? ein edler Feind wie damals? doch was frage ich, zeigt es nicht dieser Brief?" — „Mein Feldherr und edler Verwandter ist ritterlich, wie damals, und seinen Feldherrnruf, den wird ein Feind selbst, wie der edle Graf hier, gern und willig anerkennen. Froh aber hab' ich meinen Vetter nie gesehen und heiter nur im Donner seiner Siegerschlachten, wo seinen Muth der Tod selbst zu fürchten scheint. War Graf Wrangel froh denn jemals, er, der bleiche, ernste Krieger?" — Leise löste die bleiche Prinzessin, des furchtbaren Herzog Friedland's schöne Töchter, die weiße Spitzenschärpe von der schlanken Taille und sprach mit leisem Beben in der Stimme: „Euer Name?" — „Gustav Peter Graf Brahe, Rittmeister bei der gelben Brigade von Gothland." — „Graf Brahe, nehmet diese Schärpe und

bringet sie dem schwedischen Generale, bringet sie dem ritterlichen Grafen als einer Dame Dank und grüßt ihn freundlich von der Tochter des großen Friedland, von der Braut des Grafen Piccolomini, der ritterlich und edel dachte, gleich ihm!" — Der junge Graf Brahe verneigte sich ehrerbietig. General Kolalto lächelte: „Ihr macht, Prinzessin, den feindlichen Feldherrn unüberwindlich durch Eure Schärpe!" — Friedland's Tochter versuchte zu lächeln — die beiden Herren verbeugten sich und gingen. —

Graf Wrangel trat aus seinem Zelt und eine weiße Schärpe flatterte um seine Schulter. „Laßt die Trompeten blasen, die Standarten vor!" klang seine volle Stimme.

„Ich weiß," sprach Graf Brahe zu einem andern Offizier, „warum mein edler Vetter, unser Feldherr, so bleich drein schaut, warum er keine Kugel fürchtet. Ich weiß, wodurch er, gleichsam über Nacht, ein großer Feldherr ist geworden." — „Nun?" — „Er hat eine hohe Liebe." — „Ist's das nur, nun so geh' ich heut', mich zu verlieben, und morgen werd' ich dann ein großer Feldherr sein." — „Gemach, mein Freund, das Lieben thut's allein nicht, nein, Du mußt mit Wrangels Geiste die Prinzessin Friedland lieben." —

„Verdammt, da werd' ich wohl noch eine hübsche Weile Rittmeister bleiben." — „Ich glaub's auch; ich wollt', ich hieße Gustav Wrangel!" —

„Die Schweden sind über uns!" — „Alles verloren!" riefen wild durch einander die kaiserlichen Soldaten und flüchteten in die offenstehenden Thore des Klosters der Clarisserinnen. Hufschläge, Roßgewieher, Waffengeklirr, klingender Kampfruf von allen Seiten, und das Kloster war nach einigen Augenblicken von schwedischen Dragonern dicht umzingelt.

„Feuer an die Mauern!" donnerte Oberst Brahe von den gelben Dragonern. Ein hallender Jubelruf seiner Krieger antwortete ihm; ein Theil der Mannschaft saß ab, um seinem Befehle sogleich nachzukommen. Da öffnete sich die innere Pforte des Klosters und unter Vortragung des Kreuzes schwankte die Priorin an der Spitze ihres zitternden Convents heran. Sie fragte nach dem Commandirenden. Die wilden Dragoner belästigten mit ihren rohen, soldatischen Späßen die Klosterjungfrauen nicht wenig, die fast alle jung und schön waren, da man in dieses Kloster die vornehmsten Fräulein zur Erziehung aus ganz Böhmen sendete. Die schwedischen Offiziere jubelten laut über so herrliche Kriegsbeute, und selbst Oberst

Brahe hörte nicht auf die Worte der alten Domina, sondern schaute lüstern nach einem herrlichen, schwarzäugigen Fräulein, das der Domina zunächst stand und dem Blicke des Obersten mit einem stolzen Ausdruck begegnete. Dieses Fräulein war das einzige, das nicht zitterte. Oberst Brahe mochte seinen Blick nicht von ihr wenden. Als ihm aber die hochwürdige Frau ein Pergament hinreichte, fuhr er zusammen und rief erstaunt: „Was? eine Salva guardia? von wem? vom Generale eigenhändig?" Er starrte auf das Blatt. — „Bei Gott, es ist richtig, ich habe diesen Brief selbst überbracht, der Prinzessin Friedland Gnaden sind hier?" — „Sie ist hier!" entgegnete die Domina. — „In's Gewehr!" befahl der Graf Brahe, „die Feuer aus! Wer sich untersteht, hier etwas anzurühren, diese Damen nur mit einem Blick zu belästigen, der gehört an den Galgen!" Die Dragoner löschten die Feuer und schlichen nicht wenig ärgerlich zu ihren Rossen. — „Meine Herren," wandte sich der Oberst nun zu seinen Offizieren, „hier ist ein Schutzbrief des Generals manu propria, wir werden ihn respectiren. Hauptmann Oldwixon, Ihr schützt mit Eurer Compagnie dies Haus und bürgt mit Eurem Haupte für seine Sicherheit. Ein Dragoner!" — Es näherte sich

ihm ein Reiter, Graf Brahe sagte ihm leise einige Worte und der Dragoner sprengte mit verhängtem Zügel davon.

Der Oberst wandte sich ehrerbietig zu der Domina: „Ehrwürdige Frau, seid unbesorgt um Eure Sicherheit; doch erlaubt, daß ich die kaiserlichen Soldaten, die sich in das Kloster flüchteten, zu Kriegsgefangenen mache, ich sichere ihnen im Namen des Generals Wrangel ihr Leben. Entschuldigt des Krieges rohen Brauch, er macht die Menschen nicht sanfter und besser!“ — Die Kaiserlichen streckten auf die erste Aufforderung die Waffen und die Domina begab sich mit dem Convent in ihr Kloster zurück. Graf Brahe sah mit einem Seufzer die stolze Jungfrau hinter der Klosterpforte verschwinden. Wachen wurden ausgestellt — die Nacht brach ein, das Kloster war von Beiwachtfeuern der schwedischen Dragoner umgeben.

Kurz vor Mitternacht schmetterten Trompeten vor dem Kloster, die Wachen salutirten und, umgeben von einem glänzenden Stabe, sprengte der General, Graf Wrangel in den Hof. Auf seinen dringenden Wunsch war die Domina bereit, ihn zu empfangen. Er trat in das Refectorium, die weiße Spitzenschärpe, fast unscheinbar geworden im Schlachtendampfe, lag auf

seiner Schulter. „Der Prinzessin Friedland Hoheit weilt in diesen Mauern, ehrwürdige Frau?“ — „Sie wartet Eurer hier,“ entgegnete die Domina sanft und bedeutungsvoll. Wrangel staunte. „Prinzessin Thekla wartet mein?“ — „Ja, Graf Wrangel, Prinzessin Friedland wußte wohl, daß Ihr sie liebtet.“ — „Sie weiß um meine Liebe und wartet meiner hier?“ — „Sie hatte ihren Segen nur und ihr Gebet für Euch, sie ist heute durch Euch unsere Retterin geworden.“ — „Und darf ich sie sehen?“ — „Ja, sie erwartet Euch!“ — Die beiden schritten durch die hallenden Gewölbe des Klosters; die Nonne stieg einige Stufen hinab; mit schwerem Tritt klirrte der stolze Feldherr hinter ihr her. „Geht leise, Prinzessin Thekla schläft!“ — „Sie schläft und wartet doch meiner?“ fragte verwundert Graf Wrangel: in dem Augenblick öffnete die Domina eine Thür; heller Glanz strahlte den Eintretenden entgegen. Wrangel stand am Sarge der Prinzessin Friedland; dreißig Kerzen verbreiteten Taghelle im Gewölbe. Da lag die bleiche, schöne Thekla, die stolze Sanftmuth auf dem lieblichen Gesichte, die feinen Hände fromm gefaltet auf dem Busen, im weißen Kleide, wie ein Engel ruhend.

Wrangel starrte nieder auf die holde Leiche,

krampfig umklammerte seine Faust den Knauf des Siegerschwertes, ein namenloser Schmerz arbeitete in den edeln Zügen seines Heldengesichts. Der kühne Feldherr, der in dreißig Treffen, in Blut und Tod nicht gebebt, zitternd, machtlos stand er vor dem todten Mädchen. Endlich tropften zwei schwere Thränen aus dem Auge des Kriegshelden; er blickte zum Himmel und faltete seine Hände. Darauf beugte er sich nieder auf die Leiche, die ihm troſtreich zuzulächeln schien und küßte sie auf ihre bleichen Lippen; dann sprach er leise, auf daß nur sie und nicht ein And'rer es höre: „Leb wohl, Geliebte, auf Wiedersehen! Leb wohl, Verlobte, mit diesem Kuß verlob ich mich dem Tode!“ — Dann kniete er nieder an der Jungfrau Sarge und betete eine Weile eifrig. Er stand auf; ein freundlicher Ernst lag auf seinem Antlitz und mit sicherer Stimme fragte er die Domina: „Wann starb sie, ehrwürdige Frau?“ — „Gestern Morgen, als wir Euren Kanonendonner hörten; sie gab mir den Brief; er wird euch schützen, sprach sie, er hat mich ehrenhaft geliebt, ich segne ihn in meiner Todesstunde; was wird das droben für ein herrlich Wiedersehen; mein großer Vater, der ritterliche Max, der kühne, edle Wrangel! Das war ihr letztes Wort,

und sanft ist sie geschieden!" — Wrangel blickte freundlich, beinahe verklärt auf die geliebte Todte. „Mit meinem Namen auf den Lippen ist sie heimgegangen, im Klange meiner Siegesdonner ist sie geschieden!" Er küßte noch einmal die kalte Hand der Geliebten. „Leb wohl, Thekla, Geliebte, ich komme bald!" murmelte er, wandte sich und verließ das Gewölbe.

Die schwedischen Völker respectirten den Schutzbrief Wrangels immer, des Klosters Frieden ward nimmer gestört.

Mehrere Jahre nachher, es war endlich Frieden, nach dem dreißigjährigen Kampfe, stieg ein Reiter ab an der Pforte des Klosters. Das Gefolge blieb draußen, der Reiter aber, der schwedische Reichsdrost, Graf Peter Brahe, des großen Wrangel Vetter und einziger Erbe, schritt mit der alten Domina in das Grabgewölbe; auf den Sarg der Prinzessin Friedland legte er eine blutbefleckte, weiße Spitzenschärpe nieder. Die Beiden beteten ein Vaterunser; dann gingen sie von dannen, und der Reichsdrost sprach: „Ihr Name war sein letzter Seufzer und ihren Ring hat er mit in's Grab genommen!"

Die Domina geleitete den schwedischen Reichsherrn

bis zur Pforte; dort wendete sich Graf Brahe noch einmal um und sagte: „Bald hätte ich, ehrwürdige Frau, über unserer ernsten Pflicht vergessen, die tausend Grüße abzugeben, die Ihnen meine Gemahlin sendet. Dank sei es dieser Stelle, die mich daran erinnert; wie stolz und zornig blickte mich die kleine Klosterfrau damals an und ist doch eine liebe, sanfte Frau geworden!“ Die Domina dankte freundlich, und der schwedische Graf sprengte mit seinen Dienern davon.

Regina.

I.

Der Rabenkrug.

Mittag war's, und beinahe senkrecht fielen die glühenden Strahlen der Junisonne in den breiten Sandweg, der durch den Wald nach dem Ordenshause führte. Tiefe Stille athmete rings, regungslos standen die glänzend grünen Fichten und Kiefern und hauchten jenen würzigen Harzgeruch aus, den ihnen nur der Sonne heißester Kuß entlockt; selbst das Gesumme der Mücken und Fliegen verstummte und es ward so still im Walde, daß man die einzelnen Nadeln fallen hörte, hier eine, dort eine.

Ein Stück märkischer Poesie!

Und dort, wo der Sandweg ein Knie macht, da steht rechts, hart an dem halb zugefallenen Graben,

ein plumpes Kreuz von röthlichem Bruchstein; das ist mit Moos bewachsen und Buchstaben sind hineingegraben, die Keiner mehr lesen kann; und die einzige Birke unter all dem Nadelholz hier, die neigt sich so zart und so zärtlich über das Kreuz, als wolle sie es den Blicken derer entziehen, die daran vorüber wandeln auf dem Sandwege zum Ordenshause.

Ein seltsames, pfeifendes Knirschen tönt durch die tiefe mittägliche Stille und das Keuchen von Rossen wird laut; vor dem Steinkreuz aber hält alsbald eine elegante Reisekutsche mit vier Pferden bespannt. Die Rosse sind mit Schweiß bedeckt, denn die schmalspurigen Räder des nicht landüblichen Fuhrwerks schneiden zu tief ein in den losen Sand; der Bediente, der neben dem Kutscher sitzt, schläft. Eine kleine Hand öffnet von innen die Portiere und eine junge Dame steigt behende aus dem Wagen.

Und im Wagen erhebt sich eine verdrießliche Stimme, die spricht: „Aber, meine gnädigste Tante, Sie holen sich den Sonnenstich hier in dieser Hitze!"

„Schweigen Sie, Fritz!" antwortete die Dame gleichgültig und doch befehlend. „Steigen Sie aus und halten Sie mir den Schirm!"

Ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort auf

diese Replik, dann erschien erst das rothe Angesicht, endlich die ganze Figur eines sehr wohlbeleibten Herrn, der mühsam und sichtlich höchst verdrießlich ausstieg, indeß, ohne ein Wort zu sagen, den Sonnenschirm, den er aus dem Wagen nahm, öffnete und über das Gesicht der Dame hielt. Die Dame zeichnete stehend das Steinkreuz am Wege mit der Birke darüber und der blauen campanula davor und dem pittoresken Hintergrund der düstern Fichten in ihr Taschenbuch — eine kleine, flüchtige, aber zierlich saubere Crayonskizze. Während des Zeichnens sagte die Dame, ohne den schirmhaltenden Herrn anzusehen: „Sie müssen heut sehr zufrieden sein mit mir, Fritz; es ist schon das dritte Mal, daß ich Ihnen Gelegenheit gebe, mir gefällig zu sein!"

„Ja, sehr zufrieden," antwortete der Neffe mit kläglicher Stimme und trocknete mit der Linken die glühende Stirn, „sehr zufrieden, gnädige Tante!"

Beim Tone dieser kläglichen Stimme wendete sich die Dame um und ließ aus ihren hellen, großen Augen einen schalkhaften Blick auf den stöhnenden Cavalier fallen — es lag eine allerliebste Bosheit in dem feinen, liebreizenden Gesichtchen, das trotz der Mittagsgluth nur eine leichte Röthe zeigte — und sprach:

„Sie sollen mich nicht Tante nennen, Fritz! Es klingt so lächerlich, ein alter dicker Mann wie Sie und eine junge Dame wie ich, Neffe und Tante! Erinnern Sie mich nicht immer an die Albernheit, die dieser arme Leutrum dadurch begangen hat, daß er sich mit mir trauen ließ!“

Herr Fritz von Stabrow — es ist Zeit, daß wir seinen Namen erfahren — sah jetzt wirklich so böse aus, als es natürliche Gutmüthigkeit und sein dickes rothes Gesicht zuließen. „Alter, dicker Mann!“ murmelte er ein paar Mal vor sich hin, und in seinem Zorn antwortete er fast grob: „Nun, wenn die gnädige Frau es albern finden, daß sich mein Onkel Leutrum mit Ihnen trauen ließ, so“ ....

„So,“ fuhr die Dame leise lachend fort, „habe ich nichts dagegen; denn durch seine alberne Heirath hat mich Onkel Leutrum um drei schöne Güter gebracht und ich muß mich jetzt entsetzlich quälen, um durch eine Heirath mit seiner Wittwe wieder in Besitz derselben zu kommen.“

Herr von Stabrow machte ein ungewöhnlich einfältiges Gesicht, als er das vernahm; seine grauen Augen stierten die Dame verdutzt an und der halboffene Mund verlieh ihm ein so lächerliches

Ansehen, daß die Baronin von Leutrum laut auflachte.

„Gnädige Tante!“ stotterte Stabrow.

„Sagen Sie, Fritz,“ sprach die Dame weiter, indem sie ihr Taschenbuch schloß und sich leicht in den Wagen schwang, „Sie glaubten wohl, Ihre Pläne auf meine Hand und meine Güter wären mir verborgen?“

„Ich dachte das allerdings!“ antwortete der Neffe kleinlaut, aber aufrichtig und nahm seufzend seinen Platz neben der schönen Tante wieder ein.

Spöttisch lächelnd sah die Dame den armen Menschen an, der, sonst ein ganz tüchtiger, verständiger Mann, sich gerade dieser kleinen Wittwe gegenüber in fortdauernder peinlicher Verlegenheit befand. Langsam fuhr der Wagen fort; Herr von Strabow wagte nicht die Baronin anzureden, und diese bekümmerte sich durchaus nicht um ihn, blätterte in ihrem Album, las darauf einige Seiten in einem französischen Roman und reichte denselben endlich dem Neffen mit den kurzen Worten: „Da, lesen Sie mich in den Schlaf, ich bin müde!“ Die junge Dame ließ sich nachlässig rückwärts sinken, kreuzte die runden Arme unter der Brust und schloß die schönen Augen.

Mit einem seltsamen, halb furchtsamen, halb zornigen Blick starrte Herr von Stabrow bald in das Gesicht der Dame, bald in das französische Buch; denn was er von dieser schweren ausländischen Sprache auch einst auf der Ritterakademie in Brandenburg gelernt haben mochte, das hatte er längst wieder vergessen. „Lesen Sie doch, Fritz!“ sprach die Dame halb im Schlaf. Der aber las nicht, sondern fuhr fort, der Baronin ins Angesicht zu sehen, die nun nach und nach bei der sanften Bewegung des Wagens im tiefen Sande, bei dem einschläfernden Duft des Kiefernwaldes in einen sanften Schlummer verfiel. In der That, es war ein schöner Anblick, dieses schlafende jugendliche Weib! Die lange, weiche Wimper über dem geschlossenen Auge, dies zarte Geäst der blauen Adern auf der glatten Haut, das schlichte, aber glänzende aschblonde Haar an der stolzen hohen Stirn und die leichten leisen Athemzüge, welche die Brust hoben und dann um die vollen Lippen spielten, warm und weich, wie der Abendwind im Süden um die Purpurfrucht der Granate.

Herrn von Stabrow wurde ganz poetisch zu Muthe; er sah trotz der Hitze in seiner Tante in diesem Moment nur das schlafende schöne Weib, nicht die Be-

sitzerin von drei vortrefflichen Rittergütern. Er schwankte einige Augenblicke, dann gab er dem sehnenden Verlangen nach, beugte sich seitwärts und drückte einen herzhaften Kuß auf die schwellenden Lippen der Dame.

Die Baronin erhob sich mit einer raschen Bewegung aus ihrer ruhenden Stellung; sie öffnete die Augen weit und warf einen einzigen, aber wirklich großartig zornigen Blick auf Herrn von Stabrow, der, von diesem Blick getroffen, fast entsetzt zusammenschreckte. Indeß nur eine Sekunde flammte das Licht des Zornes in den schönen Augen; das feine Gesicht nahm seinen gewöhnlichen, kühlen, beinahe impassiblen Ausdruck wieder an und mit fester Stimme rief die Baronin ihrem neben dem Kutscher sitzenden Diener in französischer Sprache zu: „Clement, lassen Sie halten, steigen Sie ab, Herr von Stabrow will draußen sitzen und sich in der Gegend umsehen!“

Der Diener stieg gehorsam ab. Herr von Stabrow, dem die Dame die Einladung deutsch wiederholte, machte erst ein sehr klägliches Gesicht; dann sagte er muthig zur Baronin: „Und wenn es noch heißer wäre, ich litt' es gern für solch einen Kuß!“

Die Dame lächelte leise, und als der arme Edelmann mühselig den steilen Sitz des Rosselenkers er-

klommen, sagte sie halblaut zu sich selber: „Das war eine ächte Galanterie, ein wahres Compliment, und darum soll Dir Deine Unverschämtheit verziehen sein!“

Herr Clement, der ältliche Diener der Dame, nahm respektvoll seiner Herrin gegenüber Platz und der Wagen knirschte langsam weiter durch den tiefen Sand. Noch zwei- oder dreimal ließ die Dame den Wagen halten; bald zeichnete sie einen einzelnen Baum, bald ein Gemäuer; bald verlangte sie diese oder jene Wiesenblume, die ihr Falkenauge erspäht hatte, vom Wagen aus und in diesem Falle mußte wohl Herr von Stabrow als cavaliere servente seiner jungen Tante galant und schwerfällig von seinem hohen Sitze herabsteigen, das Gewünschte bringen und dann im Schweiße seines Angesichts wieder emporklimmen zu jenen Höhen, auf denen er im glühenden Sonnenbrande schmachtete zur Strafe für einen Kuß.

So vergingen Stunden. Zuweilen verließ die Straße auch die monotone Kieferwaldung und das metallische Grün der Nadeln machte dem mehr interessanten als malerischen Staubgrau eines Haferfeldes oder dem eigenthümlich coupirten Terrain eines nationalen Kartoffelackers Platz. Ueber solche Felder ragte in der Ferne dann wohl auch ein Kirchthurm hervor,

lang und spitz wie eine Fichtennadel, und ein dünner blauer Rauch verrieth die Wohnsitze jenes intelligenten, mäßigen, sturmfesten und königstreuen märkischen Volksstammes, der den Kern der preußischen Monarchie bildet. Sehr selten zeigte sich eine menschliche Wohnung; öfter aber stand ein schwarzweißer Wegweiser schlank und kerzengerade, wie ein Berliner Gardist am Wege und verrieth dem Wanderer, daß er in ein, zwei, drei oder auch vier Halbstunden nach Bollnow, Collnow, Dollnow, Follnow, Gollnow, Hollnow oder nach irgend einem andern Orte mit ähnlichen sehr prägnanten wendischen Namen gelangen könne, wenn er sich tüchtig anstrenge und in den Wäldern und Feldern gut Bescheid wisse. War der Weg, den der Wagen der Frau Leutrum verfolgte, auch zuweilen eine halbe Stunde durch mehr oder minder offenes Feld gelaufen, so kehrte er desto länger in den Fichten- oder Kiefernwald zurück.

Es mochte etwa sechs Uhr Nachmittags sein, als sich der Himmel mit dichten Regenwolken zu beziehen anfing. Die Sonne verschwand auf Momente. Wenn sie dann aber wieder zum Vorschein kam, so war ihr bleicher Strahl so sengend und stechend, daß Menschen und Thiere unter ihm zuckten.

Längst hatte die Baronin Herrn von Stabrow wieder in den Wagen steigen lassen und ihm zum Zeichen der Versöhnung ihre rosigen Fingerspitzen zum Kuß gegeben; aber das Viergespann vermochte die Last kaum noch weiter zu ziehen und mit bedenklichen Mienen zeigte der Kutscher mit dem Peitschenstiel nach dem dunkler werdenden Himmel und sagte zu Herrn Clement: „Braut 'ne schöne Suppe über Markgrafpieske, Herr Clement! — wird schlimm! — Wenn wir nur erst an dem Rabenkrug wären, daß ich Dach und Fach hätte für's arme Vieh!“

Herr Clement, ein Franzose, schien dem ehrlichen Märker sehr aufmerksam zugehört zu haben; am Schlusse nickte er bedeutsam mit dem kleinen Köpfchen, nahm eine große Prise und sagte, obgleich er kein Wort verstanden: „Ihr aben ganz Recht, oui!“ Der Rosselenker aber, sehr erfreut über die Beistimmung des Herrn Clement, stieg vom Sattelpferde, um es dem armen Vieh etwas leichter zu machen, wie er sagte.

Immer kürzer wurden die Momente, in denen die Strahlen der Sonne die dichten Wolkenmassen zu durchdringen vermochten; immer dumpfer und ängstlicher wurde die Gewitterschwüle und zu endlosen

Stunden dehnten sich die langen Minuten. Die Baronin sah mit einem seltsamen Blick auf ihren Neffen. Der erstickte fast in der Schwüle, während ihr die Temperatur kaum unbehaglich schien. Es lag ein eigenthümlicher Stolz in diesem schönen Auge; man konnte darin lesen: „Ich wußte zwar schon, daß ich Dir geistig überlegen bin, aber es ist mir lieb zu erfahren, daß ich auch körperlich stärker bin als Du!“

Jetzt ging ein leichtes Rauschen durch den Wald. Fast unmerklich bogen sich die obersten Gipfel der Bäume etwas; dann wurde es tiefe Nacht und tiefe Stille ringsum, bis ein gewaltiger, fahlgelber Strahl niederzuckte. Die Rosse setzten sich scheu auf die Hinterfüße, die Reisenden schlossen unwillkürlich die Augen, flammenhell war der Wald einen Augenblick, dann brüllte der Donner wie fernes Kanonenfeuer, die Herzen erschütternd, und mit ihm kam die frühere Nacht über den Wald. Nun folgten Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag; dann aber rauschte der Gewitterregen nieder, stromweise, wolkenbruchartig. Die Creatur athmete leichter auf, und auch Herr von Stabrow erhob sich, sog behaglich die regenkühle Luft ein und wendete sich mit einer sehr praktischen Bemerkung über Gewitterregen an Frau von Leutrum. Die aber

sah ihn ernst an und sprach: „Schweigen Sie, wenn Gott redet!“ Ein langnachhallender Donnerschlag gab den Worten der schönen Frau Nachdruck.

Solche Gewitter in einem märkischen Kieferwalde sind nicht ohne Gefahr; bei starkem Regen werden die tiefausgefahrenen Sandwege zu Flußbetten, der Sturm wirthschaftet toll mit den leichten Bäumen, und stundenweit oft kein Obdach findend, hat der nicht wettergewöhnte Reisende oft schwer zu leiden.

Auch Frau von Leutrum wurde ungeduldig. Es wurde immer dunkler, der Abend war kurz, die Nacht brach schnell und schwarz herein, und den Pferden wurde es immer schwerer, den Wagen fortzubringen; dazu regnete es unaufhörlich in jener mittelstarken, aber consequenten Weise, die dem Wetterkundigen der Mark verräth, daß das Gewitter in einen ehrlichen Landregen übergeht, der dann in den nächsten drei bis vier Tagen nicht aufzuhören pflegt.

Plötzlich hielt der Wagen. Trotz des Regens stand der Kutscher mit abgezogenem Hute am Schlage und sagte: „Gnädige Frau, soll ich nicht nach dem Rabenkrug fahren? Das arme Vieh hält's nicht länger aus, und wir haben noch eine starke Meile nach dem Ordenshaus!“

„Fahrt nach dem Rabenkrug, lieber Mann!“ antwortete Regina von Leutrum so mild und freundlich, daß Herr Fritz von Stabrow ordentlich neidisch wurde; denn so freundlich und gütig hatte die Baronin noch nie mit ihm gesprochen. Der Kutscher ging auch freundlich schmunzelnd zu seinem Gespann und faßte das vorderste Sattelpferd beim Zaum: „Wußte es wohl, sie hat ein Herz für's arme Vieh!“ brummte er, „sie sind Alle gut, die vom Ordenshause kommen?“

Ein matter Lichtschimmer blitzte durch die schwarze Nacht; ein dreistimmiges Hundgebell erhob sich schallend, der Reisenwagen hielt vor dem Rabenkruge, den riesige Fichten- und Tannenbäume in weitem, unregelmäßigen Kreise umstanden. Der Krüger erschien unter der Thür, das Flämmchen seiner kleinen Lampe vor Nässe und Luftzug mit vorgehaltener Hand schützend. Herr von Stabrow half der Baronin aus dem Wagen, dann führte er sie in die Gaststube des Rabenkruges, deren Thür ihnen der Krüger öffnete.

Nur mäßig erhellt war das große niedrige Gemach, dessen frisch getünchte Kalkwand hell abstach gegen die schwarzen Balken der Decke; der Wind peitschte den Regen so heftig gegen die Fenster, die das Eckgemach nach zwei Seiten hatte, daß die kleinen

in Blei gefaßten Scheiben unaufhörlich klirrten; dazu das seltsame Stöhnen der schlanken Tannen draußen, die sich vor dem Winde bogen, und der einzelne heisere Schrei eines Raben oder einer Dohle. — Die junge Wittwe blieb zögernd an der Thür stehen und stützte die Hand auf den rothbraun angestrichenen Tisch, — ein seltsam banges Gefühl überkam sie plötzlich; sie zitterte, als ihr Atlasschuh auf dem Sande knisterte, mit dem der Estrich bestreut war. Sie sah sich um nach Herrn von Stabrow, aber es war ihr schon ein Trost, ihn draußen mit seiner Falsetstimme über die Möglichkeit eines Abendessens verhandeln zu hören. Ihr Kammerdiener Clement besorgte wahrscheinlich das Abpacken des Wagers.

Regina von Leutrum faßte Muth. Sie that einige Schritte vorwärts in das Gemach, wo an einem der viereckigten plumpen Pfeiler, mit dem das Balkenwerk der Decke gestützt war, ein Stuhl stand und ein Tisch, auf dem in einem seltsamen Leuchter, von Eisendraht geflochten, ein sehr dünnes Licht trübe glimmte. Kaum aber trat die schöne Frau näher, kaum fiel der schwache Schein des Lichtes auf ihr liebliches Gesichtchen, so tauchte hinter dem Tische ein langes, bleiches Antlitz auf, mit zwei dunklen Augen, deren Blicke

halb zweifelnd, halb forschend auf dem Gesicht der Baronin hafteten. Als sich der Mann, der auf der Bank hinter dem Stuhl gelegen, erhob, wich Frau von Leutrum erschrocken einen Schritt zurück. Dann, als sie das Antlitz des Mannes besser sah, blieb sie stehen; ein himmlischer Zug von Milde und Liebe ward um den feinen Mund sichtbar, und aus den Augen strahlte eine so süße Freundlichkeit, daß das ganze liebe Gesichtchen wie verklärt erschien. Darauf setzte sie sich, gleichsam als sei sie erschöpft von der inneren Aufregung; aber sie saß wie eine Königin auf dem roth angestrichenen Holzstuhl, dessen steife Lehne eine Acht darstellte, und wie eine Königin streckte sie die rechte Hand dem bleichen Manne entgegen und sprach mit stockender Stimme: „Kommen Sie, Andreas!" „Regina!" antwortete der Gerufene und lag zu den Füßen der schönen Frau und faßte ihre linke Hand mit seiner rechten, küßte sie heftig und barg endlich laut weinend sein Gesicht in ihren Schooß. Auch die Augen der Dame wurden naß, und sich etwas vorbeugend, legte sie ihren rechten Arm leise und leicht um das Haupt des Mannes, den sie Andreas genannt, gleichsam als wollte sie das ihr theure Haupt an die klopfende Brust drücken; die

ganze Bewegung war so graziös, leicht, so keusch und zart, sie dauerte kürzer noch, als eine Secunde; der knieende Mann aber zitterte, wie von einem Schauer ergriffen, obwohl Hand und Arm der Dame kaum sein Haar gestreift hatten.

Regina von Leutrum aber faßte sich schnell. „Stehn Sie auf, mein theurer Andreas, stehn Sie auf!" sprach sie fast bittend. „Fritz Stabrow ist mit mir hier und will mich durchaus heirathen!"

Der Mann erhob sich aus seiner knieenden Stellung und stand vor der Dame; die Aufregung zitterte noch in seiner Stimme als er fragte: „Heirathen? — und der Baron von Leutrum?"

„Er ist todt, längst todt, Andreas, wissen Sie das nicht?" fragte die Dame wieder. Es flog ein seltsam ernstes tieftrauriges Lächeln über das auffallend bleiche, aber sonst nicht unschöne Gesicht des Mannes; dann neigte er respectvoll seine hohe Gestalt vor der Dame und küßte ihr die Hand — sichtlich mit ganz anderen Empfindungen als vorher.

Herr von Stabrow trat ein und meldete vergnüglich, die gnädige Tante werde nicht ohne Abendessen bleiben, er habe dafür gesorgt. Als er, stutzend, den Herrn gewahrte, den er hier nicht vermuthete, sagte

die Baronin vortretend: „Nun, Fritz, kennen Sie ihren Vetter Andreas Charot nicht mehr?“ — Die Dame faßte die Rechte des Herrn von Charot und führte ihn seinem Vetter entgegen. „Wie? Andreas Charot?“ rief dieser fröhlich! „willkommen in der Heimath — Na, was ist denn das?“

Der wohlbeleibte Edelmann hatte nach der linken Hand seines Vetters gefaßt, statt Hand und Arm aber nur einen leeren Rockärmel gefunden. Er wich ganz bestürzt zurück; auch Regina schaute mit einem unaussprechlich angstvollen Blick auf ihren Freund. Der aber sah schmerzlich lächelnd erst die Dame an, dann sagte er mit mühsam erzwungenem Scherz: „Was das ist, lieber Fritz? Das ist, Dein armer Vetter Charot ist ein Krüppel; sein linker Arm liegt beim Lazareth in Flensburg begraben!“

Das helle Auge Reginens musterte scharf das Gesicht Charot's; dann füllte sich ihr Auge mit Thränen, sie ließ die Hand des Freundes los und wendete sich ab, unwillig das Köpfchen schüttelnd. Fritz Stabrow aber sagte gutmüthig tröstend: „Na, da kannst Du Gott danken, Andreas, daß es nicht der rechte Arm war; weiß es Deine Mama schon?“

Graf Charot senkte die hohe Stirne und antwor=

tete trübe: „Ich komme aus dänischer Gefangenschaft; ich habe seit zwei Jahren nichts von der Heimath gehört, ich komme wie der verlorene Sohn nach dem Ordenshause zurück.“

Regina von Leutrum lauschte peinlich aufmerksam auf jedes Wort des Grafen, und in der That, es gingen zuweilen ganz seltsame Töne durch den melodischen Klang seiner Rede. Fritz von Stabrow hatte wohl nicht Gehör genug, um das zu bemerken, denn er fuhr gutmüthig fort: „Du brauchst Dich vor Deiner Mama nicht mehr zu fürchten, denn wir haben ihr Alle nach einander so viele Geschichten von den Dänen erzählt, daß sie jetzt ganz antidänisch ist und sich erinnert, daß in Holstein und Schleswig sehr viele altadelige Familien wohnen; auch behauptet sie jetzt, der König von Dänemark habe lauter deutsche Edelleute um sich gehabt, als er auf dem Wiener Congreß mit ihr getanzt, und dort zwar keine Seele, aber doch, wie Kaiser Franz gesagt haben soll, Aller Herzen gewonnen.“

„Was ist mit Ihrer Mutter, Andreas?“ fragte jetzt Regina.

Der Graf sah das schöne Weib an mit einem

Blicke, in dem der Vorwurf lag: „Du weißt's ja, frage nicht erst!“

Fritz Stabrow aber, den die Aussicht auf das Abendbrot in die trefflichste Laune versetzt hatte, antwortete statt seines Vetters: „Hat man Ihnen das nicht geschrieben, gnädigste Tante? Sie waren nach Ihrer Hochzeit mit meinem Onkel Leutrum kaum abgereist, als Andreas Charot plötzlich Lust bekam, in den Krieg zu ziehen und, trotz des Verbots seiner Mama, Dienste in der schleswig-holsteinischen Armee nahm. Die Mama läßt nicht mit sich spaßen, wie bekannt; sie enterbte ihn sofort; seitdem aber hat sie sich eines Besseren besonnen und das Testament, das sie zum Besten eines Fräuleinstiftes gemacht hatte, wieder verbrannt.“

Die Dame näherte sich jetzt dem einarmigen Grafen wieder: „Andreas,“ sagte sie, „ich war zwei Jahre in Nizza mit diesem armen Leutrum und dann auf der Insel Madeira; ich habe nichts von Ihnen gehört, aber ich habe viel, ich habe immer an Sie gedacht!“

Es lag ein eigner Schmelz in der Rede Reginens, sie klang so süß, daß selbst Fritz Stabrow stutzte. Der Graf aber neigte sich tief, und er neigte sich,

um sein Angesicht der Dame zu verbergen, denn die namenloseste Qual, die entsetzlichste Pein verzerrten die blassen Züge so furchtbar, daß —

Es war zu spät! Ein Schmerzensruf, der sich röchelnd der Brust des armen Verwundeten entrang, verrieth seinen Zustand; Regina und Stabrow umfaßten den ohnmächtig Zusammensinkenden, helles Blut schoß stromweise aus seinem Munde.

Draußen heulte der Regensturm, und die Raben schrieen zum ersten Mal.

II.

Das Ordenshaus.

Zu derselben Stunde, als der Graf Andreas Charot, mit Blut überströmt, im Rabenkrug lag, und Regina Leutrum seiner pflegte, rathlos und hülflos in Wald uud Nacht, zu derselben Stunde finden wir einen kleinen Cirkel versammelt im Ordenshause. Die verwittwete Gräfin Charot ist die Besitzerin dieses

ehemaligen Tempelordenshauses. Einer ihrer Ahnherren war der letzte Komthur des Hauses gewesen und hatte das Tempelgut bei Auflösung des Ordens zu seinem Eigenthum gemacht und es so lange tapfer vertheidigt, bis ihn die Markgrafen von Brandenburg damit belehnten, und die Johanniter, die Erben der Templer in diesen Landestheilen, und ihr Herrenmeister zu Sonnenburg ihn anerkannten in seinem Besitz. So kam das Ordenshaus und das Tempelgut an die von Charot durch die Erbtochter des letzten Komthurs der Templer.

Der kleine Cirkel, dessen wir oben gedachten, war in einem etwas niedrigen Salon versammelt, dessen Wände über halber Höhe mit Nußbaumholz getäfelt, dann aber mit tiefgebräunten Ahnenbildern aus dem Hause der Gräfin behängt waren. Vor dem großen Kamin, über dem noch das mystische Kreuz der Templer zierlich in Stein gemeißelt prangte, war ein dicker wollener Teppich auf dem Estrich von glasirten rothen Backsteinen ausgebreitet, auf dem man einen runden Tisch und sechs bis acht Fauteuils, sehr schwerfällig, aber sehr bequem gebaut, aufgestellt hatte.

„Charlotte, meine Liebe, lassen Sie den Thee

bringen!" sagte die Gräfin Charot, eine lange harte Figur mit großen blitzenden Augen in dem sehr blassen und sehr magern Gesicht. Die Gräfin, die vom Kopf bis zum Fuß in schwarze Seide gekleidet war und ihr leicht ergrautes Haar unter einer mit schwarzen Points garnirten Haube trug, zupfte Gold- und Silberfäden aus einer alten Stickerei; auf ihre halb süßlich, halb ärgerlich gesprochene Aufforderung aber erhob sich eilig Fräulein Charlotte von Stabrow, die jüngste Schwester unseres wohlbeleibten Freundes, ein gutes, stilles Mädchen, in deren schüchternem Gesichte deutlich geschrieben stand, daß sie geboren sei zum Dienen und zum Dulden, zum Theemachen und zum Patiencespielen, zum Wetterableiter, kurzum, für üble Launen aller Art. — Arme Charlotte!

Die Gräfin Charot folgte mit ihren Augen, die wild und scheu zugleich, wie die eines Raubvogels, funkelten, der armen Charlotte bis zur Thür, und erst als die Thür hinter dem Fräulein geschlossen, wendete sie sich an ihre Nachbarin zur Linken und ihren Nachbar zur Rechten und sprach hastig: „Ich muß die alberne Person erst hinausschicken. — grand dieu! in meiner Jugend war man gut genug erzogen, um zu merken, wenn man überflüssig war. „Oh ciel!

tout change dans le monde et ça changera aussi!“

„Sprechen Sie deutsch, liebe Sophie, ich verstehe nicht französisch!“ bat der Nachbar, ein älterer Herr mit einem schon ergrauenden Schnurrbarte in dem runzeligen, aber angenehmen Antlitz und lachte so glücklich dazu, als ob er einen vortrefflichen Witz gemacht hätte.

„Bête!“ sagte die Gräfin ziemlich laut, dann fuhr sie fort: „Imaginez, Baronne, denken Sie Sich, Obrist, ich habe heut einen Brief von meiner Nichte, der verwittweten Baronin von Leutrum, bekommen, sie will mich hier besuchen, was mag sie wollen? Ich kann sie jeden Tag erwarten, denn der Brief, aus Berlin datirt, ist sehr alt, weil ich alle meine Briefe über Hamburg bekomme; Sie wissen, seit ich dem Bauer, der drüben die Post hält, ordentlich die Wahrheit sagte.“

„Nun, was soll die schöne Regina hier wollen, liebe Sophie?“ meinte der Oberst von Stetten, der alte Freund, Vetter und Gutsnachbar der Gräfin. „Sie wird sich hier wieder die Cour machen lassen, wie ehedem, wie vor vier Jahren, ehe man sie an

diesen Schwachkopf von Leutrum verheirathete, der zu ihrem Glück bald genug gestorben ist."

„Die Leutrum," sagte jetzt eine andere Dame, die ebenfalls der sehr altmodischen Damenarbeit des Silberfadenzupfens eifrig oblag, „sucht wahrscheinlich einen andern Mann!"

„Da wird die schöne Regina mit Leutrum's schönen Gütern an ihrem Wittwenschleier nicht lange zu suchen haben!" meinte der Oberst.

„Die Leutrum!" begann die bisher schweigsame Baronin Mertefeld wieder, und zwar mit auffallend geringschätzigem Tone.

„Die Baronin Leutrum, m'amie," corrigirte die Gräfin boshaft süßlich. „Sie müssen es dem armen Kinde nicht so lange nachtragen, daß es Ihnen den reichen Leutrum wegschnappte."

„Wegschnappte, sehr gut!" schrie der Oberst und lachte entsetzlich.

Die getadelte Dame warf einen bitterbösen Blick auf die Gräfin, wie auf den Obersten; dann schwieg sie beharrlich still und nahm sich vor, Fräulein Charlotte dafür heute noch mehr als sonst zu quälen.

Die Gräfin dagegen flüsterte dem Oberst zu: „On ne frappe pas ma chienne! O, Sie brauchen

meinen Pudel nicht zu prügeln, ich besorge dieses Geschäft allein, jetzt hören Sie mir zu, mon colonel; die Leutrumschen Güter liegen uns bequem; schreiben Sie morgen nach Berlin; man soll meinen Sohn Andreas suchen, der Gesandte in Kopenhagen wird ihn schon finden, mein Sohn Andreas soll kommen und die kleine Wittwe heirathen, damit wir die Güter bekommen. Andreas hat dann eine hübsche Herrschaft, nämlich wenn ich todt bin. Es ist merkwürdig, finden Sie nicht auch, mon cousin, daß ich meinen Sohn Andreas gewaltig liebe, seit ich weiß, daß er die kleine Wittwe heirathen kann."

„Ich bin Ihr Cousin nicht, Sophie," polterte der Oberst, ich bin Ihr Vetter, und Vetter Andreas kann die Wittwe Leutrum's nicht heirathen, das wissen Sie so gut wie ich!"

Der Oberst sah der Gräfin seltsam in die Augen.

„Plait-il!" antwortete die Gräfin gleichmüthig und nahm eine große Prise aus einer prachtvollen goldenen Dose von Florentiner Arbeit. „Ich weiß wohl, daß man Fräulein Regina von Rabenow mit dem Grafen Andreas Charot nicht wohl verheirathen konnte, mais enfin — ich sehe doch ein eigentliches

Hinderniß nicht, und mit der Baronin Leutrum ist's schon eine andere Sache!"

„Sophie, haben Sie denn gar kein Gewissen?" fragte der Oberst ernst.

„Bah, schweigen Sie, Colonel, Sie wissen, daß ich kein Gewissen habe, und daß ich seit dem Tode des Grafen, meines Gemahls, kein Gewissen mehr haben kann!"

Eisig gleichgültig sagte das die Gräfin. Der Oberst senkte den Kopf, als würde er ihm schwer unter trüben Erinnerungen, dann fuhr er fort: „Aber, wenn Sie so denken, Sophie, warum haben Sie denn nicht vor vier Jahren schon die Kinder, die sich liebten, mit einander vermählt?"

Die alte Dame ließ ihren Eulenblick eine Secunde lang ruhen auf dem Gesichte des Obersten; dann sagte sie: „pas de gène, damals hatte Regine keine Güter, und ich, ich" — es war als schäme sich die Dame — „ich hatte noch nicht den Muth, dem Schatten meines Gemahls und dem finstern Verhängniß zu trotzen, das die Familien Charot und Rabenow verknüpft und trennt."

„Noch einmal," bat der Oberst, „lassen Sie ab, Sophie!"

„Schreiben Sie morgen nach Berlin, Colonel,“ antwortete die Gräfin befehlend, „in spätestens vier Wochen muß mein Sohn Andreas hier sein, ich verlasse mich ganz auf Sie! Und jetzt kein Wort, diese süße Charlotte darf nichts hören, denn ihr Bruder Fritz ist in Berlin, um für sich die Regine und ihre Güter zu erobern.“

Fräulein Charlotte trat mit dem Theebrett ein und hinter ihr zwei Diener mit dem übrigen Geschirr; das arme Fräulein wurde blutroth, als die Baronin von Mertefeld, eine Art von Jugendgenossin der Gräfin, ihren vorhin gefaßten edlen Vorsatz zur Ausführung bringend, spitzig fragte: „Meinen Sie nicht auch, ma chère comtesse, daß diese süße Charlotte sich nicht so sehr beeilen muß, wenn sie ihrer zarten Gesundheit nicht schaden will?“

Die Gräfin Charot zuckte verächtlich mit den Achseln, der Obrist aber rief: „Sie sind eine alte böse Person, Annette, lassen Sie mir das arme Kind in Frieden!“

„Ich will nicht hoffen, Kleine,“ meinte die Getadelte, höhnisch lächelnd, ohne den Obristen anzusehen, „daß Sie daran denken, den Herrn Obristen durch Ihre kleinen Coketterien zu fesseln.“

Die arme Charlotte bebte unter dem Eulenblick der alten Gräfin; da entriß sie ein heftiges Klopfen der peinlichen Verlegenheit.

„Oeffnet, um Gottes Willen, öffnet!“ schrie eine starke Stimme draußen, und verdoppelte Schläge erschütterten das Hofthor.

Man hörte, wie sich das Hofthor kreischend in seinen Angeln drehte; man hörte die Hufschläge eines Rosses über das Pflaster klappern, man hörte einen Reiter absteigen. Tiefe Stille herrschte in dem Salon; alsbald hörte man die hastigen Schritte des Kommenden durch die vorderen Zimmer. Alle wendeten ihre Blicke erwartungsvoll nach der Thür, nur die Gräfin Sophie tröpfelte gleichmüthig Arrac in ihren Thee. Die Thür wurde geöffnet, und Fritz von Stabrow stand im Salon. Er war athemlos, trocknete sich mit einem großen blauen Taschentuch die Stirn zweimal heftig ab, dann rief er: „Guten Abend, guten Abend, Lottchen, gnädige Gräfin! Kurz heraus, Vetter Andreas liegt draußen in der Rabenschenke und wird wohl sterben, wenn er keine Hülfe bekommt!“

Die Gräfin richtete sich langsam auf. „Weiter!“ befahl sie mit lauter Stimme. „Er hat im Lazareth

gelegen, hat nur einen Arm noch, und, wie sein Bedienter sagt, sind seine Lungen durch eine dänische Kugel verletzt. Ich bin hier, um Hülfe zu holen!"

„Caron setzt sich mit seinem Besteck sofort zu Pferde und reitet nach dem Rabenkrug, Wilhelm begleitet ihn mit einer Fackel!" befahl die Gräfin dem Diener, der mit Stabrow eingetreten war; dann wendete sie sich wieder an den keuchenden Edelmann: „Herr von Stabrow, wer ist bei meinem Sohn, sein Diener?"

„Sein Diener," antwortete Stabrow, „und die Frau Baronin Regina von Leutrum."

Es zog ein seltsames helles Roth über die verblaßten harten Züge der alten Gräfin, und ihre Augen funkelten mächtiger, als je, dann setzte sie sich ruhig wieder nieder, schlürfte erst langsam ihren Thee und nahm eine Prise. Darauf sagte sie gleichgültig: „Charlotte, meine Liebe, wollen Sie die Güte haben, meinen Wagen anspannen zu lassen? Der Kutscher soll sofort nach dem Rabenkrug fahren, vielleicht gestattet Caron, daß Andreas hierher gebracht wird. Uebrigens, meine Liebe, wünsche ich Ihnen gute Nacht, Sie haben gewiß noch Manches mit ihrem

Herrn Bruder zu sprechen — bon soir, mon cher Stabrow!“

Das also entlassene Geschwisterpaar entfernte sich eiligst und die gute Charlotte, die ihren lieben Bruder kennen mochte, führte denselben zuvörderst nach der Küche. Als sich die Thür hinter den Geschwistern geschlossen, erhob sich die Gräfin und schritt der gegenüberstehenden Wand zu. Dort öffnete sie durch einen leichten Druck auf einen Knopf eine geheime Thür und befahl: „Nehmen Sie eine Kerze, Colonel, folgen Sie mir! Sie, Annette, bleiben hier und schließen sich ein, daß wir in keiner Weise gestört werden!“

Die Baronin Mertefeld beeilte sich, die Thür zu verriegeln; der Obrist nahm einen Leuchter und folgte der Gräfin, die, ohne sich an die Dunkelheit zu kehren, hastig eine schmale Wendeltreppe emporklimmte, auf der ihr der alte Soldat nur mühsam folgte.

Das war ein seltsamer Gang. Er lief in hundertfachen Krümmungen aufwärts über dreißig verschiedene Treppen und Treppchen; endlich öffnete die Gräfin eine Thür und trat ohne Zögern ein. Der Obrist blieb auf der Schwelle stehen, warf einen entsetzlich ängstlichen Blick in das Gemach und rief: „Sophie, ich bitte Sie!“

„Treten Sie ein, Colonel, und schließen Sie die Thür hinter sich!“ befahl die Gräfin kalt. Der Obrist trat ein, setzte den Leuchter auf den Tisch, der mitten im Zimmer stand und nahm eiligst Platz auf einem Sessel. Es schien, als vermöchten seine Füße nicht mehr, ihn zu tragen. Ein unerklärbarer Ausdruck von Entsetzen und Trotz zugleich lag auf dem Gesichte des Mannes.

Ihm gegenüber saß die Gräfin, anscheinend gleichgültig, unbeweglich; nur ihr Blick bewegte sich und musterte rings das Gemach. Da standen zwei Betten neben einander, mitten im Gemach, und sie sahen von Weitem aus, als seien sie so eben verlassen, wenn man aber näher hinsah, so bemerkte man den fingerdicken Staub darauf, und vor dem einen Bett da war ein ensetzlich dunkler, großer Flecken; und der Stuhl vor dem Bett lag umgeworfen und die Fußdecke war in Unordnung zusammengerollt; und daneben lag das abgeschnittene Stück einer Klingelschnur und die lederne Scheide eines Degens. Das Alles musterte der scheue und doch scharfe Blick der Gräfin; dann hob er sich zu zwei Bildern, die zu Häupten über den Betten hingen. Das eine stellte einen hübschen jungen Mann mit klugen Augen dar, in der Uniform

eines Königlichen Garde-Regiments, das andere eine jugendlich anmuthige Dame, gekleidet in ein weißes Kleid, mit dem blauen Gürtel dicht unter dem Busen, wie's damals Mode gewesen sein mochte. Das Gesicht der jungen Dame hatte nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit mit dem der Gräfin Sophie; aber doch war es ihr wohlgetroffenes Bild aus den Tagen des Glücks. So gut, so schön und strahlend sah die Gräfin aus im Glück — das Unglück hatte sie nicht nur häßlich, es hatte sie auch böse gemacht.

Gram, Schmerz, Hohn und Stolz lagen in dem Blick der Gräfin, als sie ihr Bild betrachtete; aber mit einer Mischung von unendlicher Liebe und satanischer Bosheit zugleich betrachtete sie das Bild ihres Gemahls.

Der Obrist vermochte das peinliche Schweigen nicht länger zu ertragen. „Sophie!" sprach er halblaut.

„Wer ruft mich?" fragte die Gräfin, erschreckt auffahrend; dann legte sie die Hand an die Stirn und sagte — und ihre Stimme schien sich mühsam Bahn zu brechen durch die von der heftigen Bewegung fast zugeschnürte Kehle: — „Ich will mit Ihnen reden, weil Sie der einzige Mensch auf Erden sind, zu dem

ich aus früheren Tagen her eine Art von Zuneigung bewahrt habe, Colonel." Die Gräfin beugte sich weit vor und stierte den Obristen an, während Schweiß ihre Stirn bedeckte und ihre in einander gefalteten Hände heftig zitterten. „Colonel, haben Sie nicht bisher geglaubt, ich sei wenigstens Mitwisserin, wenn nicht die Anstifterin von Charot's Tode? — Hast Du das bisher geglaubt? ich frage Dich auf Dein Wort als Edelmann, Wilhelm Stetten, sprich ja oder nein!"

„Ich habe nichts geglaubt," antwortete der Obrist, der jetzt seine Fassung wieder gewonnen hatte, mit gepreßter Stimme; „aber ich weiß es, Sophie, daß Du um den Mord Deines Gemahls vorher gewußt hast!"

„Du weißt es, Colonel!" schrie die Gräfin jetzt überlaut, und ein gellendes Lachen folgte schaurig ihrem Ausruf, „Du weißt es, o, und Du jämmerlicher Mensch konntest länger als zwanzig Jahre hindurch die Mörderin Deines Waffenbruders und Freundes täglich sehen? Du weißt es, daß ich meinen Gemahl gemordet habe! fährst fort, mir den Hof zu machen; o, Du jämmerlicher Mensch! glaubst Du vielleicht, ich hätte meinen edlen, freundlichen Charot gemordet, um Dir Elenden anzugehören?"

Die Gräfin war entsetzlich. Der Obrist aber blickte sie fest an und als sie geendet, sprach er leise: „Ich habe Dich von Kind an geliebt, Sophie, ich konnte Dich nicht verrathen, obwohl mir Rabenow sterbend vertraute, daß Du um sein Vorhaben gewußt habest."

„Sei still, armseliger Mensch, der Du bist!" herrschte die Gräfin dem Obristen zu, und fuhr dann hastig fort: „Mir ahnte, daß Du einen Verdacht auf mich habest, von dem wollte ich mich reinigen; Du solltest der Gehülfe meiner Rache sein und nur der Schuldlose hat ein Recht zur Rache; ich aber bin schuldlos und werde mich rächen. Höre mich, Mann! Hier in diesem Hause wurden zwei junge, schöne Mädchen erzogen; Du hast sie beide gekannt, beide waren Deine Basen, die Mädchen hießen Sophie und Regina, sie liebten sich, wie sich junge Mädchen in solchem Alter lieben. Regina heirathete den Forstmeister von Rabenow, ich den Grafen Charot. Rabenow war ein finsterer, argwöhnischer, wüster Gesell, mein Charot mild, freundlich, großmüthig, tapfer, ein eleganter Cavalier. — Er war mir nicht treu, ich wußte es bald. Das war ein brennender, fressender Schmerz in meiner Seele; aber ich verzieh ihm stets auf's Neue, wenn er umkehrte und Besserung gelobte. Ich

liebte ihn so sehr!" Eine Thräne zitterte in dem Auge der Gräfin, das an dem Bilde ihres Gemahls hing. „Meine Cousine Regina war meine Nebenbuhlerin. Sie hatte mir das Herz meines Gemahls geraubt, doch nicht auf lange; denn Charot ward ihr untreu um seiner Gemahlin willen, und nicht ich war es, sondern Regina, die ihren Mann als Mörder gegen meinen edeln Charot ausschickte; sie wollte sich rächen an Charot und mir, weil er ihr untreu geworden um meinetwillen; sie hetzte ihren eifersüchtigen Mann bis zum Mord; sie kannte den Gang, durch den wir eben gekommen, eben so gut, wie ich; sie ließ meinen Gemahl an meiner Seite in diesem Bett da ermorden. Großer Gott, und der einzige Mensch, dem ich noch einen Rest von Zuneigung bewahrte seit jener Mordnacht, er hält mich für die Mordgehülfin!"

Der Obrist blickte der Gräfin spähend ins Angesicht. Offenbar glaubte er nicht an die Unschuld der Frau, und wie sollte er auch? Hatte er sie nicht seit länger als zwanzig Jahren nur von Haß erfüllt gesehen, nur Härte und böse Eigenschaften an ihr bemerkt? Sah er sie nicht ihren edlen Sohn auf's Schwerste tyrannisiren, nur, weil er Regina von Ra-

benow liebte, und hatte sie nicht endlich der sterbende Mörder Charot's der Mitschuld angeklagt?

Nach einer längeren Pause endlich schien sich die Gräfin ihren Gedanken zu entreißen. Sie blickte den Obersten an und sprach dann traurig: „Ach, Colonel, Sie glauben mir nicht, es wird mir schwer, daß ich meine Worte beweisen muß; aber Sie kennen die Handschrift Ihrer Cousine Regina von Rabenow. Da haben Sie den Brief, in dem sie mir ihre Tochter auf dem Todtenbette empfahl."

Die Gräfin nahm ein Blatt aus einer verstaubten verschlossenen Mappe von dem Tisch und legte es vor den Obristen nieder; der las es durch, langsam, peinlich langsam, und legte es dann wieder schweigend hin.

„Halten Sie mich noch für die Mordgehülfin bei dem Tode meines Gemahls?"

„Nein!"

„Auf Ihr Ehrenwort!"

Wieder eine stille Pause, während welcher die beiden alten Leute sich mit seltsamen Blicken anschauten. Das Licht brannte trüber, es wehete eine qualvoll beängstigende Atmosphäre durch das Mordzimmer; der Obrist hörte deutlich, wie gewaltig das Herz der Grä-

fin klopfte, so still war's in dem schaurigen Gemach. Der Obrist erhob sich endlich, faßte die Hand der Gräfin und fragte ernst: „Was wollen Sie thun, Sophie?"

„Mich rächen!" antwortete die Dame stolz und stark, aufstehend.

„An wem?"

„An dem Kinde des Mörders und der Mordgehülfin!"

„Ist das im Sinne des edlen, milden Charot?"

„Der edle, milde Charot ist todt; aber seine starke Rächerin lebt!"

„Sophie," bat der Oberst, „hören Sie auf den einzigen Menschen, dem Sie, wie Sie selber sagen, einige Zuneigung bewahrt haben. Ihre Rache an der armen Regina hat schon längst begonnen; jetzt sehe ich, daß es ein Werk der Rache war, als Sie das arme Kind an den kläglichen Leutrum verheiratheten."

„So sehen Sie meine Rache wirklich, Colonel?" triumphirte die Gräfin.

„Ich sehe sie," fuhr der Oberst mit steigendem Ernst fort, „ich sehe, wie Sie das Vertrauen einer sterbenden Mutter, mag sie auch zehnmal Ihre Tod-

feindin gewesen sein, wie Sie das Vertrauen einer sterbenden Mutter, die sich nach einem reumüthigen Sündenbekenntniß an die Großmuth einer Feindin wandte, getäuscht haben; ich sehe, daß Sie eine scheußliche Rache nahmen an einem unschuldigen jungen Mädchen, daß Sie eine blühende Jungfrau an einen sterbenden Greis schmiedeten und in grauenvoller Frivolität Ihre Lust an der Qual des Kindes hatten, das Ihren Sohn liebte, den Sie aus keinem andern Grunde haßten und tyrannisirten, als weil er ein schönes, liebes Wesen liebte, das mit ihm aufwuchs! Ich frage Sie, Sophie, ist Ihre Rache noch nicht befriedigt?"

„Nein!" entgegnete die Gräfin laut und hart und blickte mit einem fast irrsinnigen Blick auf das Bett, in welchem ihr Gemahl ermordet worden war.

„Sie wollen also wirklich in raffinirtester Rache das Kind des Mörders mit dem Kinde des Gemordeten vermählen?"

„Ich will!"

„Und ich will's hindern!"

Die Gräfin lachte höhnisch auf und ergriff das Licht, mit dem sie das Mordzimmer verließ. Der Obrist folgte ihr.

Draußen aber heulte der Regensturm und die Raben schrien zum andern Mal.

III.

Der Tempelgarten.

Hinter dem Ordenshause lag der Tempelgarten. Das war ein überaus reizender Platz; von schnurgeraden Taxuswänden war er durchschnitten und ernst ragten hohe Tannen und gewaltige Weymouthskiefern über die steinernen Götterbilder und die Steinsitze, die hier in einem Rondel, dort in einem Achteck an der versiegten Fontaine zur Ruhe einluden.

Ein frisches, kühles, heimliches Plätzchen!

Drei Wochen etwa sind vergangen, seit Regina Leutrum ihren Jugendfreund Andreas traf in dem Rabenkrug; drei Wochen hat sie seiner gepflegt mit jener unermeßlichen Geduld, die nur aus dem Gefühl der Liebe oder der Pflicht ihre Kraft schöpft; drei Wochen hat sie sein Schmerzenslager nicht verlassen und heute

feiert sie ihren ersten Triumph, sie führt den vom Krankenlager erstandenen Freund zum ersten Mal hinaus ins Freie.

Der todtwunde Mann stützt sich auf den Arm des schwachen Weibes, das mit einem Blick voll unaussprechlich zarter Sorgfalt zu ihm aufblickt.

Diese beiden Menschen, die sich zärtlich liebten, fügten sich gegenseitig die unermeßlichsten Qualen zu. Er, den Tod im Herzen fühlend, lächelte, um sie nicht zu betrüben, und sie scherzte mit gebrochenem Herzen; denn ihm sollte nicht ahnen, daß sie um seinen nahen Tod wisse, weil ihm das schmerzlich gewesen sein würde. Beide liebten sich, beide betrogen sich.

O, sie konnte so allerliebst muthwillig sein, diese reizende Regina! Sie stieß die Spitze ihres Füßchens in den Sand des Weges und bestaubte die Stiefel des Grafen und sah ihn dazu so schelmisch herausfordernd an, daß er sich der süßen Kinderei freuen mußte und lächeln.

Er lächelte, und sie lachte ihn so unbeschreiblich hold an aus ihren himmlischen blauen Augen, und hinter seinem Lächeln lauerte der Tod.

Und so gingen sie weiter zwischen den lauschigen Taxushecken, und er drückte den Arm, auf den er

seine Hand stützte, leise an sein wundes Herz; sie fühlte den leichten Druck wohl und es schnitt ihr wie ein Messer dnrch die Seele, aber sie schien nichts zu bemerken und plauderte harmlos weiter. Sie kamen zu einer der wasserlosen Fontainen; sie setzten sich nieder auf einer Steinbank unter einem künstlichen Felsen, von dem ein weißer Rosenstrauch seine mit Knospen und Blüthen gezierten Ranken tief herabhängen ließ.

Andreas hielt die Hand der Geliebten leicht in seiner Linken; er nahm sie zuweilen, um sie an seine Lippen zu drücken, dann aber beeilte sich Regina selbst, ihr Händchen sanft an die Lippen des Freundes zu legen, um ihm auch diese Mühe zu ersparen. Die leichte Röthe, die dann auf dem bleichen Gesicht des Grafen für einen kurzen Augenblick sichtbar wurde, verrieth, wie sehr ihn diese rührend zarte Aufmerksamkeit beglückte. Er neigte dann langsam sein Haupt und hauchte einen leichten Kuß auf das weiche Haar Regina's.

So saßen sie lange. Als aber Regina fühlte, daß sie bald nicht mehr im Stande sein werde, zu sprechen vor innerer Wehmuth und Liebesharm, da reichte sie dem Grafen ihr Taschenbuch und sprach: „Wollen Sie

einmal mein Skizzenbuch durchblättern, lieber Andreas? Es ist mancher hübsche Blick, manch prächtiger Baum, manche schöne Blume darin."

Lächelnd nahm der Graf das Buch, mechanisch öffnete er es und warf einen Blick hinein; aber seine Augen wurden plötzlich weit, die Hand mit dem Buch sank matt nieder und leise fragte er: „Regina, warum das; das in dieser Stunde?"

Erschreckt blickte Regina in das Gesicht ihres Freundes, dann in das Buch, sie begriff nichts; der Graf hatte zufällig das Blatt aufgeschlagen, auf das Regina an jenem Tage das steinerne Kreuz am Wege gezeichnet, das alte steinerne Kreuz mit den dunklen Fichten dahinter, und in blauen Glockenblumen ringsum.

„Was ist? was meinen Sie Andreas?"

Der Graf schloß das Buch, sah seine Freundin seltsam traurig an und sprach: „Da, wo das steinerne Kreuz am Wege steht, da fand man in den Sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Kriegs- und Domainenrath von Rabenow erschossen und —"

„Und?" fragte Regina gespannt und hob die bebenden Hände auf zu ihrem Freund; der aber fuhr

düster fort: „Und der Graf Charot hatte ihn erschossen.“

Tiefe Stille herrschte eine Minute lang; dann rang sich der kräftige Geist Reginens siegreich empor, und mit ihrem süßesten Lächeln und fester Stimme sprach sie: „Andreas, hier meine Hand, nehmen Sie, zur Sühne für den Tod meines Großvaters!“

Der Graf war eben im Begriff, die dargebotene liebe Hand zu ergreifen; da stand die Gräfin, seine Mutter, vor ihm und sprach mit süßlicher Stimme, aber entsetzlichen Hohn in ihren furchtbaren Augen: „Das ist schön, ma chère baronne, wohl, mein Sohn Andreas; amende honorable auch von Ihrer Seite, liebe Regina; denn da oben ist ein Zimmer, darin wurde Ihr armer Vater ermordet, Graf Andreas, zu nächtiger Stunde, meuchlings, vor einigen und zwanzig Jahren, und der Forstmeister von Rabenow war sein Mörder; Sühne, Versöhnung, allons, mes enfans!“

Die Gräfin lachte laut und ließ das Paar allein. Regina hielt das Haupt des Grafen in ihren Armen, sie drückte es zärtlich an ihre Brust, sein Blut floß in dunklen Strömen über ihr Gewand, und in den

dunklen Tannen über ihnen schrien die Raben zum dritten Mal.

Noch einmal öffnete der unglückliche junge Mann seine Augen, noch einmal traf sein brechender Blick den süßen Blick Reginens; dann schlossen sich seine Augen, ein heftiges Zittern durchzuckte ihn, und an Reginens Brust hauchte er seinen letzten Athem aus.

Wie lange die Baronin von Leutrum dort auf der Steinbank gesessen, die Leiche des Geliebten in ihren Armen — sie wußte es nicht; sie blickte nieder aus ihren süßen Augen — still und traurig und sanft in das bleiche Gesicht des Todten; leise, leise murmelten die Lippen das fromme Gebet nach, das sie tief im Herzen sprach für die Seele des Geliebten und für sich. Regina von Leutrum war eine von jenen starken Seelen, von jenen unverzagten Herzen, die nicht trauern, als ob sie keinen Trost hätten. Die junge Frau hatte jenen unaussprechlichen Trost, der lebendig macht. Der Tod trennte sie nicht immer von dem Geliebten und ihre leisen Thränen galten nur einem kurzen Scheiden.

Regina hielt noch immer das Haupt des Grafen in ihren Armen, als sie Stimmen hinter den Taxuswänden vernahm, die näher kamen. Es waren die

Geschwister Stabrow. „Wirklich,“ sagte Fritz, „es ist mir sehr fatal, daß sie den Vetter Andreas heirathet, ich hätte sie lieber genommen wegen der Güter!“

„Aber Fritz!“ entgegnete Charlotte ernsthaft, „wenn sie nun den Vetter Andreas liebt — und der sie liebt, und das ist, ich hab' es all' die Zeit her gesehen, da er so krank war!“

„Hast Recht, Lottchen,“ entgegnete der wohlbeleibte Edelmann nachdenklich, „werde ohne Leutrum's Güter auch nicht verhungern, und, offen heraus! ich fürchte mich immer so halb und halb vor der Regina, und es taugt nichts, wenn sich der Mann vor der Frau fürchtet; auf dem Lande wenigstens, in der Wirthschaft ist's nicht gut wegen des Exempels, in der Stadt ist's vielleicht anders.“

Die Geschwister bogen um die Ecke.

„Ich gratulire, ich gratulire, gnädigste Tante!“ schrie Fritz von Stabrow von Weitem schon.

Regina winkte ihm mit traurigem Lächeln; erschrocken traten die Geschwister näher.

„Er ist todt,“ sprach Regina einfach, „helft mir ihn hineintragen!“ Die gute Charlotte weinte laut und auch Fritz von Stabrow mußte sich seines blauen Taschentuchs bedienen.

So trugen sie ihn in das Ordenshaus.

Und vier Tage später, da war Regina wieder im Tempelgarten, sie brach die Ranke weißer Rosen ab, die von dem künstlichen Felsen über den Steinsitz hing, auf dem Graf Andreas in ihren Armen gestorben war.

Die Baronin war in Reisekleidern, und ihr Wagen hielt angespannt vor dem Ordenshause. Sie ging durch die Flurhalle zurück; Charlotte von Stabrow folgte ihr, und ihr Bruder Fritz war bereits zu Pferd gestiegen. Beide glücklich, wie nie; er, denn die Baronin hatte ihm die Verwaltung der so sehnlich von ihm gewünschten Leutrum'schen Güter übertragen; sie, denn sie verließ das Ordenshaus und reiste mit Regina nach Italien.

Als Regina von Leutrum durch die Flurhalle schritt, kam der Obrist von Stetten aus den Gemächern der alten Gräfin. Er drückte Reginens Hand und sprach: „Bestehen Sie nicht darauf, die Gräfin zu sehen, sie ist böser, als je, gestern hat sie die Mertefeld fortgeschickt, heute, eben hat sie mir befohlen, mich nicht wieder im Ordenshause blicken zu lassen! Doch ich werde sie nicht verlassen! Leben Sie wohl, liebe Baronin!"

So schieden sie, so blieb das Ordenshaus einsam und verlassen.

Einige Wochen darauf schon erhielt die Baronin von Leutrum einen Brief des Obersten von Stetten. Die greise Gräfin war nicht mehr; eines Morgens wurde sie vermißt, nach langem Suchen fand sie der Oberst in dem Thurmzimmer, in welchem der Graf, ihr Gemahl, einst ermordet worden. Sie lag todt in demselben Bett, aus dem sie in jener Nacht der Hülfruf des Gemordeten geschreckt. So endete eine Frau, die das Unglück böse gemacht hatte.

Verlagsbericht und Urtheile der Presse
über einige neue höchst interessante Werke aus dem Verlage von
Otto Janke in Berlin.

Bogumil Goltz, Characteristik und Naturgeschichte der Frauen. Zweite verbesserte Auflage. Mit elegantem Buntdruck-Umschlag. Geh. 1 Thlr.

Bogumil Goltz gehört ohne Zweifel zu den eigenthümlichsten Erscheinungen unserer Literatur und würde als Humorist noch mehr anerkannt sein, wenn er nicht seine oft scharfen Beobachtungen und treffenden Einfälle in eine so barocke Form, in einen solchen Redeschwall einhüllte, daß sich die Mehrzahl derer, die ihn lesen wollen, darunter wie unter einer Lawine begraben fühlen und es beim Versuche bewenden lassen. Man möchte manchmal wirklich glauben, daß dieser originelle Schriftsteller wenigstens in einem Punkte mit der großen Masse der Schriftsteller an einem Joche zieht, nämlich daß er gezwungen ist, zu viel zu schreiben. Die vorliegende Schrift dagegen macht den Eindruck eines mit reifer Ueberlegung und Sammlung abgefaßten Werkes, das durch vielseitige Beobachtung fesselt und auch durch eine einfachere Form dem Leser entgegen kommt. Es hat denn auch ein dankbares Publikum gefunden, wenn auch, aller Vermuthung nach, mehr unter den Männern als unter den Frauen, denen der Verfasser durchaus nicht zu schmeicheln beab-

sichtigt, was seiner Meinung nach ohnehin genug geschieht. Bogumil Goltz will den Frauen ihre Ehre zwar lassen, aber nur innerhalb ihres Kreises, den sie nicht überschreiten sollten; Bogumil Goltz ist von Allem eher ein Freund, als von der Emancipation und der Verwischung des Unterschiedes der Geschlechter. Wir theilen zur Probe folgende Stelle mit, die manchem vielgeprüften Ehemanne,

Wenn er Vernunft gepredigt Stunden lang

(mit dem bekannten Erfolge!), zu einigem Trost — wegen der Allgemeinheit des Uebels — gereichen mag: „Nach meiner Ueberzeugung kann der Mann den Frauen keinen ehrlicheren Respect beweisen, als wenn er mit ihnen, wie mit ebenbürtigen, d. h. mit Wahrheit liebenden Wesen, und nicht wie mit solchen Geschöpfen spricht, die vermöge ihrer vorherrschenden Sinnlichkeit nur durch einschmeichelnde Phraesn bei liebenswürdiger Laune zu erhalten sind. Der Aerger solcher Frauen, die sich von meinen Denunciationen getroffen fühlen, darf mir keine Gewissensbisse machen; und diejenigen, welche meinen Charakteristiken nicht ähnlich sehen, brauchen sie nicht auf sich zu beziehen. Die Anklage auf Verleumdung und Caricatur muß Jeder auf sich nehmen, der den Leuten unbequeme Wahrheiten sagt und dabei den Nagel auf den Kopf getroffen hat; was endlich das beliebte Requisit der Liebenswürdigkeit für den Autor betrifft, so ist es Zeit, daß den um ihrer Grazie und Anmuth willen verwöhnten Frauen eine Art von Ungeheuer auf den Hals geschickt werde, weil an einem solchen sich ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit desto besser contrastirt. Daß die Damen sich am besten auf diesen Vortheil verstehen, kann Jeder aus einer Musterung von Ehe-Paaren entnehmen, falls er die Ungeheuer in allen Gestalten und Masken heraus zu finden versteht. Den Frauen gegenüber bleibt der Mann halb ein Narr; er sei ihr Eheherr, ihr Bräutigam, ihr Sachwalter

oder ihr Freund. Er erklärt ihnen einmal und zehnmal dasselbe: er explicirt, er demonstrirt, daß es eine Art hat: er wolle es eben so, weil es nur so, und zu der Zeit seinen Zweck erfülle, anders aber nicht; er spitzt die Argumentation, und er begründet sie so gründlich, daß ein Zaunstecken davon Wurzeln kriegen könnte; er accentuirt den casus quaestionis mit aller möglichen Mimik und logischen Emphase; die Dame fürchtet auch einen Augenblick das hereinbrechende Donnerwetter; aber den geistigen Effect, den, welchen das Argument als solches, die Wahrheit als Wahrheit machen soll: den respectirt das Weiblein nimmermehr; — sie respectirt nicht von Herzen, sondern nur nothgedrungen und in halber Verzweiflung Gesetz und Recht. Der Mann kann reden, was er will: das Wort ist für ein richtiges Frauenzimmer keine geistige Macht. So lange sie leidenschaftlich bewegt ist, scheinen ihr die Vernunftgründe, welchen das Wort dient, eine von den Männern erfundene Schul-Pedanterie, ein gelehrter Hokus-Pokus zu sein. Sie hört nicht auf Gründe, sie gelten ihr als unausstehliche Zumuthung, als eine Beeinträchtigung ihres Gefühls und ihrer Herrschaft durch weiblichen Instinct. Ihre Logik ist der Affect, sie fühlt nur ihre Stimmung, ihr Interesse; sie bezieht Dinge und Verhältnisse nur eben auf ihre Person. Welch ein Unrecht anderen Leuten geschieht, und was die Sachen als solche auf sich haben, das begreift und behält eine Frau selten in dem Falle, wo ihr Interesse oder ihre Antipathie ins Spiel gekommen ist. Ja, während der klarsten, bündigsten Auseinandersetzung ist die Zuhörerin nur mit ihrer Alteration und Opposition beschäftigt, und nimmer bei dem Object oder der Nothwendigkeit. Das Wort ist ihr, sobald es Träger und Stellvertreter des Geistes sein, sobald es absolute Geltung haben soll, nur Schall. Sie läßt höchstens Pathos, Emphase und Declamation an sich kommen, wie in

einem Schauspiel. Die Darlegung wirkt auf sie jedenfalls rednerisch, mimisch, plastisch, selten als überzeugende Macht. Wenn alle Beweisgründe erschöpft sind und der Sprecher die Wirkung entgegenzunehmen vermeint, um deretwillen er seinen ganzen Redewitz auf der Croupe parirt und all seine Logik, alle Eloquenz in beide Hände genommen hat: so kommt Madame auf denselben fatalen Punct, auf denselben Nonsens wieder zurück, von dem sie ausgegangen war; und alle rhetorischen Künste, alle aufgewendeten Vernunftgründe gelten für nichts. Nun geräth der Mann außer sich, er ist empört; ein Stück Kupfer läßt sich vom Hammer zureden, bis es ein Theekessel wird; in Stein und Stahl lassen sich Worte graviren, warum nicht in die tabula rasa, in die unbeschriebene Daguerreotyp-Platte einer Frauen-Vernunft? Der ruhigste, gleichmüthigste Mann muß verzweifeln, wenn die Menschenvernunft nichts mehr verfangen will. Aber Madame soll partout Raison annehmen. Die geharnischten Gründe werden ihr nochmals an zitternden Fingern, mit bebenden Lippen, mit blitzenden Augen, mit von Ingrimm gepreßter Stimme hergezählt; jedes Wort wird so betont, als wenn es Geister beschwören und Gestorbene erwecken soll. Die Argumente werden der Hartnäckigen wie Daumschrauben angesetzt; die ganze Beweisführung wie eine Pistole auf die Brust gehalten; die Vernunft wird ihr auf den Kopf zugesagt, und gleichwohl wieder abgefordert, wie man einem Menschen, der im Verdacht des Irrsinns steht, die Beglaubigung seiner gesunden fünf Sinne abverlangt. Madame soll sich kurz und deutlich erklären, ob sie begriffen hat, sie soll gar nicht sagen, was sie thun oder lassen will; das Object des Streites und dessen Erfüllung soll Nebensache bleiben; der Mann will nur die Satisfaction haben: daß er Recht hat; daß seine Ehehälfte Menschen-Vernunft besitzt und respectirt. Es gilt jetzt nicht mehr ein

materielles Interesse: Frau Gemahlin sollen factisch ihr Stück durchsetzen; es soll nur im Interesse der Wahrheit, der Logik, der Menschenwürde eine Erklärung abgegeben werden: dies aber ist die zur Vernunft Gepreßte nicht capabel; das ist zu viel von ihrer Frauenzimmer-Natur gefordert; es bricht ihr das Herz. Sie fühlt sich maltraitirt, sie hat vor Alteration nur Worte gehört, und ist als Tragödin nur mit ihrem Leidwesen beschäftigt gewesen. Sie begreift nur ihr grenzenloses Elend, die dialektische Barbarei der Männer. Jetzt brechen auch die langverhaltenen Thränen hervor und schwemmen alle Rhetorik, Logik und Erörterung fort: das ist Weiber-Raison!"

(**Kölnische Zeitung**.)

Gerade vor einem Jahre bei Erwähnung eines anderen Werkes von Goltz sprachen wir von der kleinen, aber treuen Gemeinde, die seinen Worten lauschte; die jetzt erschienene 2te Auflage des Buches über die Frauen giebt uns indeß zu unserer Freude Veranlassung zu glauben, daß die seinen Worten lauschenden Gläubigen zugenommen haben müssen, was uns seinetwegen, wie im Interesse unserer Literatur erwünscht scheint. Das uns vorliegende Werk (wie alle in dem Janke'schen Verlage erscheinenden, sehr elegant ausgestattet) sagt bekanntlich den Frauen keine Complimente, sondern sagt ihnen oft auf echt deutsche Weise derb die Wahrheit, wirkt aber darum doch und zwar vielleicht um so stärker; denn wir wissen aus Erfahrung, daß gerade Frauen die eifrigsten Leserinnen des Goltz'schen Buches gewesen sind; ob sie aber auch die darin enthaltenen Wahrheiten beherzigt, das ist eine Frage, deren Beantwortung wir unserm Verfasser oder einem Goltz II. überlassen müssen. Jedenfalls aber ver-

dient diese Characteristik der Frauen auch in 2. Auflage von Jedermann und jeder Frau gelesen zu werden.

(**Kritische Blätter.**)

Vaterländische Geschichten von Max Ring. 2 Theile. Berlin von Otto Janke.

Max Ring weiß populär und unterhaltend zu erzählen. Die hier gesammelten Geschichten sind bereits zum großen Theile anderweitig in Kalendern ꝛc. abgedruckt gewesen und haben geschichtliche Personen und Anekdoten zum Gegenstande. Die Geschichte selbst ist in ihnen, wie dies jetzt so vielfach beliebt wird, ihres ernsten Musengewandes entkleidet und erscheint in irgend einem für die Leser geeignet gehaltenen Kostüm, so daß sie häufig in diesem Maskenanzuge gar nicht wieder zu erkennen ist.

(**Breslauer Zeitung.**)

Hedrich, im Hochgebirge. Zwei Novellen. Mit einem Vorwort von A. Meißner. Geh. 20 Sgr.

Die Nachtstücke „Im Hochgebirge“ von Hedrich (Berlin, Otto Janke) gehören unserer Meinung nach zu dem Frappantesten und Bedeutendsten, welches die deutsche Erzählerkunst seit lange geliefert hat. Jedes der beiden Stücke ist eine Tragödie im ganz engen Rahmen. Es ist eine Energie, eine Kraft des Anschaulichmachens darin, die den Leser zwingt, das Seltsamste auf's Jota zu glauben. Es ist uns wiederholt vorgekommen, daß die Leser des kleinen Büchleins den Verfasser gefragt: Ist auch wirklich alles historisch? Hat sich das wirklich so zugetragen? So sehr war die realistische Naturwahrheit Herr über die Köpfe der Leser

geworden, daß sie nicht glauben konnten, es hier mit Phantasiegeschöpfen zu thun zu haben. Für den Geschmack des großen Publicums mögen die beiden Geschichten zu herb, zu gewaltsam, zu wortkarg erzählt sein; der Kenner des Poetischen liest sie ungefähr wie der Kunstkenner die Radirung eines alten Meisters betrachtet: jede Linie die da ist, ist auch nöthig, und jede steht, wo sie stehen soll. Wir bemerken schließlich, daß Hedrich ein deutschschreibender Tschesche ist und daß der nicht selten zum Ausbruch kommende ungestüme und heftige Zug des böhmischen Naturells diese Compositionen entschieden kennzeichnet.

(**Süddeutsche Zeitung.**)



Druck von Joseph Royer in Berlin.

